

LUDWIG-MAXIMILIANS-UNIVERSITÄT MÜNCHEN
INSTITUT FÜR KOMMUNIKATIONSWISSENSCHAFT UND MEDIENFORSCHUNG

Freie wissenschaftliche Arbeit zur Erlangung des Grades Diplom-Journalist Univ.

Unter Wissensmachern

Eine Untersuchung journalistischen
Handelns in Wissenschaftsredaktionen

eingereicht bei Prof. Dr. Michael Meyen
vorgelegt von Jakob J. E. Vicari im September 2007

Inhaltsverzeichnis

Verzeichnis der Tabellen	VI
Verzeichnis der Abbildungen.....	VI
Belege	VIII
Abkürzungsverzeichnis.....	VIII
1 Einleitung	1
2 Theoretische Fundierung	4
2.1 Analytische Eingrenzung.....	4
2.1.1 Ergebnisse der Wissenschaftsjournalismus-Forschung.....	4
2.1.2 Besonderheiten des Wissenschaftsjournalismus	8
2.1.3 Wissenschaftsjournalistische Selektion	10
2.1.4 Wissenschaftsjournalismus als journalistisches Handeln und journalistische Kommunikation	14
2.2 Programme	20
2.2.1 Moderne wissenschaftsjournalistische Programme	20
2.2.2 Sammlungsprogramme	23
2.2.3 Selektionsprogramme	24
2.2.4 Darstellungsprogramme.....	33
2.2.5 Prüfprogramme	34
2.2.6 Koordination	34
2.3 Das Ressort Wissen als soziales System.....	36
2.3.1 Ressort.....	36
2.3.2 Sinn.....	38
2.3.3 Funktion	40
2.3.4 Operative Geschlossenheit	41
2.3.5 Autopoiesis	42
2.3.6 Öffentlichkeit	43
3 Von der Theorie zur Empirie	45
3.1 Eine Arbeitsdefinition.....	45
3.2 Methodendiskussion.....	46
3.2.1 Beobachtung als Methode.....	46
3.2.2 Leitfadengespräch als Methode	53
3.2.3 Beobachtertagebücher.....	54
3.2.4 Flankierende Dokumentation	55
3.2.5 Triangulation	55
3.3 Instrumenten-Entwicklung.....	57
3.3.1 Untersuchungsdesign.....	57
3.3.2 Das Beobachtungsinstrument	58
3.3.3 Interview-Leitfaden	62
3.4 Ausführung der Studie.....	63
3.4.1 Datenerhebung.....	63
3.4.2 Datenaufbereitung.....	69
4 Redaktionelle Profile	71
4.1 Profil der Badischen Zeitung	71
4.2 Profil der Berliner Zeitung.....	73
4.3 Profil der Frankfurter Rundschau	74
4.4 Profil der Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung	75

5 Handeln im Überblick	77
5.1 Übersichtsdaten zum Ressort Wissen	77
5.1.1 Eckdaten	77
5.1.2 Arbeitsgeschwindigkeit	78
5.1.3 Besonderheiten des Wissenschaftsjournalismus	83
5.1.4 Verhältnis zur Wissenschaft	84
5.2 Spezifik der Redaktionen	85
5.2.1 Redaktion Badische Zeitung	85
5.2.2 Redaktion Berliner Zeitung	90
5.2.3 Redaktion Frankfurter Rundschau	93
5.2.4 Redaktion Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung	97
5.3 Ressourcen	99
6 Die Programme des Wissenschaftsjournalismus	101
6.1 Sammeln	101
6.2 Selektieren	103
6.2.1 Aktualität	103
6.2.2 Neuigkeit	104
6.2.3 Vertrauen	106
6.2.4 Relevanz	107
6.2.5 Staunen	110
6.3 Darstellen	111
6.4 Prüfen	114
6.5 Koordination	116
6.5.1 Teamarbeit	116
6.5.2 Kommunikationsstrukturen	117
6.5.3 Komposition	119
7 Fazit & Ausblick	121
7.1 Fazit	121
7.2 Ausblick	122
Register	124
Literatur	126

Anhang A

A.1 Feldkontakt	I
A.2 Codebuch	II
A.3 Beobachtungsbogen	III
A.4 Leitfaden	IV
A.5 Das Programm ›Tagesverlauf‹	V
Erklärung zu Anhang B	VII
Lebenslauf	VIII
Eidesstattliche Erklärung	IX
Kontaktdaten des Verfassers	X

Anhang B (Sonderband)

B.1 Dokumentierte Zeitungsseiten	1
B.2 Blog der Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung	22
B.3 Leitfadengespräche	23

B.3.1 Interview Redakteur $\alpha 1$	23
B.3.2 Interview Redakteur $\beta 1$	27
B.3.3 Interview Redakteur $\beta 2$	33
B.3.4 Interview Redakteur $\beta 3$	36
B.3.5 Interview Redakteur $\gamma 1$	42
B.3.6 Interview Redakteur $\gamma 2$	51
B.3.7 Interview Redakteur $\gamma 3$	56
B.3.8 Interview Redakteur $\gamma 4$	60
B.3.9 Interview Redakteur $\delta 1$	65
B.3.10 Interview Redakteur $\delta 2$	72
B.3.11 Interview Redakteur $\delta 3$	78
B.4 Interview-Auswertung	82
B.5 Beobachtertagebücher	99
B.5.1 Badische Zeitung	99
B.5.2 Berliner Zeitung	101
B.5.3 Frankfurter Rundschau	104
B.5.4 Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung	108
B.6 Tagesverläufe	111
B.6.1 Badische Zeitung	111
B.6.2 Berliner Zeitung	111
B.6.3 Frankfurter Rundschau	112
B.6.4 Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung	113

Verzeichnis der Tabellen

2.1	Historische journalistische Programme.....	21
2.2	Moderne wissenschaftsjournalistische Programme.....	22
3.1	Beobachtungsformen	48
3.2	Überblick über die Teilnehmer der Beobachtung	66
3.3	Untersuchung im Überblick.....	68
5.1	Durchschnittliche Arbeitszeit und Handlungsfrequenz	79
5.2	Häufigkeitsanteil am Gesamthandeln.....	80
5.3	Handlungskategorien – Anteil am Gesamthandeln	82
5.4	Häufigkeit der Kategorien.....	82
5.5	Häufige Handlungen von $\alpha 1$	87
5.6	Häufige Handlungen der β -Redakteure	91
5.7	Häufige Handlungen der γ -Redakteure	93
5.8	Frankfurter Rundschau vs. Berliner Zeitung	96
5.9	Häufige Handlungen der δ -Redakteure	97
5.10	Häufigkeit der Ressourcennutzung.....	100
6.1	Sammlungsprogramme	102
6.2	Textbearbeitung an der Gesamthandlungsdauer	112
6.3	Alleinarbeit vs. Teamarbeit	116
6.4	Kommunikationstätigkeiten an der Gesamthandlungsdauer....	117

Verzeichnis der Abbildungen

2.1	Schematischer Aufbau des Journalismus.....	15
2.2	Die Beziehung zwischen Kommunikation und Handlung.....	15
2.3	Duschen als Thema in der Presse.....	18
2.4	Zusammenhang zwischen Programm und Handlung.....	20
2.5	Wissenschaftsjournalismus und Tagesgeschäft	26
2.6	Ein Hamburger wird durchleuchtet	31
2.7	Ein Wissenschaftsartikel über Aliens und DNA	32
2.8	Kommunikationsstrukturen in der Redaktion.....	35
2.9	Wissenschaftsjournalismus als soziales System beobachtet	40
3.1	Schema einer triangulierten Untersuchung.....	55
3.2	Ebenen der Triangulation.....	56
3.3	Methodische Perspektiven.....	57
3.4	Ablaufplan der Studie	58
3.5	Beobachtungsbogen ›Wissensmacher‹.....	61
3.6	Handlungsfelder ›Journalisten im Netz‹ und ›Wissensmacher‹.....	61
3.7	Merkmalsverteilung in der Stichprobe.....	64
3.8	Zeitungsformate.....	69
3.9	Schema der Sequenzschaubilder	70
4.1	Wissenschaft in der Badischen Zeitung.....	72
4.2	Wissenschaft in der Berliner Zeitung	73
4.3	Wissenschaft in der Frankfurter Rundschau	75
4.4	Wissenschaft in der Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung.....	76
5.1	Tagesverlauf eines Redakteurs der Badischen Zeitung.....	87
5.2	Handlungslängen von $\alpha 1$	89
5.3	Typische Stunde: Badische Zeitung.....	90
5.4	Typische Stunde: Berliner Zeitung	92
5.5	Tagesverlauf eines Redakteurs der Berliner Zeitung.....	92
5.6	Tagesverlauf eines Redakteurs der Frankfurter Rundschau.....	94
5.7	Typische Stunde: Frankfurter Rundschau.....	95
5.8	Typische Stunde: Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung.....	98
5.9	Tagesverlauf eines Redakteurs der FAS	99
6.1	Dinosaurier sind immer Nachrichten	108
6.2	Stufen der Artikel-Prüfung.....	114
6.3	Kommunikationsstrukturen in der Frankfurter Rundschau.....	117
6.4	Kommunikationsstrukturen in der Berliner Zeitung	118
6.5	Seitenmischung.....	119
A5.1	Die Programmoberfläche von ›Tagesverlauf‹	V
A5.2	Darstellung der Tagesverläufe.....	VI

Belege

Verweis im Text	Erläuterung
(Kohring, 2005)	Literatur wird nach APA 5 deutsch belegt. Die vollständige Literaturangabe findet sich im Literaturverzeichnis. Für den Beispielverweis: Kohring, M. (2005). <i>Wissenschaftsjournalismus. Forschungsüberblick und Theorieentwurf</i> . Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
Kap. 5.1	Verweis auf Kapitel 5.1 dieser Arbeit
Tab. 5.1	Verweis auf Tabelle 5.1
Abb. 5.1	Verweis auf Abbildung 5.1
A5	Verweis in den Anhang A, Kapitel 5
B3.α1-2	Zitat aus dem Leitfadengespräch im Anhang B, Kapitel 3, mit Redakteur α1 aus Antwort 2 (Dieser Anhang ist nicht öffentlich.)
B4.1	Verweis auf die Interviewauswertung in Anhang B, Kapitel 4, Kategorie 1 (Dieser Anhang ist nicht öffentlich.)
B5.5at	Zitat aus dem Beobachtertagebuch im Anhang B, Kapitel 5 mit dem Bezeichner 5at (Dieser Anhang ist nicht öffentlich.)

Abkürzungsverzeichnis

Abkürzung	Bedeutung
AAAS	American Association for the Advancement of Sciences
DARST.	Darstellung
DDT	Dichlordiphenyltrichlorethan (Insektizid)
DDVG	Deutsche Druck- und Verlagsgesellschaft
DNA	Desoxyribonucleinsäure
DPA	Deutsche Depeschen Agentur
EHEC	Enterohämorrhagische Escherichia coli (Darmbakterium)
FAS	Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung
FAZ	Frankfurter Allgemeine Zeitung
FR	Frankfurter Rundschau
h	Stunden
HIV	Humanes Immundefizienz-Virus
IDW	Informationsdienst Wissenschaft
IVW	Informationsgemeinschaft zur Feststellung der Verbreitung von Werbeträgern
KOMM.	Kommunikation
MEKO	medienvermittelte Kommunikation
min	Minuten
NASA	National Aeronautics and Space Administration (Raumfahrtagentur)
NZZ	Neue Zürcher Zeitung
PNAS	Proceedings of the National Academy of Sciences (Fachzeitschrift)
PR	Public Relations
PROD.	Produktion
SPSS	Statistical Product and Service Solutions (Computerprogramm)
sec	Sekunden
SONST.	sonstige Tätigkeiten
TAZ	Die Tageszeitung

1 Einleitung

Was wir über Wissenschaft wissen, wissen wir aus den Massenmedien. Wir wissen aus der Zeitung, dass Atomphysiker immer kleinere Teilchen und Dinosaurierforscher immer größere Saurier finden. Wir wissen, dass ein Grippevirus Vögel tot vom Himmel fallen lässt und welche Flugobjekte gerade auf Marsmonden landen.

Aber wie kommt die Wissenschaft in die Zeitung? Über die Realität des Wissenschaftsjournalismus wissen wir sehr wenig. Von der Wissenschaft fast unbemerkt sind Wissens-Seiten selbstverständlich geworden. Das einst »verspätete Ressort« (Hömborg, 1990) hat sich in der Qualitäts-Presse etabliert. Heute markiert das Ressort Wissen eine neue Realität im Journalismus.

Sie machen das Wissen der Gesellschaft: Wissenschaftsredakteure schreiben über die Entschlüsselung des menschlichen Genoms, den Skandal um den Klonforscher Hwang Woo-Suk oder das Sterben der Flussdelphine. Elf dieser Wissensmacher beschreibt diese Studie. Elf Journalisten an der direkten Nahtstelle zur Wissenschaft. Elf Redakteure, deren Wissenschaftsjournalismus die Zeitungen füllt.

Die Diplomarbeit stellt eine einfache **Forschungsfrage**: Wie arbeiten Wissenschaftsredakteure? Zur Beantwortung unternimmt sie eine Expedition zu den Wissensmachern. Sie schlägt einen Pfad mitten in das Ressort. Damit betreibt sie journalismustheoretische Grundlagenforschung. Ihr **Ziel** ist eine Beobachtung der wissenschaftsjournalistischen Programme. Diese will ich unter Wissensmachern erheben und bestimmen.

Zunächst gebe ich einen Überblick zum Wissenschaftsjournalismus. Ich spanne das Problemfeld der Arbeit auf. Daran schließe ich die Problematisierung der Herangehensweise und eine Einordnung meiner Arbeit in den Forschungskontext an. Die Kapitel der Arbeit stelle ich kurz vor.

Wie arbeiten Wissenschaftsredakteure? Lesen sie Fachzeitschriften oder googlen sie Wikipedia-Artikel; fragen sie Wissenschaftler, was wichtig wird oder erfinden sie selbst das nächste große Ding; sind sie Einzelkämpfer oder Teamworker; rasen sie als Reporter oder als Bluthunde durch die Labore; sind sie von missionarischem Eifer getrieben oder Forscher an der Schreibmaschine? Die bisherigen Erklärungsversuche der Kommunikationswissenschaft können diese Fragen kaum beantworten. Sie enden allzu oft vor den Redaktionstüren. Sie konzentrieren sich dort auf die Auswertung der gedruckten Medienoptik (Kohring, 2005, 243). Bestenfalls werden Befragungen per Telefon oder Fragebogen unternommen. Der Journalismus bleibt so Teil einer ungeöffneten Black-Box, die zwischen Papier-Anlieferung und Papier-Auslieferung die Seiten füllt.

Erst eine **Redaktionsbeobachtung** kann beantworten, warum Riesendinosaurier eher in die Zeitung kommen als Zeitreisen, wie Wissenschaftsjournalisten mit Arktis-Forschern und Kunstrasen-Herstellern umgehen, wie Flussdelphine und Teppichmilben, Neutrinos und Hirnschrittmacher in die Zeitung kommen – oder eben nicht.

Eine solche Beobachtung trifft auf Informanten und tiefgründige Recherche. Sie trifft auf das Ringen um Originalität und den faszinierenden Prozess der Seitenkomposition. Es ist eine ungesehene Welt – die mitten in der Öffentlichkeit arbeitet. Das macht es so spannend sie zu betreten – und auf Personen zu treffen, die sich selbst wundern, was sie da täglich tun: Journalismus, der Wissen macht. »Die Wissensmacher« hat Holger Wormer sie treffend genannt (2006b). Ich habe mich unter sie begeben. Indem ich sie Wissensmacher nenne, kennzeichne ich meine funktionale Herangehensweise.

Wie arbeiten Wissenschaftsredakteure? Die Studie ist als Beobachtungsstudie angelegt und will Arbeitsprogramme der Wissensmacher erfassen. Meine Arbeit stützt sich auf umfangreiches **Material**. Vier Wissenschaftsredaktionen der deutschen Qualitätspresse habe ich jeweils eine Woche lang beobachtet. Die Arbeit basiert auf über 160 Stunden Feldbeobachtung und Leitfadengesprächen mit elf Wissenschaftsredakteuren. Dabei wurden 1649 Handlungen mit einer Handlungsdauer von über 84 Stunden standardisiert erhoben und die Entstehung von zwanzig Zeitungsseiten dokumentiert. Die Auswertung eröffnet auf den geschriebenen Wissenschaftsjournalismus eine neue Perspektive.

Wie arbeiten Wissenschaftsredakteure? Über keine andere Gruppe von Journalisten wurden schon so viele Vermutungen geäußert wie über Wissenschaftsjournalisten. Zur Begründung meiner **Theorieentscheidung** skizziere ich die Antworten von drei klassischen und der hier gewählten systemtheoretischen Theorie.

Wissenschaftsjournalisten arbeiten mit dem Wörterbuch, so lautet die älteste Antwort (Latour, 2005). In diesem Verständnis sind Wissenschaftsjournalisten **Übersetzer** wissenschaftlicher Information. Für manche wird aus Martin Luther damit der erste Wissenschaftsjournalist (Goede, 2004, 3).¹

Wissenschaftsjournalisten beschreiben die Welt durchs Mikroskop betrachtet, meinen andere. Das ist die Idee vom **Forscher mit Schreibmaschine**. Meist ist sie mit der Forderung nach einer wissenschaftlicheren Herangehensweise verbunden (Haller, 1987, 1996). Und meist betonen ihre Vertreter den fehlerhaften Charakter der Wissenschaftsberichterstattung aus einer normativen Perspektive (Kepplinger et al., 1992).

Das heute vorherrschende Bild zeigt den Wissenschaftsjournalisten, wie er mit bunten Grafiken unter dem Arm strahlend aus Laboren eilt. Im französischen heißt das »**Vulgari-sation**« (Béguet, 1990). Und dieses Wort bezeichnet die Mission, das hohe Wissen dem gewöhnlichen Volk zugänglich zu machen, sehr exakt. Im Deutschen heißt es unverbindlicher »Popularisieren«. Der Journalist ist dabei eine nicht unsympathische Figur. Er ist quasi Lehrer im Dienste der Wissenschaft. Eine nicht unverfängliche Betrachtung, die in der kommunikationswissenschaftlichen Tradition problematisch verwendet worden ist. Oft wird der Lehrer als Propagandist in die Pflicht genommen.

1. Direkte Konsequenz aus diesem Gedanken: Die Luther-Bibel ist das erste Stück Wissenschaftsjournalismus.

Matthias Kohring hat das als ›**Paradigma Wissenschaftspopularisierung**‹ entlarvt. Er lehnt die Betrachtungen von Wissenschaftsjournalismus als »Berichterstattung *aus* der Wissenschaft *in* die Gesellschaft« ab (Kohring, 2005). Und er schlägt eine neue Theorie vor. Er verabschiedet sich von der Idee der Vermittlung, die allen drei vorhergehenden Beschreibungen, ob Übersetzer, Forscher oder Popularisierer, gemein ist. Denn dabei werde das Wesen der Wissenschaft mit dem Bedürfnis der Öffentlichkeit kurzerhand gleichgesetzt (Kohring, 1998, 181). Es sei schon klassisch, den Wissenschaftsjournalismus als das defizitäre Glied beim Wissens-Transport zu diagnostizieren, so Jan Lublinski (2004, 118). Dabei bleibt offen, ob *jede* wissenschaftliche Arbeit für die Öffentlichkeit von Belang ist. Im Anschluss an Kohring unterstelle ich, dass das nicht so ist. Gerade die journalistische Auswahl rechtfertigt Wissenschaftsjournalismus. Das ist der Kerngedanke in Kohrings Theorie.

Ich bin überzeugt, dass es fruchtbar ist, Wissenschaftsjournalismus als Journalismus zu erforschen. Denn wenn das Verhältnis zwischen Journalismus und Wissenschaft geklärt wird, ist das für den gesamten Journalismus bedeutsam. Vermutlich verarbeiten Politikjournalisten die Politik ähnlich wie Wissenschaftsjournalisten die Wissenschaft. Vermutlich hat die Wirtschaft ebenso viel – oder eben gar keinen – Einfluss auf den Wirtschaftsjournalismus wie die Wissenschaft auf den Wissenschaftsjournalismus. Die Mechanismen, die für den Wissenschaftsjournalismus zur Verarbeitung seines Umweltbezugs beschrieben werden, können dann auch auf diese Ressorts übertragen werden.

Im Anschluss an diese Einleitung ist meine Arbeit in sechs Kapitel eingeteilt. In **Kapitel 2** wird theoretisch bestimmt, was Wissenschaftsjournalismus ist. Begonnen wird mit einer **analytischen Eingrenzung** auf Basis aktueller Literatur. Dem folgt die theoretische Fundierung, die den Hauptteil des zweiten Kapitels bildet. Dort docke ich den Wissenschaftsjournalismus an eine allgemeine Theorie des Journalismus an. Ich begründe die herausgehobene Stellung der journalistischen Selektion. Selektion ist für mich das wichtigste Kennzeichen für Journalismus. Und ich operationalisiere Wissenschaftsjournalismus als journalistisches Handeln, das durch Programme erzeugt wird.

In **Kapitel 3** wird der **methodische Zugang** offengelegt. Für die Erhebung wird methodisch an die Beobachtungsstudien von Lublinski (2004), Klaus-Dieter Altmeppen (1999) und Thorsten Quandt (2005) angeschlossen. Die Beobachtung erfolgt teilstandardisiert mit einem sowohl qualitativ beobachtenden wie einem quantitativ messenden Instrumentarium. Die Kombination aus ›Stoppuhr und Beobachtungstagebuch‹ kann die Arbeit der Wissensmacher mit hoher Präzision auf fünf Sekunden genau wiedergeben, ohne auf die Tiefe qualitativer Beschreibung zu verzichten.

In **Kapitel 4** werden die untersuchten Redaktionen in **Kurzprofilen** vorgestellt. Ich zeige, welche Produkte die Wissensmacher mit welcher Ausstattung in welchem Kontext produzieren. Daran schließt sich der Ergebnisteil an. Er ist, da es sich um eine Beobachtung handelt, umfangreich und gliedert sich in zwei Teile.

Der erste Teil in **Kapitel 5** gibt einen **Überblick über das Handeln**. Ich vergleiche die Arbeitsbestandteile und Arbeitsgeschwindigkeit der Wissensmacher. Ich zeige, welche Besonderheiten den Wissenschaftsjournalismus kennzeichnen und welches Verhältnis er zur Wissenschaft hat. Die Spezifika der einzelnen Redaktionen werden darauf aufbauend herausgearbeitet. Mit einer Analyse der zehn wichtigsten Ressourcen des Wissenschaftsjournalismus schließe ich den Überblick ab.

Das ist Grundlage für den zweiten Teil der Ergebnisse, die in **Kapitel 6** vorgenommene **Analyse der gemeinsamen Programme** des Wissenschaftsjournalismus. Anhand der empirischen Daten wird ein Bild des Ressorts Wissen gezeichnet. Die grundlegenden Arbeitsweisen der Wissensmacher werden herausgearbeitet. Ich zeige, wie sie recherchieren, auswählen und prüfen, wie sie darstellen und koordinieren.

Zur Beantwortung der Frage ›Wie arbeiten Wissenschaftsredakteure?‹ werden die Wissensmacher im Fazit in **Kapitel 7** prototypisch geschildert. In einem Ausblick zeige ich Anschlüsse für weitere Forschung auf.

Ich begeben mich als Forscher unter die Wissensmacher. Darum beginnt der Weg zu ihnen mit der theoretischen Vorbereitung im folgenden Kapitel.

2 Theoretische Fundierung

2.1 Analytische Eingrenzung

2.1.1 Ergebnisse der Wissenschaftsjournalismus-Forschung

»Klein, überfordert, unqualifiziert, machtlos und im Ghetto« (2004, 105), so fasst Lublinski die bisherigen Ergebnisse der Forschung zum Wissenschaftsjournalismus prägnant zusammen. Auf einen dieser Begriffe lief Wissenschaftsjournalismusforschung lange hinaus. Doch längst hat die Betrachtungsweise diese Erklärungsmuster gesprengt. Im Folgenden möchte ich einen Überblick über die neuere Forschungslage zum Wissenschaftsjournalismus geben. Ich beschränke mich auf vier aktuelle Werke.

Denn die Forschungslage vereint eine merkwürdige Ambiguität. Einerseits gilt Wissenschaftsjournalismus als umfangreich erforscht. Insbesondere die langjährigen Förderungen durch die ROBERT-BOSCH-STIFTUNG und die BERTELSMANN-STIFTUNG führten zu einer steigenden Zahl wissenschaftlicher Arbeiten. Das Ergebnis kann an einer umfangreichen Bibliographie zum Wissenschaftsjournalismus abgelesen werden (AGK, 1998). Auch Kohring listet über tausend Arbeiten (Kohring, 2005). Andererseits sind in den letzten Jahren nur zwei Monographien erschienen: Der Theorieentwurf von Kohring und die darauf aufbauende Beobachtungsstudie von Lublinski (2005; 2004). Empirisch fundierte Arbeiten sind rar. Wissenschaftsjournalismus hat eher eine breite als eine tiefgehende Auseinandersetzung erfahren.

Es fehlen auch Daten zur Einordnung des Wissenschaftsjournalismus in das System Journalismus. Denn noch fehlt Wissenschaftsjournalismus als eigene Kategorie in der repräsentativen Studie zum Journalismus in Deutschland (Weischenberg et al., 2006). So

gibt es als größere Erhebung nur die Untersuchung von Walter Hömberg (1990, 194). Diese klassische Studie gehört zu den wenigen Daten, die über das Berufsfeld von Wissenschaftsjournalisten existieren. Ihre Daten sind jedoch fast zwanzig Jahre alt. Deshalb möchte ich auf die Studie nur kurz eingehen.

Hömberg hält eine »Funktionierende Kommunikationsbeziehungen zwischen Wissenschaft und Gesellschaft sind für beide Seiten gleich wichtig.« (Hömberg, 1990, 140). In seiner Untersuchung beschreiben sich 97 Prozent der Wissenschaftsjournalisten als Faktenvermittler, 82 Prozent sehen ihre Aufgabe in kritischer Analyse und Bewertung, 76 Prozent wollen praktische Ratschläge und Orientierung geben. Das kann ich mit der heutigen Situation vergleichen, auch wenn ich die Selbstwahrnehmung nicht in diesen Kategorien erhebe, sondern in Leitfadengesprächen. Hömberg sieht die Wissensmacher als Aufklärer: »Eine sachgerechte, adressatenorientierte und zugleich problembewußte Medienberichterstattung bewirkt nicht zwangsläufig Aufklärung; aber sie ist eine notwendige Bedingung der Möglichkeit dafür.« (ibid., 147). Hömberg gesteht dem Journalismus damit eine eigenständige Stellung zu. Er legt mit dieser Betrachtung das Fundament, auf das die im Folgenden vorgestellten aktuellen Arbeiten aufbauen.

Der Wissenschaftsjournalismus befindet sich in der vorteilhaften Lage, dass ein ausgearbeiteter **Theorieentwurf** vorliegt. Kohring veröffentlicht diesen bereits in einer zweiten grundlegend überarbeiteten Fassung (1997; 2005). Kohring konzipiert den Wissenschaftsjournalismus als Teil der Öffentlichkeit. Er geht davon aus, dass soziale Systeme Erwartungen über ihre Umwelt ausbilden. Da sie mit der ganzen Umwelt überfordert wären, delegieren sie diese Aufgabe. Und zwar an das System Öffentlichkeit (Kohring, 2005, 279; Meyen & Löblich, 2006, 295). Aus dieser Position beobachtet Wissenschaftsjournalismus die Wissenschaft – nach eigenen Kriterien und für sein Publikum.

Die funktionale Wissenschaftsjournalismus-Forschung beginnt dabei nicht mit Null, sondern mit einem Defizit. Kohring arbeitet es heraus (2005). Durch eine umfangreiche Chronologie der Forschungsliteratur weist er eine deutliche Theorieschwäche der Kommunikationswissenschaft nach. Die Fixierung auf das Popularisierungsparadigma verstellt den Blick auf den Gegenstand selbst: Den Journalismus. Kohring unterscheidet in seinem Forschungsüberblick vier Phasen. Die erste bildet die Diskussion in der Literatur bis 1945 um das kümmerliche Dasein der Wissenschaft. Eine zweite Phase bildet die Diskussion bis 1974, die sich durch normative Forderungen anderer Gesellschaftsbereiche an den Journalismus als Überträger auszeichnet. Darauf folgt in der dritten Phase die kommunikationswissenschaftliche Herausbildung des in der Einleitung erwähnten Paradigmas der Popularisierung, das bis 1995 ohne Konkurrenz bleibt. In der Forschung geht es um richtige Formen einer Didaktik. Die Entwicklungen des Journalismus werden so ignoriert. Es sei noch einmal betont: Sie werden trotz intensiver Beschäftigung der Forschung mit den »Über-Forschung-Berichterstattern« ignoriert. Die vierte Phase bilden die systemtheoretischen Ansätze beginnend mit Görke (1995).

Für die hier vorliegende Arbeit ist vor allem interessant, dass Kohring fragt, welche Konsequenzen die Idee der Wissenschaftspopularisierung für den Journalismus habe (2005, 211). Seine Kritik zielt auf zwei Punkte. Der erste ist die Perspektive. Schon die Notwendigkeit von Popularisierung werde aus Sicht der Wissenschaft formuliert. Während die Gesellschaft immer mehr von der Wissenschaft durchdrungen werde, finde die Wissenschaft nur noch wenig Akzeptanz. Kohring hält die dabei auftretenden Konflikte eher für den Normalzustand als für eine Disfunktionalität (2005, 216; ebenso Scholl & Weischenberg, 1998, 184). Die Wissenschaft ist mit ihrer Darstellung in den Medien unzufrieden, findet sich verkürzt oder ungenügend berücksichtigt. Das möchte sie ändern und formuliert normative Forderungen nach einem anderen Wissenschaftsjournalismus. Kohring tritt diesen Forderungen entgegen. Eine solche Zweckprogrammierung diskriminiere die Eigenrationalität des Journalismus, so der zweite Punkt seiner Kritik (2005, 224). Trotz der Erkenntnis, dass es sich beim Journalismus um ein ausdifferenziertes System handle, dürfe sich die Funktionszuschreibung an den Journalismus nicht auf die eines bloßen »Verbreitungsinstruments« im Dienste der Wissenschaft beschränken (2005, 228). Aus dieser Analyse entwickelt Kohring einen neuen Ansatz, der grundlegend für die hier unternommene Beobachtung ist.

Er bettet den Wissenschaftsjournalismus in eine allgemeine Theorie des Journalismus ein. Die Ansätze dazu hat er bereits in früheren Arbeiten zur Diskussion gestellt (Görke & Kohring, 1996; Kohring & Hug, 1997; Görke & Kohring, 1997). Dabei folgt Kohring auch für den Wissenschaftsjournalismus konsequent der autopoietischen Wende der Kommunikationswissenschaft (Scholl & Weischenberg, 1998, 49). Folglich konzipiert er den Journalismus als autonomen Beobachter (2005, 243). Ein solcher autonomer Beobachter ist unabhängig und eigenständig. Der Journalismus kann so selbst entscheiden, welche Position zur Wissenschaft er einnimmt. Dadurch vermeidet Kohring die Positionierung des Journalismus in einem hierarchischen Verhältnis zur Wissenschaft.

Und die folgenschwerste Entscheidung: Er wechselt die Perspektive. Denn dieser autonome Journalismus popularisiert nicht mehr. Er steht nicht im Dienste der Wissenschaft. Er leistet für die Öffentlichkeit die Beobachtung von Wissenschaft. Damit wird Wissenschaftsjournalismus äquivalent zu Sport- oder Politikjournalismus. Die Theorie Kohrings ist nicht weniger als eine »journalistische Wende« in der Wissenschaftsjournalismusforschung. Für die vorliegende Untersuchung ist das Werk ergiebig. Allerdings macht Kohring keine Vorschläge für empirische Anschlüsse und verzichtet auf eine Operationalisierung seines Journalismusbegriffs.

Es gibt nur wenige **Beobachtungen** von Wissenschaftsredaktionen. Eine herausragende Stellung nimmt die Arbeit von Lublinski (2004) ein. Lublinski, selbst Wissenschaftsjournalist, unternimmt die Beobachtung von drei wissenschaftsjournalistischen Hörfunkredaktionen. Für seine teilnehmende Beobachtung greift er die inhaltlichen Anregungen von Kohring auf, nimmt das Theorieangebot aber nicht verbindlich an (2004, 34). Vielmehr ergänzt er es durch die – empirisch leichter anschlussfähigen – betriebswirtschaftli-

che Organisationstheorie und die Nachrichtentheorie. Dadurch umgeht er die direkte Operationalisierung der Kohring'schen Theorie. Für die vorliegende Arbeit ist vor allem interessant, welche Spezifika Lublinski für den Wissenschaftsjournalismus findet. So stößt er in seiner Analyse auf eine historische Krise des Wissenschaftsjournalismus im öffentlich-rechtlichen Hörfunk (2004, 145). Aus dieser sei eine stärkere Orientierung an Tagesaktualität entstanden. Der Journalismus wähle heute nur noch Ereignisse aus, die für mehrere Systeme aktuell sind. Wissenschaftsredaktionen besitzen für Lublinski »besondere Gestaltungsmöglichkeiten« (ibid., 357), weil sie anders als Nachrichtenjournalismus frei entscheiden können, *in welchem Umfang* sie über aktuelle Ereignisse berichten.

Eine empirische Umsetzung, die der systemtheoretischen Theorie folgt, ist als **Inhaltsanalyse** zum Wissenschaftsjournalismus unter Beteiligung von Kohring ausgeführt worden (Görke et al., 2001). Sie untersucht, ob es Technikfeindlichkeit in der deutschen Wissenschaftsberichterstattung gibt anhand von 1100 Artikeln aus der FRANKFURTER ALLGEMEINEN ZEITUNG, dem SPIEGEL und der TAZ. Die Studie prüft damit die populäre Annahme von überwiegend technikfeindlichen Journalisten (Noelle-Neumann, 1997; Kepplinger, 1989; Kepplinger et al., 1992) über mehrere Jahre. Die Ergebnisse zeigen, dass sich eine Technikfeindlichkeit des deutschen Journalismus in der Berichterstattung nicht belegen lässt (Görke et al., 2001, 26). Vielmehr ist die Berichterstattung gekennzeichnet »durch ihre Normalität« (Görke et al., 2001, 31). Das ist für mich der Anlass, die Einstellung der Wissensmacher zu ihrem Gegenstand zu erfassen.

Wormer legt in einer Sammlung **Profile von Wissenschaftsredaktionen** vor (Wormer, 2006a). Das Buch versammelt Selbstbeobachtungen. Akteure aus der Praxis portraituren ihre eigenen Redaktionen. Dabei hat Wormer ein breites Spektrum von der ZEIT über die BILD-Zeitung bis hin zur SENDUNG MIT DER MAUS eingefangen. Diese Redaktionsprofile erlauben eine Vorbereitung auf die teilnehmende Beobachtung, da sie einen Einblick in Wissenschaftsredaktionen geben. Deutlich wird in Wormers Zusammenstellung, dass Journalisten die Ergebnisse der Wissenschaftsjournalismus-Forschung nur fragmentarisch in ihre Selbstbeschreibung übernommen haben. Die von Kohring vorgeschlagenen Begriffe tauchen in den Profilen der Praktiker nicht auf (ebenso Lublinski, 2004, 119). Was genau sie machen, scheint ein blinder Fleck zu sein. Fest steht nur dass es irgendwie mit Wissenschaft zusammenhängt. Dieses Motiv taucht häufig auf. Doch kein einziger bestimmt, *was* ein Wissenschaftsjournalist *ist*.

»Die Wissensmacher [...] betonen neben einer – zunächst wertfreien – »Erklärrolle« ihre Funktion von Kritik und Kontrolle der Wissenschaft [...]!« (Wormer, 2006a, 11). Das sind Funktionen, die über Technikkritik hinausgehen. Sie sind für den Wissenschaftsjournalismus bisher nicht untersucht wurden. Wormer sieht die Wissenschaftsjournalisten in den Redaktionen »akzeptiert« (Lublinski, 2004, 11). Für ihn sind Wissenschaftsjournalisten »Wissensmacher«, ohne dass er diese konstruktivistisch anmutende

Bezeichnung näher erklärt. Sie ist titelgebend für diese Arbeit. Im nächsten Kapitel werde ich sie näher definieren (Kap. 2.1.2).

Er macht zudem zwei für diese Arbeit wichtige Beobachtungen zur Arbeitsweise von Wissenschaftsjournalismus. Einerseits beschreibt er die Fachzeitschriften *SCIENCE* und *NATURE* als Nachrichtenagenturen der Wissenschaftsjournalisten (Wormer, 2006a, 10). Andererseits bestimmt er eine Funktion des Ressorts Wissen als Lexikonredaktion, das andere Ressorts mit Wissen versorgt (Wormer, 2006b, 24). Das verweist auf eine besondere Stellung innerhalb der Gesamtreaktion. Sowohl die Rolle der Journale als Nachrichtenredaktion wie die Funktion als Lexikonredaktion sollen in dieser Studie überprüft werden.

Ein ähnliches Unterfangen wie Wormer hat Christian Müller mit **SciencePop** vorgelegt (Müller, 2004). Müller versammelt die Darstellung von Theoretikern und die Selbstdarstellung von Praktikern. Im Vorwort legt Müller das Ziel seiner Zusammenstellung dar. In seiner Konzeption ist der Wissenschaftsjournalismus auf dem Weg zum »Pop-Genre, [das] für eine Öffentlichkeit spricht« (2004, 7). Das US-Magazin *WIRED* ist für ihn das Beispiel eines an Lebenssituationen orientierten Journalismus. Er sieht sein Konzept des »SciencePop« als bewusste Umkehrung von »PopScience«, der popularisierten Wissenschaft (2004, 10). Die Funktion dieses modernen Journalismus ist für Müller die Erzählung. Auch das werde ich überprüfen.

Diese vier Arbeiten verlassen ausgetretene Pfade. Zusammenfassend lässt sich sagen, dass sie neue Funktionen für den Wissenschaftsjournalismus nennen. Während Kohring dies mit der grundsätzlichen Positionierung des Journalismus als Leistungssystem sehr grundsätzlich tut, nennt Wormer mit den Funktionen des Ressorts als Lexikonredaktion und der Journalisten als Auswählende aus dem Nachrichtenfluss der wissenschaftlichen Journale eher ergänzende Bereiche. Müller sieht die Funktion des Journalismus in der erzählenden Darstellung. Diese Wegvorschläge werde ich in den nächsten Kapiteln zur Theorie aufgreifen.

2.1.2 Besonderheiten des Wissenschaftsjournalismus

Wissenschaftsjournalismus boomt. Fast jede deutsche Zeitung hat eine Wissenschaftsseite, es gibt 21 populärwissenschaftliche Magazine mit wissenschaftlicher Fragestellung (IVW, 2007) und mindestens vierzig Fernsehsendungen (Zeit-Wissen, 2006). In den Wochen- und Sonntagszeitungen ist Wissenschaft das sechste etablierte Ressort, oft mit eigenem Buch. Ich nehme an, dass Wissenschaftsjournalismus normaler Journalismus mit spezifischen Eigenheiten ist. Denn er ist Journalismus, der Wissen macht. Den Vorteil dieser Betrachtung werde ich in diesem Kapitel darstellen.

Was macht Wissenschaftsjournalismus so besonders? Es könnten die **Themen** sein. Wissenschaftsjournalismus entstünde dann immer, wenn es um Forschungsergebnisse ginge. Das würde zu der Tautologie führen, dass über Forschungsergebnisse nur von Wissenschaftsjournalisten berichtet würde. Ein Redakteur im Ressort Wirtschaft, der über die

Ergebnisse einer Arzneimittelstudie berichtet und die Gewinne für den Hersteller beschreibt wäre dann Wissenschaftsjournalist. Ebenso der Parlamentskorrespondent, der über die Novelle des Gentechnik-Gesetzes schreibt oder der Lokaljournalist, der über eine Diskussionsveranstaltung der Universität berichtet.

Es könnten die **Produkte** sein. Alles, was auf der Wissenschaftsseite erscheint ist dann Wissenschaftsjournalismus. Aber was ist mit dem Aufmacher zur Vogelgrippe, was mit dem Kommentar zur grünen Gentechnik? Sie stehen nicht auf der Wissenschaftsseite, behandeln aber die Themen, die auch auf der Wissenschaftsseite vorkommen. Und noch viel wichtiger: Sie werden von Wissenschaftsjournalisten verfasst.

Hier wird vorgeschlagen, dass es nicht die Themen oder Produkte sind, sondern die **Herangehensweise**, die Wissenschaftsjournalismus kennzeichnet. Der Gegenstand der Wissensmacher entzieht sich der Erfahrungswelt der meisten Menschen. Schließlich gibt es nur wenige Universalgelehrte. Die Wissensmacher bilden die Realität der Wissenschaft nicht ab – sie konstruieren sie nach Maßgabe eigener Selektionskriterien. Das ist ihre Herangehensweise. Dabei ›machen‹ sie Wissen. Dies ist der einfache Grundsatz funktionaler Wissenschaftsjournalismusforschung (Esposito, 1997, 68; Görke et al., 2001, 20). Der Journalismus als analytischer Grundbegriff findet dabei erst mit der Lehre von der Journalistik Eingang in die Kommunikationswissenschaft (Weischenberg, 2004). Im Anschluss an diese Entwicklung wird hier auf den Journalismus gesetzt (1994, 64).

Besonders ist auch das Verhältnis der Kommunikationswissenschaft zum Wissenschaftsjournalismus. Da das Ressort Wissen als feste Einrichtung relativ jung ist, hat es sich unter den Augen der Kommunikationswissenschaft etabliert. Vielleicht ist die Kommunikationswissenschaft aufmerksam geworden, weil sie selbst (zumindest potentieller) Gegenstand seiner Berichterstattung ist. Dabei könnten einige einfache Annahmen ausschlaggebend gewesen sein. Erstens liegt die Annahme nahe, dass sich Wissenschaftsjournalismus besonders gut getrennt von seinem Gegenstand betrachten lässt. Während Politikjournalisten mit politischen Interessen verwoben scheinen und der Gesellschaftsjournalist mit dem Kulturbetrieb ein symbiotisches Verhältnis pflegt, wirkt die Wissenschaft auf den ersten Blick eher als distanzierte Einflussgröße. Das wäre für die Kommunikationswissenschaft auf der Suche nach kontrollierten Variablen ideal.

Dazu kommt zweitens die Annahme, dass die Wissenschaft relativ unverdächtig ist, auf die Agenda der Medien Einfluss nehmen zu wollen. Drittens sei die Wissenschaft gänzlich unbeeinflusst von ihrem öffentlichen Bild. Auch persönliche Einzelinteressen scheinen auf ihrer Seite fast gar keine Rolle zu spielen. Ist die Wissenschaft also eine gut kontrollierte unabhängige Variable? Nein. Schon theoretisch ist diese Vorstellung abwegig. Dass das Bild nicht stimmt, offenbart auch der hier unternommene Blick ins Ressort.

Hier wird das Ressort Wissen ausgewählt, weil die Beobachtung des Wissenschaftsjournalismus die Vielfalt des Journalismus betont. Die Betrachtungen von Politik-, Lokal- und Nachrichtenredaktionen versuchen »normalen« Journalismus zu erheben. Dabei wird geflissentlich ignoriert, dass Journalismus sich traditionell in Ressorts aufgespalten

hat. Für diese Differenzierung steht in besonderem Maße der Wissenschaftsjournalismus. Er unterscheidet sich von anderen Ressorts in seiner Art, aus der Umwelt zu selektieren. Wie die Wissensmacher auswählen wird im Folgenden dargestellt.

2.1.3 Wissenschaftsjournalistische Selektion

Unsere Umwelt beginnt unter dem großen Zeh. Bis in die Zehenspitze können wir uns unserer selbst sicher sein. Dieses Einmeternochwas: Das ist der Bereich unserer Realitätsgewissheit. Über das Darunter wissen wir größtenteils aus den Massenmedien. Es ist Wissenschaftsjournalismus, der uns über das Parkett aus Tropenholz und das Leben der Teppichmilbe informiert. Wissenschaftsjournalismus zeigt uns, wie Baumwolle zu Socken gekämmt und Plastiksandalen recycelt werden. Er informiert mich über all das, was unter meinen Zehen relevant und wichtig ist.

Es ist nicht selbstverständlich, Journalismus diesen ausschließlichen Platz in der Antwort einzuräumen, wie ich das in dieser Arbeit tue. Denn auch andere Systeme beobachten diese Bereiche der Gesellschaft. Zum Beispiel die Wissenschaft: Sie kümmert sich intensiv um Teppichmilben und Recyclingverfahren. Doch sie tut das in einer Tiefe und Ausführlichkeit, die unseren Alltag überfordern würde. Sie klassifiziert Milben in 50.000 Arten in 546 Familien (Hallan, 2007). Die Plastiksandalen zerlegt sie in Polyamid-Ketten mit unterschiedlich angehängten OH-Gruppen.

Der Journalismus hingegen wählt anders aus. So leistet er eine Reduktion von Komplexität. Schließlich muss ich nicht wissen, welche Milbenart unter meinen Zehen haust. Ich muss wissen, dass dort Milben hausen. Diese Auswahl nenne ich wissenschaftsjournalistische Selektion. Mit ihr werde ich mich ausführlicher beschäftigen, denn sie ist entscheidend für die Beantwortung der Ausgangsfrage. Mittels journalistischer Selektion will ich beschreiben, wie Wissensmacher arbeiten. Wissenschaftsjournalismus entscheidet dauernd zwischen Möglichkeiten. Wird Müll getrennt oder vermieden, rettet grüne Gentechnik Leben oder ist sie ein PR-Trick, müssen Teppichmilben bekämpft oder geschützt werden? Diese ständige Selektion ist die grundlegende journalistische Operation. Einige Möglichkeiten teilt der Journalismus mir mit.

Journalistische Selektion ist notwendig. Anschaulich auf die Gesellschaft übertragen zeigt das die Argumentation von Alexander Görke. Nach Görke haben sich in der modernen Gesellschaft Sinnprovinzen gebildet. Dadurch werden Themen, »die die Gesamtgesellschaft angehen«, in hohem Maße unwahrscheinlich (Görke, 2000, 308). Ob Polymer-Forschung oder Mediennutzungs-Studie, ob Neuro-Physik oder Marketing-Psychologie, die moderne Wissenschaft ist heterarchisch ausdifferenziert. Dadurch ist sie reich an Sinnprovinzen: Regionen mit eigener Sprache, eigenen Regeln und eigener Logik. In jeder würde das, was sich unter meinen Zehen findet, anders beschrieben werden. Erst durch journalistische Selektion werden diese Bereiche für die Gesellschaft zugänglich – oder eben nicht. Wegen dieses »eben nicht« wird journalistische Selektivität

in der Forschung als unzulänglich »diskriminiert«. Zu Unrecht, wie ich meine (ebenso Kohring, 1998, 184).

Denn nur wenige Leser genießen es, am Frühstückstisch die Wissenschafts-Journale NATURE und SCIENCE oder einen Abfallbericht der Bundesregierung lesen. So erfährt die Quantenphysikerin ebenso wie der Putzmann in ihrem Labor und wie ich vorrangig aus den Medien, woran die Genetikerin im Labor nebenan forscht. Und zwar nur, wenn es für uns drei als Öffentlichkeit wichtig ist.² Es ist die journalistische Leistung, dass wir als Teilnehmer der Gesellschaft auf gemeinsames Wissen zurückgreifen können (Blöbaum, 1994, 259). Journalistische Selektion ist daher sinnhaft (Kohring, 1998, 184). Die hier unternommene Beobachtung von Wissenschaftsjournalismus wird diese Selektion über die Programme beobachten, mit denen sie in den Redaktionen stattfindet.

Auch umgekehrt gilt: Berichterstattung über Wissenschaft wird journalistisch durch vorherige journalistische Selektion. Hömberg fragt die Chefredakteure im Bereich Wissenschaft, wann sie ein Thema »nicht bearbeiten« lassen würden. Aus den Ergebnissen lässt sich der journalistische Anspruch der leitenden Wissenschaftsjournalisten ableiten: Es zählen hauptsächlich journalistische Qualitätskriterien (1990, 188). Ein Beispiel, auf das ich später genauer eingehen werde, ist die Berichterstattung über die Krebsgefahr durch Handys: Journalisten wählen aus der Wissenschaft *das* Ergebnis aus, das auf eine Krebsgefahr hinweist. Und sie berichten selten über Studien, die keinen Effekt finden.

Die Auswahl ist in diesem Verständnis mehr als eine lineare Entscheidungsfolge. Sie ist deshalb dem von Manfred Rühl geprägten Begriff der »Entscheidung« vorzuziehen (1980, 266). Insbesondere Görke argumentiert, dass die Komplexität der Nachrichtenauswahl sehr viel höher anzusetzen sei (Görke, 2000, 321; ähnlich Rühl, 1980, 259). So sind sich die Ideen einer Auswahl nach Nachrichtenwert und die Auswahl nach Selektionskriterien ähnlich. Während der Nachrichtenwert ein absoluter Wert ist, möchte ich die Auswahl nach Selektionskriterien komplexer fassen. Ich meine, die Auswahl erfolgt nicht linear. Auch lässt sich aus den verschiedenen Kriterien keine Summe bilden. Diese Kritik trifft in erster Linie die Nachrichtenwertforschung um Johan Galtung und Mari Holmboe Ruge (1965). In deren Folge trifft sie aber auch die Untersuchung von Lublinski. Ich fasse hier die Auswahl von Nachrichten über Selektionsprogramme, wie ich in Kapitel 2.2. zeigen werde.

Kohring betont, dass im journalistischen Selektionsprozess andere, nicht-journalistische Kriterien *prinzipiell* ohne Bedeutung sind (1997, 271; ähnlich Görke, 2000, 303). Insbesondere wissenschaftliche Maßstäbe, wie Wahrheit und Erkenntnisgewinn, werden damit für die journalistische Berichterstattung ausgeschlossen. Dies hat auch Folgen für die dem Journalismus angebotene »Selektionsberatung« (Kohring, 2005, 229) durch die

2. Allerdings merkt Blöbaum zutreffend an: »Die journalistische Funktion – Herstellung und Bereitstellung von Themen – ist nicht gleichzusetzen mit einem Monopol für die Thematisierung.« (1994, 61).

Wissenschaft. Dieses Modell weist Kohring kategorisch zurück.³ Die hier vorgelegte Beobachtung des Wissenschaftsjournalismus kann klären, ob die Journalisten sich wissenschaftlichen Rat für ihre Selektion einholen.

Für den Journalismus existiert eine ausführliche Diskussion um den zugrunde liegende **Selektionscode**.⁴ Explizit für den Wissenschaftsjournalismus schlägt Kohring den zweiwertigen Code ›mehrsystemzugehörig‹ oder ›nicht mehrsystemzugehörig‹ vor: »Wissenschaftsjournalismus beobachtet Gesellschaft – nicht nur das Wissenschaftssystem – ausschließlich im Hinblick auf Ereignisse, die er als Ereignisse mit Mehrsystemzugehörigkeit für die Ausbildung gesellschaftlicher Umwelterwartungen in der Umwelt des Wissenschaftssystems für geeignet hält.« (1997, 270; ähnlich Kohring, 2005, 263). Für den Journalismus wird alles interessant, was nicht nur die Wissenschaft betrifft. Diese auf den ersten Blick sehr sperrige Leitunterscheidung hat verschiedene Vorteile. Erstens ist sie exklusiv für den Journalismus.⁵ Zweitens erlaubt sie die genauere Differenzierung innerhalb des Journalismus.

Wenn die Mehrsystemzugehörigkeit die Leitunterscheidung des Journalismus ist, können verschiedene Ressorts definiert werden. Wissenschaftsjournalismus kann als Journalismus begriffen werden, dessen Ereignisse auch dem Wissenschaftssystem zugehörig sind (Kapitel 2.1.2). Prinzipiell kommen *alle* Ereignisse für diese Selektion in Frage (Kohring, 2005, 268). Durch die Codierung mehrsystemzugehörig wird die Grenze des Journalismus markiert. Für die unternommene Beobachtung soll der Leitunterscheidung gefolgt werden. Der Journalismus tut also im Grunde nichts anderes, als über die Mehrsystemzugehörigkeit von Ereignissen zu kommunizieren. Programme leisten die Zuordnung des Codes zu Ereignissen (Kap. 2.2). Als Beispiel beschränkt sich Kohring auf die Nennung von Neuigkeit und Relevanz (2005, 268). Doch die Mehrsystemzugehörigkeit findet Ausdruck in allen wissenschaftsjournalistischen Selektionsprogrammen, also Aktualität, Neuigkeit, Relevanz, Staunen und Vertrauen. Auch das wird diese Arbeit zeigen. Mit der Neuentwicklung eines Selektionscodes reagiert Kohring auf eine theoretische Unzulänglichkeit in der Konzeption von Niklas Luhmann. Luhmann begreift das System Massenmedien – und damit den Journalismus – vor allem über technische und nicht über Sinn Grenzen.⁶ Journalismus findet sich dann nicht näher abgegrenzt ir-

3. Es würde ja auch niemandem einfallen, Journalisten über die Veröffentlichung von wissenschaftlichen Arbeiten entscheiden zu lassen. Für wissenschaftliche Erkenntnis wäre das vermutlich nicht erfolgreich.

4. Diese Diskussion soll hier nicht vertieft werden. Vorschläge für eine binäre Codierung lauten: ±(ja/nein) informativ (Luhmann, 1996), ± veröffentlicht (Marcinkowski, 1993), ± aktuell (Görke, 2000), ± zahlen (Rühl, 1990) oder ± mehrsystemzugehörig (Kohring, 1997, 2005). Zur Diskussion siehe insbesondere Scholl & Weischenberg, 1998, 63ff; Raabe, 2005, 73ff.

5. Kohring nimmt sie exklusiv für Öffentlichkeit mit ihrem Teilsystem Journalismus in Anspruch. Diese Ausweitung führe ich im Kap. 2.3.6 in Zusammenhang mit dem theoretischen Konzept der Öffentlichkeit ein.

6. Diese Kritik äußert auch Görke. Er schlägt als Konsequenz ebenfalls eine Orientierung am System Öffentlichkeit vor. Allerdings wählt er die Leitunterscheidung Aktualität (Görke, 2000, 256).

gendwo zwischen Papieranlieferung an die Druckerei und Papierauslieferung an die Abonnenten. Die Mehrsystemzugehörigkeit zielt auf die Sinn Grenzen des Journalismus.

Armin Scholl und Siegfried Weischenberg stellen allerdings in Frage, ob sich über die Mehrsystemzugehörigkeit empirisch die Sinn Grenzen des Systems tatsächlich erfassen lassen (1998, 68). Dieser Zweifel ist berechtigt. Er ließe sich einerseits nur durch empirische Forschung entkräften. Andererseits gilt er, solange es keine Untersuchung gibt, auch für alle anderen diskutierten Codierungen, wie die Autoren selbst einräumen (1998, 68). Eine andere Gefahr ist ein Missverständnis: Trotz der Mehrsystemzugehörigkeit reicht Journalismus nicht in mehrere Systeme hinein (Kohring, 2005, 266). Er beobachtet sie von außen und selektiert.

Ich meine, dass so auch die von Sharon Friedmann vorgetragene Irritation hinfällig wird: Journalisten können eben über die Gefahr von Dioxin berichtet, auch wenn (noch) wissenschaftliche Unsicherheit herrscht (1999, 114; auch ausführlich Nelkin, 1987, 68). Es ist das klassische Beispiel aus dem Wissenschaftsjournalismus: Rachel Carson berichtet über die Gefahr von Chemikalien, obwohl die Wissenschaft die Forschungen noch nicht abgeschlossen hat (Carson, 1962).

Mein zweites Beispiel fügt der wissenschaftlichen Diskussion um die journalistische Berichterstattung über Tschernobyl eine Facette hinzu.

»Mit der Gründung eines Staatskomitees für nukleare Sicherheit griff die Kremlführung jetzt ein Thema auf, das bisher tabu war: Unfälle in Atomkraftwerken (AKW). Beobachter schließen daraus, daß hier inzwischen erhebliche Gefahren für die Sicherheit und Produktionsschwächen vorliegen, die unkalkulierbare Risiken für Teile der Bevölkerung haben könnten.« (Siegl, 1983).

Das schreibt die FRANKFURTER RUNDSCHAU am 21. Juli 1983. Zweieinhalb Jahre später kommt es zur Reaktorkatastrophe von Tschernobyl. Der RUNDSCHAU-Leser war gewarnt. Ein aktueller Fall ist ein Artikel über Hirntumore durch Mobiltelefonie aus der SÜD-DEUTSCHEN ZEITUNG mit dem Titel »Handys können Krebs auslösen.« (Schrader, 2007a).⁷ Hier verteidigt der Autor die Berichterstattung über die Gefahr, obwohl die Forscher der Studie sie explizit *nicht* bestätigen, ja sogar vor so einer Interpretation warnen. Der Autor fragt journalistisch zurück: »Wer weiß, was sie für Hintergedanken bei der Formulierung hatten? Sicherlich fließt da viel Expertise im Umgang mit epidemiologischen Daten ein, aber dass sie ein signifikantes Ergebnis wegreden, ist zumindest in der Szene nicht unumstritten. Und wer würde umgekehrt schon einem Forscher glauben, der seine eigenen Daten hochjubelt, wenn die Zahlen diese Interpretation nicht stützen?« (Schrader, 2007b, 4). Ich vertrete die Ansicht, dass das nicht problematisch ist, sondern in der eigenrationalen Operationsweise von Wissenschaftsjournalismus begründet liegt.⁸ Die Wissenschaft ist nicht mehr und nicht weniger als der Umwelthorizont des Ressorts Wissen (Altmeppen, 1999, 22).

7. Weitere Diskussion zu diesem Artikel im Kapitel 2.2.3 unter dem Aspekt des Vertrauens.

8. Lee Wilkins vertritt sogar die These, dass der Treibhauseffekt nicht durch die an Fakten orientierten Wissenschaftler, sondern erst durch die Unschuld der Hollywoodstars medienkompatibel und daher populär werden konnte (Wilkins, 1993, 79).

Selektionen haben für die unternommene Beobachtung deshalb einen besonderen Stellenwert. Sie verbinden Journalismus mit Handeln. Denn sie liegen allen Handlungen zugrunde. Wie Luhmann feststellt: »Wenn eine Selektion (von wem immer) dem System selbst zugerechnet wird, wollen wir von Handlung sprechen, wird sie der Umwelt zugerechnet, von Erleben.« (Luhmann, 1997, 335). Wie Wissenschaftsjournalismus als journalistisches Handeln zu fassen ist, möchte ich im nächsten Kapitel klären.

2.1.4 Wissenschaftsjournalismus als journalistisches Handeln und journalistische Kommunikation

Das Handeln von Wissenschaftsjournalisten ist beobachtbar. Wissenschaftsjournalisten konferieren und telefonieren, sie unterhalten sich und schreiben. So fixiert Journalismus Wirklichkeit. Wer in eine Redaktion geht, wird zuerst diese Handlungen beobachten. Da das Handeln für meine Untersuchung derart zentral ist, möchte ich es im Folgenden ausführlich diskutieren.

Beginnen möchte ich mit einem Problem: Einmal angenommen, ein Forscher beobachtete alle Handlungen in der Redaktion. Er notierte sie in der Reihenfolge ihres Geschehens. Dann drückte er sie einem Kollegen in die Hand mit den Worten: »Mach mal alles, was ich da notiert habe.« Selbst wenn der Kollege konferiert und telefoniert, sich unterhält und schreibt – er bekommt keine Zeitung zustande. Selbst wenn er *alle* Handlungen zusammensetzte, die den ganzen Tag beobachtbar sind, bekäme er keine Zeitung.⁹ Denn: Anrufen, Reden, Antworten notieren, Schreiben sind Handlungen, die es auch in einem Call-Center gibt oder in einer Versicherungsagentur. Und weder Call Center noch Versicherungsagenturen erstellen Zeitungen. Ist das Handeln also Journalismus? Ja. Aber es als solches zu kennzeichnen, ist kein geringes Problem.

Nach einer Weile in der Redaktion wird der Beobachter bestimmte Handlungsfolgen wiedererkennen. Und er wird hören, dass Journalisten von ›Seiten-Mischung‹, ›Recherchen‹ und ›Themen-Drehs‹ sprechen. Was sie damit meinen, sind keine Handlungen. Es sind Folgen von vielen kleinen Arbeitsschritten. Sie wiederholen sich regelmäßig. Ich bezeichne sie als routinierte journalistische Programme. Denn um zu recherchieren, telefoniert die Journalistin *und* fragt im Archiv an *und* liest Texte. Sie macht sich Notizen *und* sucht im Internet. Das ist es, was ich in den vier Redaktionen gesehen habe. Das ist es, was empirische Sozialwissenschaft erheben kann.

Ich nehme an, dass Journalismus von den Programmen geprägt wird. In ihnen sind die Arbeitsschritte festgelegt. Die Programme erzeugen das journalistische Handeln. Das Handeln gehört so zum Wissenschaftsjournalismus. Wissenschaftsjournalismus ist *auch* journalistisches Handeln. Es wird verursacht von den Programmen des Wissenschaftsjournalismus.

9. Das gilt selbst dann, wenn dem Beobachter während der Beobachtung keine einzige Handlung entginge.

Als Bausteine der journalistischen Programme kommen Handlungen dann nicht mehr in Frage. Sie sind vielmehr das Produkt der Programme. Es bleibt aber sinnvoll anzunehmen, dass die Programme aus Bausteinen aufgebaut sind. Denn werden die Programme aufgeteilt, werden sie leicht handhabbar. So werden sie in ihrer Komplexität bestimmbar. So werden sie transparent. Die Systemtheorie in der Formulierung Luhmanns setzt an die Stelle der Bausteine Kommunikationen (Abb. 2.1¹⁰). Eine tiefgreifende, aber erfolgreiche Konstruktion.

Schematischer Aufbau des Journalismus

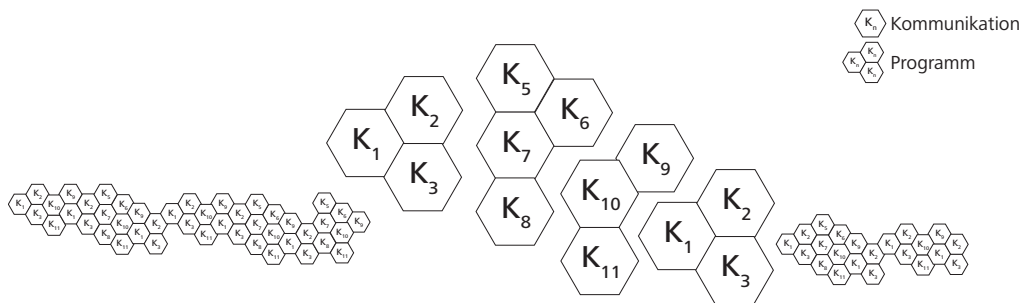


Abbildung 2.1: Die Annahme eines aus Programmen aufgebauten Journalismus. Journalismus besteht aus aneinander anschließenden Programmen. Jedes Programm besteht aus Bausteinen – Kommunikation. Vergrößert sind vier Programme. Die Zähler bezeichnen Kommunikationstypen. Die Lücken sind nur zur optischen Trennung eingefügt. Eigene Darstellung.

Das ist eine grundlegende Theorieentscheidung, die empirisch nicht überprüfbar ist. Doch eine solche Theorieanlage löst viele methodische Probleme. So wird das Problem der zusammengesetzten Handlungen gelöst. Zwar beschreibt der Forscher Wissenschaftsjournalismus. Aber das, was aus dem Handeln Journalismus macht, ist journalistische Kommunikation. Sie erzeugt Handeln und sie verbindet es. Das journalistische Handeln ist ein Glücksfall für den Beobachter. Denn Kommunikation selbst ist nicht beobachtbar. Sie hat aber einen unmittelbaren Zusammenhang mit Handeln (Abb. 2.2). Jedes soziale System besteht aus Kommunikationen *und* Handlungen (Luhmann, 1984, 227).

Die Beziehung zwischen Kommunikation und Handlung

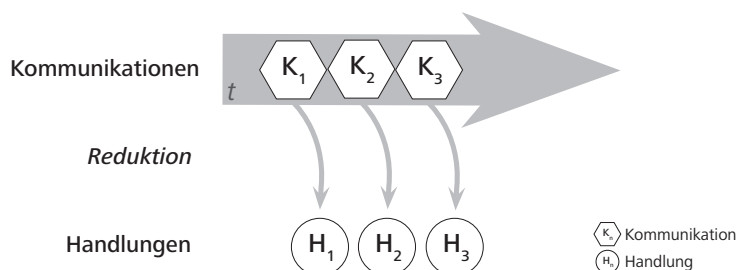


Abbildung 2.2: Der Zusammenhang zwischen Kommunikation und Handlung ist monodirektional. Kommunikation wird reduziert (dekomponiert) zu Handlungen. Im Zeitverlauf schließen die Kommunikationen aneinander an, nicht jedoch die Handlungen. Eigene Darstellung.

10. Natürlich ist der Kommunikationsfluss nicht linear, vielmehr erzeugen sich die Kommunikationen rekursiv (Luhmann, 1997, 336).

Journalismus ist in erster Linie Kommunikationssystem. Allerdings beschreiben sich Kommunikationssysteme als mitteilende Handlungssysteme selbst (Kneer & Nassehi, 2000, 88). Die Kommunikation flaggt sich als Handlung aus (ibid.). Das Ziel meiner Beobachtung ist, möglichst viele Handlungen zu beobachten, um möglichst sicher auf die Programme und damit auf die Kommunikationen schließen zu können.

Kommunikation lässt sich nur handhaben, »wenn sich feststellen lässt, wer kommunikativ *gehandelt* hatte.« (Luhmann, 1984, 241). Auch der Journalismus braucht – wie alle Kommunikationssysteme – Fixierungen: »Diese Fixierungen sind in Handlungen mit ihren sprachlichen, gestischen und mimischen Symbolen angelegt.« (Altmeyden, 1999, 49). Erst Handlungen erlauben, dass Kommunikationen an andere Kommunikationen anschließen. (1994, 75)¹¹.

Und das System rechnet fest damit, dass dieser Anschluss erfolgt. »Da die Kommunikation einer Person als Handlung zugerechnet wird, muß man mit ihrem Wiedervorkommen oder mit entsprechendem Anschlußverhalten innerhalb oder außerhalb des Systems rechnen.« (Luhmann, 1997, 478). Journalistische Kommunikation ist also nicht ohne »durchblutete Gehirne« (Luhmann, 1997, 14) möglich. Viel mehr als die Einführung von journalistischen Kommunikationen ist nicht notwendig, um systemtheoretisch journalistisches Handeln zu erklären.¹² Es gibt für diesen Schritt die dargelegten Gründe. Ohne ihn ist das Problem des Wieder-Zusammensetzens unerklärlich. Ohne ihn gehen Dimensionen verloren.

Der Schritt verursacht einige Probleme. Diese werden im Folgenden diskutiert. Kommunikation ist, wie beschrieben nicht beobachtbar; Handeln schon. Insofern ist die Beobachtbarkeit des Handelns selbst der beste Grund, es in systemtheoretischen Zusammenhängen zu beschreiben (anders, aber mit selbem Ergebnis Scholl & Weischenberg, 1998, 15; Blöbaum, 1994, 75). Eine eigene Rationalität gewinnt das Handeln dadurch nicht (Rühl, 1980, 69). Handlungen sind nur kurzlebig und lösen sich wieder auf (Schmid, 1987, 28). Im Zeitverlauf schließen Kommunikationen aneinander an, nicht jedoch die Handlungen. Handlungen haben keine Verbindung zueinander. Über die Mitteilung hinaus, die im Mitteilungshandeln sichtbar wird, sind Information und Verstehen für Kommunikation essentiell. Es ist daher sinnvoll, nicht von der Betonung der Kommunikation als Letztelement sozialer Systeme abzuweichen. Denn eine Handlung ist Sache einer Einzelperson. Erst Kommunikation erfordert Partner – und wird zwingend sozial (Kneer & Nassehi, 2000, 90; Görke & Kohring, 1997, 5; Kohring, 2005, 248).

-
11. Wobei Handeln nur eine Alternative ist. Die andere, auf die ich hier nicht eingehen möchte, ist Erleben: »Da Kommunikation sich nur beobachten kann, wenn zwischen Information und Mitteilung unterschieden wird, kann der Akzent der Zurechnung entweder auf Information (Erleben) oder auf Mitteilung (Handlung) gelegt werden; [...]« (Luhmann, 1997, 335).
 12. Im Grunde spiegelt der Gedanke der fortgesetzten Kommunikation nur eine Entdeckung der Moderne wieder; dass nämlich Gesellschaft sich fortsetzt, auch ohne dass *ich* handle, weil andere gleichzeitig anderes tun. Gerade diese Entdeckung der »gleichzeitigen Gesellschaft« haben die Massenmedien möglich gemacht, namentlich der Buchdruck (Baecker, 2005, 46).

Es gibt eine weitere wichtige Einschränkung in der Beziehung von Handeln und Kommunikation: Das Schema (Abb. 2.2) kann nur in eine Richtung kausal gedacht werden. Der Zusammenhang zwischen Kommunikation und Handlung ist monodirektional. Von Handlungen kann nicht mit Sicherheit auf die sie verursachenden Kommunikationen zurückgeschlossen werden. Wegen dieses ›Zurechnungsproblems‹ wird die systemtheoretische Kommunikatorforschung seit Rühl kritisiert (stellvertretend Raabe, 2005, 57). Bestimmte Kommunikationen erzeugen (vielleicht) immer dieselbe Handlung. Dieselbe Handlung kann aber auf ganz unterschiedliche Kommunikationen zurückgehen. Kommunikation wird reduziert (dekomponiert) zu Handlungen. In Redaktionen ist die Zurechnung ein lösbares Problem, wie ich im Folgenden zeige.

Der sportliche Redakteur duscht nach dem Joggen in der Redaktion – und zwar in der Redaktionsdusche. Dann misst er wie an jedem Morgen seinem Chefredakteur den Blutdruck. Auf Wunsch der Anzeigenabteilung führt er nach Redaktionsschluss Mitarbeiter eines Anzeigenkunden auf Betriebsausflug durch die Druckerei. Handelt er journalistisch?

Zur Beantwortung fasse ich die theoretischen Annahmen noch einmal kurz zusammen: Die journalistische Kommunikation wählt ständig aus. Wenn sie etwas auswählt, führt das zu Handlungen. Handeln ist die Fixierung journalistischer Selektion. Wissenschaftsjournalistisches Handeln ist die Fixierung wissenschaftsjournalistischer Selektion. Es ist unwahrscheinlich, dass journalistische Selektion sich unter der Dusche fixiert. Ausschließen kann ich das durch die Beobachtung des Duschens nicht (Kap. 3.2.1).¹³ Die Sache mit den Anzeigenkunden ist leichter gegen Journalismus und für PR zu entscheiden. Denn eine Besichtigung ist immer Fremdbeobachtung. Die Anzeigenkunden aus der Wirtschaft schauen sich den fremden Journalismus an – mit ihnen der Redakteur.

Ein Problem mit Handlungen ist, dass sie nicht zwingend *einem* System zugeordnet werden können. »Wer Handlungen beobachtet, wird typisch mehrfache Systemzugehörigkeit feststellen können, allein schon deshalb, weil der Handelnde selbst körperlich und mental als Zurechnungspunkt fungiert [...]« (Luhmann, 1997, 608). Anders als in der Konzeption von Rühl sollen die Begriffe Kommunikation und Handlung hier nicht »interdependent« gedacht werden (Rühl, 1980, 194). Denn Handlungen sind nicht kausal journalistisch. Auch Wissenschaftler recherchieren und schreiben. Ebenso Sekretäre und Krimi-Autorinnen. Die Beobachtung der Handlung ›Text mit Wissenschaftsbezug schreiben‹ ist also ein notwendiges, aber kein hinreichendes Kriterium für Journalismus.

Gerade in der Tradition der Redaktionsbeobachtung gibt es zahlreiche Versuche, journalistisches Handeln durch eine Kombination von System- und Handlungstheorie zu beschreiben. Dies rührt vor allem aus einem vermuteten Praxispessimismus der Systemtheorie (Haferkamp, 1987, 61; Scholl & Weischenberg, 1998, 180; Quandt, 2005, 121).

13. Zusätzlich problematisch ist, dass hier wohl eher die verschlossene Tür einer Duschkabine beobachtet wird.

Dabei wird das redaktionelle Umfeld systemtheoretisch beschrieben, das Letztelement dieses Systems sind dann Handlungen.

Scholl und Weischenberg versuchen dieses Verhältnis über die Begriffe der Handlungsrelevanz und der Kommunikationsabsicht einzufangen. Die Handlungsrelevanz wird gekoppelt an Kommunikationsabsichten, daraus entsteht Berichterstattung (Scholl & Weischenberg, 1998, 156). Dabei wird angenommen, dass die Systemtheorie die Handlungstheorie aufgesogen habe (Scholl & Weischenberg, 1998, 194).

Altmeyden differenziert deutlich zwischen Handlung und Handeln. »Während Handeln den aktuellen Vollzug, das sichtbare Verhalten, umreißt, bezieht sich die Handlung auf das aktuelle Handeln und die diesem vorausgehenden Entwürfe und Absichten.« (Altmeyden, 1999, 53). Johannes Raabe bezeichnet Ansätze, wie sie von Scholl und Weischenberg, Altmeyden und Quandt verwenden, zutreffend als »integrative Theoriekonzepte« (Raabe, 2005, 95). Diese Vorschläge sorgen eher für mehr Komplexität, weil sie eine Handlungstheorie in der Systemtheorie installieren.

Gedankliche Rückkehr unter die Redaktionsdusche: Dort handelt ein Journalist. Er befindet sich in der Redaktion. Und offenbar bewegt er sich innerhalb des Strukturkontextes, sonst gäbe es ja eine solche Dusche nicht (Scholl & Weischenberg, 1998, 217). Handelt er also journalistisch? In den gängigen Theorien fällt das Duschen in die Kategorie »journalistisches Handeln«. Es sei denn, die Definition von Journalismus geschieht über das Produkt. Erst wenn ein Artikel *geschrieben* ist und *erscheint*, wäre das Journalismus. Dies hätte aber den Nachteil, dass erst im Nachhinein – wenn die Zeitung gedruckt ist – entschieden werden könnte, ob eine Handlung journalistisch war.

Ich treffe eine Unterscheidung: Duschen zur Körperpflege ist kein journalistisches Handeln. Handeln kann aber in mehreren Systemen stattfinden. Mittels der zugrundeliegenden Selektion kann Duschen über Überschriftenideen als journalistisches Handeln qualifiziert werden (Abb. 2.3).

Duschen als Motiv in der Presse

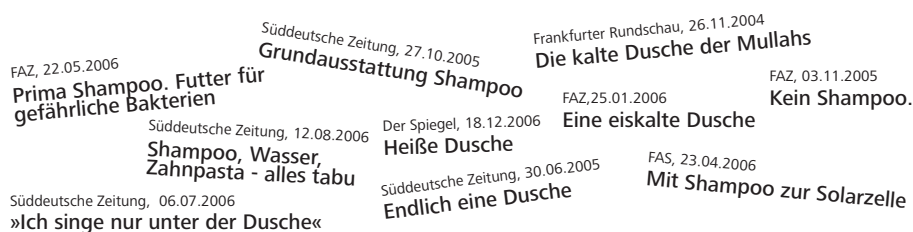


Abbildung 2.3: Eine Auswahl an Überschriften deutscher Medien mit Bezug zur Dusche 2005 – 2007. Sind sie unter der Redaktionsdusche entstanden? Eigene Darstellung.

Ursächlich muss eine journalistische Selektion sein. Erst wenn die Handlung dekomponierte journalistische Kommunikation ist, kann sie als journalistische Handlung ausgeflaggt werden (1994, 75; ähnlich Scholl & Weischenberg, 1998, 195). Dafür gibt das Duschen noch eher einen Anhaltspunkt als die Unterhaltung von Anzeigenkunden.

Schließlich ist unter der Dusche kein anderes Gesellschaftssystem außer dem Journalismus präsent. Nicht ausgeschlossen ist, dass zu duschen, dem Chefredakteur den Blutdruck zu messen oder etwa Bier während der Arbeitszeit zu trinken, gleichzeitig Irritationen für die journalistische Arbeit darstellen (Rühl, 1980, 286).

Das journalistische Handeln scheint also ein aussichtsreicher Punkt empirisch an die Theorie von Kohring anzuschließen. Denn der Terminus »journalistisches Handeln«, wie ich ihn hier beschrieben habe, lässt sich problemlos in die systemtheoretische Konzeption Kohrings einfügen. Während Kommunikationen das System bilden, sind Handlungen die »elementare Einheit der Selbstbeobachtung und Selbstbeschreibung sozialer Systeme.« (Luhmann, 1984, 241). Etwas anders positioniert, aber grundsätzlich ähnlich angelegt ist der Begriff des journalistischen Handelns bereits für Beobachtungsstudien verwandt worden, so von Altmeppen (1999) und Quandt (2005).

Wie kommen die Journalisten ins Spiel? Nicht als Systeme, sondern als Personen. Personen sind »Identifikationspunkte« der Kommunikation (Kneer & Nassehi, 2000, 87).¹⁴ Ich muss den Handelnden beobachten, wenn ich verstehen will, wie er handelt (Luhmann, 1997, 335, FN. 254). Scholl und Weischenberg verwenden für dieses Moment den einprägsamen Begriff »Kristallisationspunkte sozialer Wirklichkeit«. Dabei muss hier nicht entschieden werden, ob Personen Komponenten des Systems sind oder anders bestimmt werden (Scholl & Weischenberg, 1998, 54). Sie sollen jedenfalls nicht als »Problemquelle des Journalismus« (Rühl, 1980, 337) betrachtet werden. Das Ressort Wissen als soziales System braucht die Wissensmacher. Denn ein soziales System rechnet mit mindestens zwei psychischen Systemen in seiner Umwelt (Kneer & Nassehi, 2000, 81).

Es ist eine ganz entscheidende Frage für die Komplexität der Untersuchung, welche Merkmale der Journalisten zu ihren journalistischen Handlungen gehören – und welche nicht: Schuhgröße, Ausbildung, Ernährungsgewohnheiten, Krankheiten (Luhmann, 1996, 100)? Hierüber herrscht durchaus Uneinigkeit. Hier wird Luhmanns Konzeption gefolgt. Handeln ist dabei keine Frage der Ebene: Auch Ressorts und Medien selbst handeln journalistisch (Luhmann, 1996, 131; Rühl, 1980, 69). Gegenüber dem Ressort Wissen kann zum Beispiel das Sportressort handeln, wenn es um den Anreißer auf der Titelseite konkurriert. Das Handeln ist nur nicht das Elementare, was es ausmacht. Das ist die Kommunikation.

Aufbauend auf den Ergebnissen der Forschung und der herausgearbeiteten Besonderheiten des Wissenschaftsjournalismus konnte ich zwei wichtige Verbindungen knüpfen: Erst zwischen Journalismus und Selektion, indem ich die Selektion als *entscheidende Operationsweise* des Journalismus identifiziert habe. Darauf aufbauend konnte ich journalistische Selektion mit Handeln verbinden. Wissenschaftsjournalistische Selektion manifestiert sich in journalistischem Handeln und zwar über Kommunikation. Damit sind

14. Eben deshalb wird hier auch nicht von Menschen gesprochen. Ein Mensch ist viel komplexer.

alle Bestandteile des Wissenschaftsjournalismus bestimmt. In einem nächsten Schritt soll gezeigt werden, wie Journalismus organisiert ist: In Programmen.

2.2 Programme

2.2.1 Moderne wissenschaftsjournalistische Programme

Auf 0,23 Quadratmetern Papier¹⁵ können Journalisten eine Menge unterbringen. Sie mit Zeichen und Bildern in fünf Spalten zu füllen ist nur eine Möglichkeit, eine sehr unwahrscheinliche obendrein. Dass eben das täglich passiert, liegt daran, dass eine Zeitung routiniert entsteht: Es »[f]ragt sich nur, was man wo hineinschreibt [...]«, schreibt ein Redakteur (Albrecht, 2006, 52). Journalisten können nicht jeden Tag experimentieren, welche Methode wohl am Besten zum Ziel führt. Zur Lösung dieses Problems haben sich Routinen entwickelt. Diese Routinen bestehen aus Kombinationen journalistischer Kommunikation. Der systemtheoretischen Sprachregelung folgend, werden sie Programme genannt (Lublinski, 2004, 43; Scholl & Weischenberg, 1998, 79).¹⁶

Zusammenhang zwischen Programm und Handlung

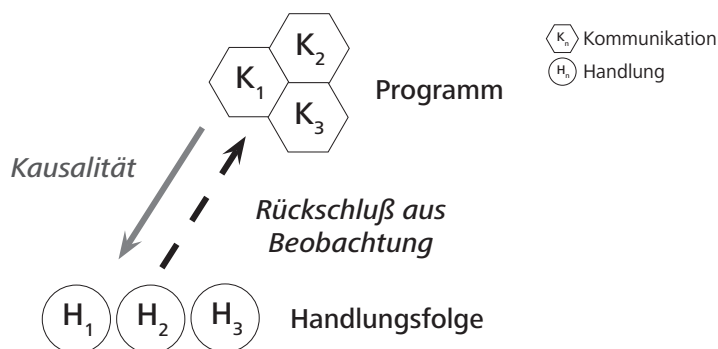


Abbildung 2.4: Der tatsächliche und beobachtete Zusammenhang zwischen Programm und Handlungsfolge. Eigene Darstellung.

Die journalistischen Programme sind Erkenntnisziel der vorliegenden Beobachtung. Wie können Programme beobachtet werden? Dazu werde ich klären, wie sich Handlungsfolgen zu Programmen verhalten. Wie gezeigt wurde, ist es sinnvoll anzunehmen, dass Programme aus Kommunikationen bestehen. Denn zusammengesetzte Handlungen ergeben keinen Journalismus. Auf Ebene der Kommunikationen lassen sich die Programme aber nicht beobachten. Beobachtet wird journalistisches Handeln in einer zeitlichen Abfolge (Abb. 2.2).

Wichtig ist, den Unterschied von Handlung und Kommunikation zu beachten. Programme *bestehen* aus Kommunikationen. Sie *erzeugen* Handlungen. Handlungen werden dabei *nur* durch Kommunikationen in folgende Handlungen überführt (Schmid, 1987,

15. Eigene Berechnung auf Grundlage der Seitengröße des Nordischen Formats von 570 mm x 400 mm. Für einen Vergleich der Zeitungsformate siehe Abb. 3.8.

16. Luhmann spricht auch von Schemata oder Skipts, präzisiert diese Konzepte jedoch nicht weiter (Luhmann, 1997, 1106).

28; Abb. 2.3). Programme ergeben Handlungsfolgen. Es ist sehr wahrscheinlich, dass eine Handlungsfolge (H_1, H_2, H_3), gerade wenn sie in einer Redaktion beobachtet wird, ein bestimmtes Programm ($K_1+K_2+K_3$) »signalisiert« (Abb. 2.4). Aus der Beobachtung einer Handlungsfolgen kann dann auf Programme geschlossen werden. Dazu ein Beispiel: Wenn ein Redakteur »beschließt«, ein Rechercheprogramm auszuführen, sieht der Beobachter, dass jemand telefoniert und sich Notizen macht. In einer Redaktion ist es dann legitim, daraus zu schließen, dass diese Handlungen einem Rechercheprogramm entspringen. In einer Metzgerei könnten dieselben Handlungen beobachtet werden, aber das Programm der neuen Leberwurstbestellung signalisieren.

Anders wenn ich mich unter Wissensmachern befinde: Hier brauche ich noch nicht einmal alle erzeugten Handlungen, sondern nur die charakteristischen zu beobachten. Ein Beispiel: Ein Fragemanuscript schreiben, eine Telefonnummer recherchieren, anrufen und ein Gespräch führen, kann problemlos als Programm Recherchegespräch identifiziert werden. Und das, selbst wenn der Griff nach dem Telefonhörer *nicht* wahrgenommen wird. Und das, obwohl es ohne diesen Griff ja kein Gespräch gäbe.

So kann mittels Beobachtung der Redaktionen zuverlässig bestimmt werden, welche Programme wie lange und wie häufig angewandt werden. Die Programme sagen nicht, was hinterher in der Zeitung steht. Sie beschreiben, *wie* gesammelt, *wie* selektiert, *wie* dargestellt und *wie* geprüft wird (Blöbaum, 1994, 221). Sie »repräsentieren strukturierende Merkmale journalistischer Arbeit« (Altmeppen, 1999, 40). Und sie können an jedes Ressort angepasst sein (Rühl, 1980, 405). Sie beschreiben damit die Antwort auf meine erste Frage: Wie kommt die Wissenschaft in die Zeitung? Über die Beschreibung seiner Programme kann Wissenschaftsjournalismus beschrieben werden.

Auch wenn etwas anderes beobachtet wird, ist es theoretisch sinnvoll anzunehmen, dass journalistische Programme Kommunikationsprogramme sind. Denn anders als die bloße Kopie von Handlungen kann die Kopie von Programmen aussichtsreich Wissenschaftsjournalismus erzeugen. In der Ausbildung von Journalisten werden daher diese Programme vermittelt.

Der Wissenschaftsjournalismus ist keine Ausnahme unter den Systemen. Alle sozialen Systeme bilden eigene Programme aus, um Umweltirritationen verarbeiten zu können (Blöbaum, 1994, 91). Die journalistischen Programme sind »die gesellschaftlichen Umwelterwartungen des Journalismus« (Kohring, 2005, 271). Für die vorliegende Studie soll auf die Unterteilung zurückgegriffen werden, die Blöbaum entworfen hat (Blöbaum, 1994, 280; Tab. 2.1). Blöbaum untersucht die Geschichte des Journalismus. Selbst die Genese des Systems kann an den Programmen gezeigt werden, wie er zeigt (1994, 136). Aus einer evolutionären Perspektive leitet Blöbaum die Unterscheidung von vier Programmtypen ab: Darstellungs- Sammlungs-, Selektions- und Prüfprogramme.

Historische journalistische Programme

Darstellung	Sammlung	Selektion	Prüfung
Nachricht	Recherche	Aktualität	Richtigkeit
Bericht	Interview	Neuigkeit	Recherche
Kommentar	Korrespondenten	Nähe	Interview
Reportage	Telegraphenbüros	Relevanz	
Interview		Ressort	

Tabelle 2.1: Journalistische Programme in der historischen Perspektive. Darstellung nach Blöbaum, 1994, 280.

Dies scheint empirisch brauchbar zu sein. Das Problem an Blöbaums Einteilung ist jedoch, dass die Kategorien nicht trennscharf sind. Zudem benutzt er eine historisch gebildete Einteilung.

Hier wird ein erweitertes Schema vorgeschlagen (Tab. 2.2). Dieses trägt einerseits der Entwicklung zur Moderne Rechnung, ist andererseits an die beschriebene Konzeption des Wissenschaftsjournalismus angepasst. Wissenschaftsjournalismus berichtet aktuell und schnell über Risiken, berichtet publikumsnah und verständlich, liefert relevante Hintergründe und Zusatzinformationen und liefert Einordnung (vgl. Lublinski, 2004, 349). In Tabelle 2.2 habe ich die auffälligsten Programme in Hinblick auf den Wissenschaftsjournalismus im Überblick zusammengefasst.

Moderne wissenschaftsjournalistische Programme

Sammeln	Selektieren	Darstellen	Prüfen	Koordinieren
Recherche	Aktualität	Nachricht	Richtigkeit	Teamarbeit
Recherchegespräch	Neuigkeit	Bericht	Gegenlesen	Kommunikation
Korrespondenten	Vertrauen	Kommentar	Autorisieren	Seitenkomposition
Fachzeitschriften	Relevanz	Reportage	Redigieren	
Tagungsbesuch	Staunen	Interview	Archiv	
		Feature		
		Glosse		
		Grafik		

Tabelle 2.2: Journalistische Programme heute (für den Wissenschaftsjournalismus, nicht erschöpfend). Eigene Darstellung.

Die Programme Blöbaums werden mit Hilfe der wissenschaftsjournalistischen Literatur ergänzt. Insbesondere die Redaktions-Profile sind dabei hilfreich. Die Sammel-Programme habe ich für den Wissenschaftsjournalismus um Tagungsbesuche und Fachzeitschriften erweitert. Diese Quellen werden in der Literatur häufig genannt. Auch die Selektionsprogramme habe ich angepasst. Das Ressort passt dort nicht hinein, denn es wird in dieser Untersuchung als System und nicht als Operation modelliert (Kap. 2.3).

Das Selektionsprogramm ›Nähe‹ erscheint für den Wissenschaftsjournalismus nicht ausschlaggebend, ich werde es deshalb hier nicht untersuchen.¹⁷ Erweitert werden die Selektionskriterien um Vertrauen und Staunen, zwei bisher wenig diskutierte Alternativen (Kap. 2.2.3). Als fünfte Kategorie wird Koordination eingeführt, da diese oft in Beobachtungsstudien als Programm beschrieben wird (Altmeppen, 1999; Lublinski, 2004).¹⁸

Trotz der vielen Programme ist es aber sehr *unwahrscheinlich*, dass jeden Tag eine Zeitung erscheint. Dafür bedarf es eines komplexen Systems. Ein solches, hat sich mit der Öffentlichkeit herausdifferenziert. Journalismus arbeitet nicht starr programmiert (Altmeppen, 1999, 43). Oder im Sinne Luhmanns: »Wenn man ständig auf Überraschungen gefasst sein muss, mag es ein Trost sein, dass man morgen mehr wissen wird.« (Luhmann, 1996, 46)

Die Programme sind ständigen Veränderungen unterworfen, wie sich durch einen Vergleich von Rühls Beobachtungsstudie (1968) mit dem Wiederbesuch derselben Redaktion durch Beatrice Dernbach zwanzig Jahre später zeigt (1994). An anderer Stelle weist Rühl darauf hin, dass es Redaktionen jeden Tag überrascht, dass sie eine Zeitung zustande bringen (Rühl, 2005, 129). Einen ähnlichen Eindruck hatte ich auch in manchen Momenten nach Abschluss der Produktion in den Redaktionen. Im Folgenden sollen die Programme genauer vorgestellt werden, die ich bei den Wissensmachern erwarte. Sie folgen der oben aufgestellten Ordnung (Tab. 2.2) nach Sammlungs-, Selektions-, Darstellungs-, Prüf- und Koordinationsprogrammen.

2.2.2 Sammlungsprogramme

»And no birds sing.« (Carson, 1962, 1). Mit diesem Zitat des Dramatikers John Keats beginnt 1962 Carsons Berichterstattung über den amerikanischen ›Silent Spring‹ im NEW YORKER. Es ist das berühmteste Stück investigativen Wissenschaftsjournalismus. Die Spurensuche nach den Ursachen des stummen Frühlings entlarvt das Insektizid DDT als Ursache für ausgerottete Singvögel. Vieles, was wir über Insektizide wissen, wissen wir durch Carson. Sie hat auf ein Sammlungsprogramm des Journalismus gesetzt und Wissenschaft nicht popularisiert, sondern recherchiert. Später schreiben Wissenschaftsjournalisten über den Contergan-Skandal und über HIV-verseuchte Blutkonserven (Meichsner, 1998). Sie berichten über den Fall Herrmann und Brach, in dem die beiden Hoffnungsträger der deutschen Krebsforschung mit mehr als neunzig manipulierten Studien Prominenz und Fördergelder ergaunern. Der Physiker Jan-Hendrik Schön, ein Aspirant auf den Nobelpreis, stolpert 2003 über gefälschte Studien. Er hat mit derselben

17. Ich gehe unter dem Stichwort Regionalität im Ergebnisteil darauf ein.

18. Mit der Entscheidung für Programme wird jedoch nicht an eine kybernetischen Sichtweise angeschlossen. Aus dieser Theorierichtung kommt der Programmbegriff ursprünglich. Er wird dort jedoch ganz anders genutzt. Als »prozessuale Dimension« hat zum Beispiel Ulrich Hienzsch Programme sehr ausführlich in die Redaktionsbeobachtung eingeführt (1990, 227). Die Prozesse werden dort jedoch als sehr starr präsentiert. Dies führt das zu einer Verwechslung mit Vorhersagbarkeit (Hienzsch, 1990, 227). Journalismus wird dabei zur unbedeutenden Restgröße im Black-Box-Prozess (Hienzsch, 1990).

Abbildung verschiedene Ergebnisse illustriert. Maßgeblich an der Aufdeckung beteiligt: Wissenschaftsjournalisten.

Und doch: Während die Politikredaktion einen Partei-Spendenskandal aufdeckt, die Wirtschaft die Korruption von Siemens durchleuchtet und die Sportredaktion über Doping im Radsport berichtet, scheint es für den Wissenschaftsjournalismus kein investigatives Mandat zu geben. Die journalistischen Leistungen werden nicht dem Wissenschaftsjournalismus zugerechnet. Ungenannte Informanten, die Beschaffung nichtöffentlicher Dokumente und zugespielte Informationen – nichts für den Wissenschaftsjournalismus? Diese Position vertritt konsequent Hömberg. Wissenschaftsjournalisten seien in der Realität keine suchenden Scouts (Hömberg, 1992, 88). Die eigene Recherche spiele nur eine sehr geringe Rolle (Hömberg, 1990, 86).

Dabei dominiert die Recherche den journalistischen Alltag. Fast zweieinhalb Stunden verbringen Journalisten nach eigener Auskunft mit Recherche (Scholl & Weischenberg, 1998, 88). Die Wissenschaftsjournalisten scheinen sogar darüber zu liegen, das legt eine Befragung von 350 Wissenschaftsjournalisten aus dem Jahr 1995 nahe. Sie zeigt, dass Wissenschaftsjournalisten nach eigenen Angaben länger recherchieren als andere Gruppen von Journalisten (Göpfert & Stamm, 1995). Ist die Selbsteinschätzung falsch?

Unter Sammelprogrammen sollen im Folgenden alle »Techniken, mit denen Journalismus beobachtet« (Blöbaum, 1994, 278) verstanden werden. Die Untersuchung soll zeigen, ob die Recherche zum Kernbereich des Wissenschaftsjournalismus gehört. Deborah Blum nimmt sogar an, dass Wissenschaftsjournalisten meist investigativ tätig sind.¹⁹ Zur Praxis der wissenschaftsjournalistischen Recherche existieren bisher nur einige Erfahrungsberichte (Meichsner, 1998; 2000; Weidmann, 1998; Blum, 1997).

Auch Korrespondentenberichte, Zeitschriftenlektüre und Tagungsbesuche sollen zu den Sammlungsprogrammen gezählt werden. Sie sind leicht zu identifizieren. Im Vergleich zur Recherche werden sie jedoch deutlich weniger Zeit in Anspruch nehmen. Auf Basis der Erfassung kann untersucht werden, wie der Journalismus mit der »eingesammelten Umwelt« umgeht. Es liegt nahe, dass er sie sortiert. Fünf Kriterien dafür werden im Folgenden diskutiert.

2.2.3 Selektionsprogramme

– Aktualität

Wer erinnert sich noch an die ewighaltbare Gen-Anti-Matsch-Tomate? Die Blüte der »Tomatenwissenschaft« war kurz. Sie erreicht ihren Höhepunkt am 18. November 1994 mit dem Patent auf FLAVR SAVR, die »Geschmacksschonende«. Sie ist längst in den Schubladen des Europäischen Patentamtes verschwunden (Martineau, 2001). Der Wissenschaftsjournalismus verfolgt eines seiner eingängigsten Symbole der Gentechnik-Bericht-

19. »I have a theory – unverified, of course – that most science writers spend a large part of their time as investigative reporters.« (Blum, 1997, 86).

erstattung nicht mehr. Denn es gilt das journalistische Grundpostulat: jede Gegenwart hat ihre eigene Zukunft. Die Tomate der Zukunft ist heute Vergangenheit.

Wer an ein Selektionskriterium des Journalismus denkt, denkt seit Egon Erwin Kisch zuerst an den rasenden Reporter in seinem ständigen Ringen um Aktualität. Die Aktualität ist das wichtigste Selektionsprogramm und kennzeichnend für den modernen Journalismusbegriff (Scholl & Weischenberg, 1998, 17). Mithilfe von Aktualität konstruieren auch die Wissensmacher die Realität der Wissenschaft. Als Entscheidungsroutine strukturiert sie ihre Auswahl von Ereignissen zur Nachrichtenerzeugung (Blöbaum, 1994, 278).

»Daß dem Leser aber keine Zeit gelassen wird, sich selbst ein Urteil zu bilden und es an dem Urteil eines anderen zu messen, dafür sorgt die Aktualität.« (Groth, 1928, 171). So wenig schmeichelhaft präsentiert Otto Groth 1928 die noch junge Aktualität. Derart negativ besetzt ist sie in der Journalismusforschung seitdem geblieben. Noch Hans-Mathias Kepplinger sieht Aktualität vor allem als Verursacherin von Zeitknappheit: »Als Journalist steht man ja permanent unter Zeitdruck. Da lassen sich nicht immer alle Meldungen bis ins kleinste Detail recherchieren.« (Kepplinger & Vohl, 1976). Dieser mit Karl Bühler (1926) und Groth (1928) beginnenden Betrachtungsweise ist gemein, dass sie Aktualität rein zeitlich im Gegensatz zu Vergangenem und Zukünftigem gebraucht (Merten, 1973, 216). Sie betont daher die Tatsache, dass in Redaktionen »unter Verwendung von Zeit und nacheinander« gearbeitet wird, wie Rühl (1992, 191) formuliert. Durch seine Idee der instrumentellen Aktualisierung fügt Kepplinger dem allerdings eine Funktion der Wahrhaftigkeit hinzu (Kepplinger et al., 1992). Aktualität wird so als Aktualisierung von Latentem beschrieben (Merten, 1973, 216). In der funktionalen Betrachtung Rühls wird diese Zeitknappheit dagegen die »bewirtschaftete Kommunikationsbeziehung« (Rühl, 1992, 179). So entstehen *durch* die Kreation von Terminen alle journalistischen Produkte. Aktualität ist dann konstitutiv für Journalismus, auch für Wissenschaftsjournalismus.

Für meine Untersuchung des Wissenschaftsjournalismus scheinen diese Beschreibungen nicht ausreichend. So finden sich in der Literatur Anhaltspunkte für die Annahme, dass Aktualität für Wissenschaftsjournalisten in der Presse nicht relevant ist. Michael Haller verortet die Fachjournalisten als »fernab der Aktualität in Spezialressorts schreibend« (1987, 311). Die funktionale Forschung betont hingegen die Bedeutung der Aktualität für die Operation von Journalismus. Görke nennt die Aktualität das »Metronom der (Welt-) Gesellschaft« (2000, 304).

Dabei wird die über Zeitlichkeit hinausgehende Aktualitätsdimension betont. Dieser erweiterte Aktualitätsbegriff stützt sich auf erste Ansätze von Erich Everth (1931). Aktualität wird in dieser Beschreibung nicht mehr als rein zeitliche Determinante der Qualität gesehen, sondern als integrale, die Funktion des Journalismus charakterisierende Aufgabe. »Indem Journalismus Aktualität konstruiert, synchronisiert er die (Welt-) Gesellschaft sachlich, sozial und zeitlich.« (Görke et al., 2001, 21). Diese Betrachtungsweise

negiert keinesfalls die Zeitlichkeit, die notwendig bleibt, »da Journalismus [...] nicht alle Ereignisse zugleich beobachten kann [...]« (Kohring, 1997, 274). Sie betont vielmehr die *Eigenzeitlichkeit* des Journalismus. Wissenschaftsjournalismus könnte einfach langsamer arbeiten.

Durch die Annahme der Eigenzeitlichkeit kann unterschieden werden zwischen einer Aktualität der allgemeinen Nachrichtenlage, einer eigenen wissenschaftsjournalistischen Aktualität und sogar einer für jedes Ressort anderen Aktualität. Klaus Merten (1973) legt einen Aktualitätsbegriff vor, der funktional sehr gut zu verwenden ist: »Aktualität ist also sowohl an den Informationswert eines Ereignisses (Neuigkeit, Überraschung, Unerhörtheit) als auch an die Relevanz eines Ereignisses für den Rezipienten gebunden.« (1973, 219). Er rückt die Aktualität so bewusst in die Nähe der Publizität.

Durch dauerndes Prozessieren von Aktualität, versichert sich die Gesellschaft ihrer eigenen Existenz (Blöbaum, 1994, 265). Der Wissenschaftsjournalismus konstruiert für die Öffentlichkeit eine aktuelle Wirklichkeit der Wissenschaft. Aktuell für den Wissenschaftsjournalismus ist, was sich mehrsystemzugehörig darstellen lässt. Nur durch aktuelle Selektion werden die journalistischen Angebote zu »sozial verbindlichen Wirklichkeitsmodellen.« (Scholl & Weischenberg, 1998, 78). Es bleibt die Frage: Wie aktuell arbeiten die Wissensmacher?

– Neuigkeit

Neues Wissen ist journalistisch spannend. Neuigkeit ist eine wichtige Komponente der medialen Wissenschafts-Realität. Kohring siedelt sie für den Wissenschaftsjournalismus auf der Programmebene an (Kohring, 2005, 269). Für Wissenschaftsberichte im Hörfunk weist Lublinski nach, dass sich Tagesaktualität als oberste Priorität etabliert hat (Lublinski, 2004; Abb. 2.5).²⁰ Wissenschaftsjournalisten berichten oft von Entdeckungen, die so neu sind, dass es zu ihnen keine Referenzliteratur gibt.

Wissenschaftsjournalismus und Tagesgeschäft



Abbildung 2.5: Der Wissenschaftsjournalismus im Griff des politischen Tagesgeschehens. Illustration von Heike Becker (© 2007). Aus: Wormer, 2006, 12.

20. Andererseits ist es fraglich, ob die Zeitung wirklich neuer geworden ist. Dernbach zeigt die Verschiebung der Konferenzen in der von Rühl beobachteten Redaktion nach vorne (1994, 142). Die Zeitung wird nun am Vortag erstellt und nicht am Vorabend.

Dabei dient *Neuigkeit* als Sammelbegriff für die unterschiedlichen zeitlichen Strukturen der thematischen Behandlung. Günter Bentele betont die Bedeutung von Zeitmustern in der Berichterstattung (1992, 173). Aus dem umfangreichen Katalog von Klaus Beck seien einige genannt, die für die Thematisierung im Wissenschaftsjournalismus bedeutsam sein können (Beck, 1994, 159). Beck benennt die *Dauer* als Zeit eines sozialen Phänomens, die Geschwindigkeit eines Themas als »*Tempo sozialer Prozesse*«. Sich mit einem Thema journalistisch auf die Lauer zu legen, bezeichnet Beck als Timing. Keine Erkenntnisse liegen bisher vor, wie verbreitet das *Timing* im Wissenschaftsjournalismus ist. Ein Sonderfall des Timings ist die Sequentialität, also wiederkehrende Ereignisse. Ein jährlicher Aktionstag ist in diesem Sinne sequentiell, aber auch ein Entwurf, der das Gesetzgebungsverfahren durchläuft. Auch historische Jahrestage sind vorher bekannt (Meyen & Pfaff, 2006, 104).

Zudem nennt Beck eine annähernde *Permanenz*. Dieses Label könnte für den hier betrachteten Journalismus interessant sein, da beispielsweise die Klimaproblematik und das Artensterben das Label der dauernden Latenz tragen. Lublinski findet in der Hörfunkredaktion alle Typen: zeitlose und latent aktuelle Beiträge ebenso wie aktuelle Beiträge und solche mit selbstgeschaffener Aktualität (Lublinski, 2004, 277). Jörg Albrecht nennt den Kampf gegen Krebs als Beispiel (Albrecht, 2006, 53).

Ein ausgeprägter Sonderfall des Wissenschaftsjournalismus sind *Sperrfristen*. Die »Nachrichtenagenturen« des Wissenschaftsjournalismus, die großen Fachzeitschriften, senden ihre Artikel in der Regel eine Woche vor dem Erscheinen in die Redaktionen (Kiernan, 2003). Andere Zeitschriften können online eingesehen werden. Durch Embargos soll den Journalisten die Möglichkeit gegeben werden, sich in die komplexen Themen einzuarbeiten und mit Experten zu sprechen. So heißt es in den Grundsätzen der PROCEEDINGS OF THE NATIONAL ACADEMY OF SCIENCES (PNAS): »This [= the embargo] policy is designed to allow news reporters an opportunity to write accurate news stories while ensuring that publicity does not appear prematurely.« (2005).

Allein dass es so einen Katalog gibt, zeigt: Sperrfristen sind potentielle Irritationen für einen mit Neuigkeit operierenden Journalismus. Es ist durchaus fraglich, ob Journalismus sich mit einer so eingeschränkten Neuigkeit begnügt. Denn während es in der Wissenschaft um Steigerung der sachlichen Reflexivität geht, müht sich Journalismus »vor allem um eine Steigerung der zeitlichen Reflexivität« (Kohring, 2005, 272). Vielleicht haben die Sperrfristen da eine Mittlerfunktion.

In der jüngsten Vergangenheit hat es einen charakteristischen Fall gegeben: Die Nachricht des ersten geklonten Menschen. »In Südkorea haben Wissenschaftler erstmals zweifelsfrei menschliche Embryos durch Klonen hergestellt.« So beginnt der Aufmacher der SÜDDEUTSCHEN ZEITUNG vom 13. Februar 2004 (Berndt, 2004). Tatsächlich hatte das Team um Hwang Woo-Suk eine Studie veröffentlicht: Nach ihr war es gelungen, mit Hilfe eines Zellkerntransfers einen menschlichen Embryo zu konstruieren und aus ihm Stammzellen abzuleiten. Es ist ein übereilter Aufmacher der SÜDDEUTSCHEN. Eine kleine

Tageszeitung hatte am Tag zuvor das Embargo gebrochen. Ab diesem Moment wusste nicht nur die Stammzellforschung und der Wissenschaftsjournalismus Bescheid, sondern die Öffentlichkeit. Das journalistische Streben nach Neuigkeit hat über die wissenschaftlich verhängte Sperrfrist triumphiert. Die Beobachtung zeigt, welche Bedeutung Sperrfristen für die Wissensmacher haben.

– Vertrauen

Ironischerweise wendete sich der wissenschaftliche Durchbruch zum Skandal. Nicht nur, dass das Team um Hwang gar keinen Klon hergestellt hat. Die 66 Spenderinnen von Eizellen erhielten für die Klonversuche Geld – entgegen der Aussage der Forscher. Fünfzehn der Frauen erkrankten in Folge der Eizellen-Entnahme. Hwang verbrauchte sehr viel mehr Eizellen, als er angegeben hat. Und er leitete 2,6 Millionen Dollar Forschungsgeld auf sein Privatkonto um (Viciano, 2006). Der Fall Hwang Woo-Suk zählt damit »zu den größten Skandalen der Wissenschaftsgeschichte« (kmr, 2006) und ist »einer der größten Forscherskandale der vergangenen Jahre« (Frankfurter Rundschau, 2006).

An diesem Skandal könnte sich das Scheitern von neuigkeitsorientiertem Wissenschaftsjournalismus zeigen. Leicht ließe sich die zwanzig Jahre alte Analyse des überforderten und defizitären Wissenschaftsjournalismus seit Tschernobyl bestätigen (Haller, 1987). Die Reaktorkatastrophe ist das »Paradebeispiel« des scheiternden Wissenschaftsjournalismus, das auch immer wieder wie eine Schablone auf die journalistischen Kommunikationen, ob über Gentechnik oder Klonen, gelegt wird (Brodde, 1992, 45; Noelle-Neumann, 1997, 446; Schenk & Sonje, 2000).

Andererseits ist es Journalismus, der den Skandal Hwang aufdeckt. Die Recherchen des koreanische Journalisten Han Hak-Soo sichern das Vertrauen – gerade weil sie aus der Sensation der Klonforscher einen Skandal machen (Evers, 2006).²¹ Ich meine, es ist sinnvoll, ein ergänzendes Selektionsprogramm für den Journalismus aufzunehmen: Vertrauen. Denn selbst die Quantenphysikerin braucht den Journalismus, um einen Kommunikationswissenschaftler oder einen Klonforscher zu verstehen. Dazu muss sie auf den Journalismus vertrauen können. In den Institutionen der Wissenschaft treffen sie sich nicht, um über ihre Ergebnisse zu sprechen.

Das kann man als Einschränkung sehen wie es etwa Elisabeth Noelle-Neumann tut: »Und der Bevölkerung bleibt nahezu nichts anderes übrig, als sich in ihren Ansichten zu einer Streitfrage den Journalisten anzuschließen.« (Noelle-Neumann, 1997, 451). Einen anderen Weg gehe ich hier. Rühl meint, dass die Kluft zur Wissenschaft besonders groß sei (Rühl, 1987, 11). Vertrauen ist dann ein Mechanismus zur Reduktion sozialer Komplexität (Luhmann, 1984). Aufgrund der journalistischen Information kann jeder seine Umwelterwartungen ändern oder nicht. Nach dem Journalismus selektiert das Publikum

21. Erst danach wird der Skandal juristisch und wissenschaftlich geklärt: Die südkoreanischen Wissenschaftler haben kein menschliches Embryo geklont. Die Fachzeitschrift Science hat die Publikationen der Klonforscher zurückgezogen (Chong, Science, 10. Februar 2006).

noch einmal, um Komplexität zu verringern (Meyen & Pfaff, 2006, 104). Die Entscheidung ist frei, aber möglich geworden (Kohring, 2005, 265). Es gibt also keine *Abhängigkeit* von der Meinung der Journalisten, sondern erst durch Journalismus die *Möglichkeit* einer eigenen Meinung.

Kohring hat Vertrauen als Programm für den Journalismus entwickelt. Er stützt sich dabei auf frühe Versuche Luhmanns (Kohring, 2002, 2004; Luhmann, 1973). Seine Definition übernehme ich für diese Arbeit: »Vertrauen ist ein Mechanismus zur Reduktion dieser sozialen Komplexität. Die Erklärung von Vertrauen will glauben machen, als sei eine bestimmte Zukunft schon Gegenwart, und befähigt dadurch zum Handeln.« (Kohring, 2001, 6). Es spricht viel dafür, dass Vertrauen im Wissenschaftsjournalismus eine Rolle spielt. Schließlich ist gerade Wissenschaftsberichterstattung auch Risikoberichterstattung (Görke, 2000).²² Die Chemie forscht an Sprengstoffen, die Politik an Revolutionen. Es ist für die Öffentlichkeit essentiell, dass jemand für sie die Wissenschaft beobachtet. Denn wer nicht vertraut, muss kontrollieren. Und das ist nicht zu leisten (Kohring, 2002, 96). Also vertraut die Öffentlichkeit der richtigen Beobachtung des Journalismus. Grundlage ist dabei nicht Wissen über Wissenschaft. Das Vertrauen ersetzt Wissen (Kohring, 2002, 96; Dernbach, 2005, 137).²³

Um die Anschlussfähigkeit zu erhalten, werden falsche Berichte häufig korrigiert. Es wäre fatal, wenn ein anderes System, etwa die Politik, und nicht der Journalismus selbst, diese Kontrollaufgabe übernehmen würden (Dernbach, 2005, 137; Kohring, 2001). Der Wissenschaftsjournalismus hat sogar eigene Kontrollmechanismen entwickelt. Der Aufmacher der SÜDDEUTSCHEN ZEITUNG: »Handys können Krebs auslösen.« (Schrader, 2007a) ruft ein heftiges Medienecho hervor. Denn das Krebsrisiko betrifft wissenschaftlich nur eine kleine besondere Gruppe. Andere Zeitungen reagieren – und zwar weniger auf die Studie als auf den Aufmacher der SÜDDEUTSCHEN selbst. Es ist das Ressort Wissen als Ganzes, das die Problematik aufgreift, in einer Form von Selbstkontrolle. So schreibt DER SPIEGEL in der nächsten Ausgabe:

»Handys können Krebs auslösen. So stand es am vergangenen Mittwoch groß auf Seite eins der ›SÜDDEUTSCHEN ZEITUNG‹. [...] Die Wahrheit ist: Das stimmt sowenig, wie Zahnbürsten ›womöglich‹ auf Dauer die Hirnschale zerrütten.« (Dworschak, 2007).

Das überrascht in seiner Deutlichkeit. Der Autor des Artikels in der SÜDDEUTSCHEN rechtfertigt daraufhin die reißerische Schlagzeile: »Also war es biologisch plausibel, speziell auf diese Zahl zu schauen, und keine Laune, kein unbedingt-was-finden-wollen, kein Volontärs-Trick.« (Schrader, 2007b). Das Beispiel zeigt: Wissenschaftsjournalismus ist auch Risikoberichterstattung. Und das Ressort *als Ganzes* übernimmt für die Gesellschaft die Aufgabe, die Wissenschaft zu beobachten und das Wissen der Öffentlichkeit zu machen. Auf Fehler kontrolliert es sich selbst, um Vertrauen zu erhalten.

22. Wormer schreibt: »Wissenschaftsberichterstattung gehört zur positivsten Berichterstattung in den Medien überhaupt.« (2006a, 13).

23. Es ist deshalb problematisch, »News as Knowledge« zu betrachten, wie es Tuchman tut (1978, 198).

Der Vertrauensbegriff ist vielfach erweitert worden. Rühl verweist darauf, dass Vertrauen immer auch Vertrauen in ein aufnahmebereites Publikum ist (Rühl, 1980, 337). Vertrauen unterscheidet sich dabei von Glaubwürdigkeit. Die Glaubwürdigkeit wird vor allem von Rezipienten zugeschrieben (Meyen & Pfaff, 2006, 105). Altmeyen erweitert den Begriff des Vertrauens auf die interne Koordination: »Der CvD [= Chef vom Dienst] vertraut darauf, dass der Redakteur weiß, welche Recherchen notwendig sind [...]« (1999, 173). Er betont in diesem Zusammenhang insbesondere die persönlichen Beziehungen unter den Redakteuren. Mit Vertrauen habe ich ein drittes Selektionskriterium neben Aktualität und Neuigkeit eingeführt. Doch noch können nicht alle Auswahlentscheidungen der Wissensmacher erklärt werden. Dazu sind weitere Kriterien nötig, wie die folgende Beschreibung der Relevanz zeigen wird.

– Relevanz

Der neue Menüplan für die Kantine und ein neues Schuhgeschäft gegenüber der Redaktion finden selten den Weg in die Zeitung. Es genügt eben nicht, dass ein Ereignis neu ist und Journalismus vertrauensbildend darüber berichten könnte – ein Ereignis muss auch relevant sein (Kohring, 2005, 269). In der Kommunikationswissenschaft wird diese Relevanz häufig über Nachrichtenfaktoren modelliert. Für den Wissenschaftsjournalismus hat Hömberg dies versucht (2000). Nachrichtenfaktoren sind linear. Zudem können sie die starke Selbstbezüglichkeit der Medien nur unzureichend erklären (Luhmann, 1997, 1104).

Blöbaum konzipiert die Relevanz im Verhältnis zum Publikum: »Für das Publikum ist relevant, was vom Journalismus veröffentlicht wird. Etwas wird nur veröffentlicht, wenn es für das Publikum relevant ist.« (1994, 238). Das ist zwar zutreffend, in seiner Zirkularität jedoch von verminderter Erklärungskraft. Für den Wissenschaftsjournalismus liegt es nahe, die Relevanz direkt aus dem wissenschaftlichen Erkenntniswert abzuleiten. Hier ist allerdings fraglich, ob die Entdeckung einer neuen Enzymvariation in der Rattenleber die Erwartung der Öffentlichkeit stillt.

Kohring konzipiert die journalistische Relevanz von Ereignissen an ihrer »vermuteten Irritationskraft für ihre gesellschaftliche Umwelt« (2005, 268). Das lässt sich am Beispiel Tierversuche deutlich machen: Auch wenn der Verbrauch von Tieren für die Forschung innerhalb der Wissenschaft unproblematisch ist, kann er für die Öffentlichkeit durchaus relevant sein. Journalismus berichtet dann über den Tierverbrauch durch Tierversuche. Der umgekehrte Fall sind Neutrinos. In jeder Sekunde bewegen sich 66 Milliarden Neutrinos durch einen Quadratzentimeter unserer Erde. Die neutralen Elementarteilchen begeistern die Wissenschaft, in die Zeitung haben sie es nicht prominent geschafft. Denn Neutrinos irritieren die Öffentlichkeit eher wenig. »Neutrinos sind höchstens intellektuelles Kraftfutter für esoterisch angehauchte Physiker.«, schreibt Andreas Sentker, Leiter des Wissenschaftsressorts der ZEIT über sie (Sentker, 1998).²⁴

24. Nicht ohne sein Bedauern für die vernachlässigte Stellung der Neutrinos auszudrücken.

Journalistische Relevanz bemisst sich also nicht am beobachteten System selbst (2005, 268).²⁵ Sie ist ein Programm, um die Irritationskraft der Wissenschaft zu bestimmen. Es ist dabei wahrscheinlich, dass neue Entdeckungen der Wissenschaft ein höheres Irritationspotential haben. Für den Wert eines Ereignisses gibt es zwei Möglichkeiten: Entweder es ist für mehrere Systeme interessant und lässt sich dort behandeln. Oder es ist in einem System möglichst hoch bewertet (Kohring, 2005, 268). Relevant für den Wissenschaftsjournalismus ist also das, was mehrere Systeme tangiert und so mehrsystemzugehörig wird.

– Staunen

»Muß denn Ihr Blatt durchaus immer und immer wieder mit technischen und wissenschaftlichen Unglaublichkeiten exzellieren?« (Fillies, 1936, 150), fragt ein Leser als Reaktion auf einen Bericht über Spitzentemperaturen von 34° Celsius am Nordpol. Davon berichtet Fritz Fillies 1936 in der DEUTSCHEN PRESSE. Die Unglaublichkeiten, die diesen Leser so aufregen, finden sich in Variationen in vielen Beschreibungen des Wissenschaftsjournalismus. Da ist von einem »fascination value« die Rede, der in jedem Artikel zu finden sein soll (Rensberger, 1997), von »excitement« (Nelkin, 1987, 107), von »Überraschung« (2005, 268), von einem »Originalitätskriterium« (Sentker & Drösner, 2006, 71) oder von »Neugierde« (Hallet & Yohgshwar, 2006, 108).

Ein Hamburger wird für Wissenschaftsjournalisten durchleuchtet

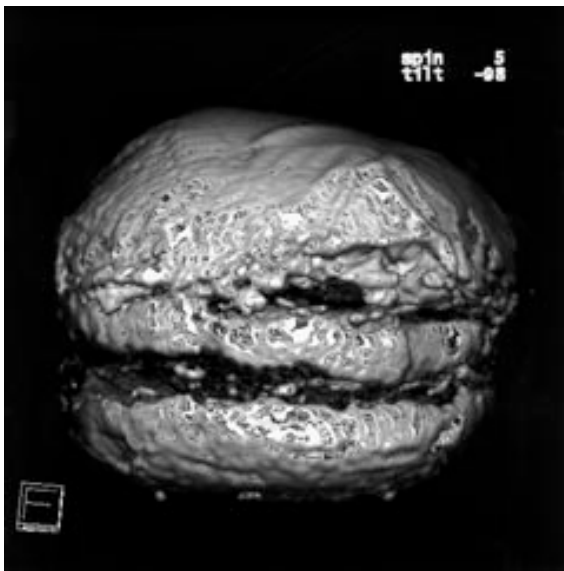


Abbildung 2.6: Ein Hamburger, der in der Sendung Quarks & Co aus Schnittbildern eines Computertomographen rekonstruiert wurde. Sendung vom 27. April 1999, Der Blick in den Körper, WDR. Darstellung nach Hallet & Yogeshwar, 2006, 107; © 1999 WDR.

25. Auch wenn die Anweisungen in manchem Lehrbuch auch anders verstanden werden können: »The most commonly understood duty of a science reporter is to keep readers abreast of important advances in scientific research.« (Rensberger, 1997, 9).

Ein Wissenschaftsartikel über Aliens und DNA



Abbildung 2.7: Die Aufmacher-Seite des P.M.-Artikels »Die Botschaft der Aliens: Sie steckt in unserem Erbgut« von Peter Ripota (2005). Darstellung Gruner und Jahr (Fehler der Digitalisierung der Überschrift dort.) © 2005 Gruner und Jahr.

Themen scheinen für Wissenschaftsjournalismus interessant zu sein, wenn es etwas Zusätzliches zu Aktualität, Neuigkeit, Vertrauen und Relevanz gibt. Nur Wissenschaftsjournalisten lassen Hamburger durchleuchten (Hallet & Yohgeshwar, 2006, 106; Abb. 2.6) und zeigen, dass Stare Alkohol 17-mal besser vertragen als Menschen (Albrecht, 2006, 53). Und nur Wissenschaftsjournalisten fragen, ob unsere DNA von Aliens kommt (Ripota, 2005; Abb. 2.7).

Um diese Auswahl zu fassen, die nicht durch Aktualität, Neuigkeit, Relevanz und Vertrauen erklärlich ist, möchte ich ein zusätzliches Selektionsmerkmal vorgeschlagen: Staunen. Es erweitert die Auswahl um den Aspekt des »Sichwundern[s] über die Welt« (Martens, 2003, 106). Dabei ist die positive Bedeutung des Begriffs durchaus umstritten (Goldt, 2007, 24). Wormer sieht das Staunen als Extrempunkt, als Prinzip an einem Pol der Wissenschaftsberichterstattung. Er nennt als ausdrücklich nicht negative Beispiele die Sendungen GALILEO und DIE SENDUNG MIT DER MAUS (WORMER, 2004, 12). Der Gegensatz dazu ist die kritische Beobachtung und Einordnung von Wissenschaft. Diesen Gedanken möchte ich aufgreifen, Staunen aber nicht linear als Eckpunkt betrachten, sondern als Operation. So lässt es sich in einer Reihe mit Aktualität und Relevanz als gleichwertiges Selektionskriterium beschreiben. Die staunenswerte Selektion wird eben von der SENDUNG MIT DER MAUS höher angesetzt als Neuigkeit und Relevanz.²⁶

Vielleicht ist es sogar das ausgeprägte Staunen, das es dem Wissenschaftsjournalismus ermöglicht hat, sich neben den bestehenden Ressorts zu etablieren, die in der etablierten Sichtweise verharren. Staunen als Programm ist ja eine Paradoxie: Die Überraschung beobachtet nur das System, das mit ihr rechnet (Esposito, 1997, 264). Und das, obwohl

26. Elena Esposito sieht einen Zusammenhang mit Neuigkeit: »Eine Kommunikation ist dann informativ, wenn sie überraschend wirkt, daher hat eine wiederholte Nachricht auch keinen informativen Wert.« (Esposito, 2002, 260)

es nach Max Weber ja gerade Wissenschaft und Technik sind, die zu einer »entzauberten Welt« führen (Weber, 1991).

Es gibt für das Staunen auch ein historisches Argument. Die Ausdifferenzierung des Wissenschaftsjournalismus erfolgte in der historischen Perspektive *nicht* als komplementäres System zur Wissenschaft, vielmehr als untereinander isolierte Grenzstellen zur Medizin, Physik und Biologie. Schon zu Beginn deutet das Phänomen des »Sensationalismus« im Hinblick auf wissenschaftliche Entdeckungen darauf hin, dass hier einzig nach journalistischen Selektionskriterien ausgewählt wird. Die Beispiele übertriebener Darstellung medizinischer Anomalien sind geläufig. Brigitte Bäder zeigt dies am Fall des Wunderheilers Bruno Gröning aus dem Jahr 1949 (Bäder & Cattani, 1993, 30).

Das heißt nicht, dass nur Wissenschaftsjournalismus staunt. Sportjournalisten können über außergewöhnliche Leistungen, Wirtschaftsjournalisten über ungewöhnliche Geschäftserfolge ebenfalls staunen. Doch für den Wissenschaftsjournalismus scheint staunenswerte Auswahl besonders herausdifferenziert. Die Auswahl wird dennoch nicht vorhersagbar. Jede Selektionsentscheidungen hätte *immer* auch anders ausfallen können (Kohring, 2005, 266). Ob aktuell oder neu, ob vertrauensbildend, relevant oder überraschend: Selektion ist für die Öffentlichkeit nur sinnhaft wenn sie uns mitgeteilt wird. Dafür hat der Journalismus eigene vielfältige Programme entwickelt, die ich im nächsten Kapitel vorstelle.

2.2.4 Darstellungsprogramme

Die auffälligsten Programme des Journalismus sind Darstellungsprogramme. Das sind Textformen und Techniken zur Präsentation von Informationen (Blöbaum, 1994, 277). Mit ihnen sind wir jeden Tag konfrontiert. In der Analyse der Darstellungsprogramme interessiert, *wie* Journalismus beobachtet, nicht *was*. Wissenschaftsjournalismus hat eigene Darstellungsprogramme entwickelt (Abb. 2.6 und 2.7). Er kann dennoch nicht ausschließlich an seinen Produkten festgemacht werden (Lublinski, 2004, 104).

Der Blick in die Zeitung lässt vermuten, dass die journalistischen Darstellungsprogramme für den Wissenschaftsjournalismus offenbar nur eingeschränkt eingesetzt werden. Insbesondere die als objektiv geltenden Formen Bericht, Grafik und Interview stehen auf Wissenschaftsseiten, es sind »informationsorientierte journalistische Darstellungsformen« (Blöbaum et al, 2005, 12). Das allgemeingültigere Feature wird der Reportage vorgezogen. Wenn es Reportagen gibt, wird die Sachlichkeit trotz aller Unmittelbarkeit betont (Neffe, 2000, 164). Glossen haben eine Randstellung, ebenso Kommentare. Alle Darstellungsprogramme sind für den Wissenschaftsjournalismus aber möglich und werden deshalb in das Schema aufgenommen (Tab. 2.2). Darstellungsprogramme haben auch die Aufgabe, gerade nicht explizit zu machen, dass die dargebotene Beobachtung immer Beobachtung zweiter Ordnung ist. Aber es ist natürlich immer eine Realität des Mitteilenden (Esposito, 1997, 66). Journalismus simuliert, stark vereinfacht, andere Systemperspektiven (Kohring & Hug, 1997, 25). Mit Darstellungsprogrammen simuliert die

Wissens-Seite die ganze Breite der Wissenschaft. Sie tut dies nicht eins zu eins. Sondern sie simuliert eine *nachgeprüfte* Wissenschaft.

2.2.5 Prüfprogramme

Bevor etwas in der Zeitung steht, wird es geprüft. Dabei geht es nicht um Wahrheit, sondern um Richtigkeit (Blöbaum, 1994, 238). Durch Prüfprogramme werden die Inhalte »darauf abgeklopft [...], ob sie zutreffen oder nicht« (Blöbaum, 1994, 278). Elena Esposito schlägt den allgemeineren Begriff »Kohärenzprüfung« für diese Operation vor (Esposito, 1997, 254). Das reicht von der Freigabe der Seiten durch den zuständigen Redakteur in kleinen Zeitungen bis zu komplexen Prüfprogrammen in großen Medien. Beachtung gefunden hat insbesondere die Praxis des Gegenlesens (Scholl & Weischenberg, 1998, 94).

Dabei geraten insbesondere Prüfprogramme in einen Zielkonflikt mit der Neuigkeit (ibid., 184). Denn die Prüfprogramme operieren unter Verwendung von Zeit. Sie dauern lange, ohne viel zu verändern. Tageszeitungen vereinfachen das Programm daher oder es ist weniger formalisiert. Für den Online-Journalismus findet Quandt kaum noch Prüfprogramme (2005, 281). Auch in den Beobachtungen von Altmeyen (1999) und Lublinski (2004) für den Hörfunk nehmen Prüfprogramme nur eine randständige Position ein. Es liegt nahe, anzunehmen, dass eine Prüfung von Artikeln einfacher zu bewerkstelligen ist. Ich unterscheide zwischen journalistischen Prüfungen mit Recherche und der bloßen Korrektur von Rechtschreibfehlern. An der Prüfung eines Artikels sind mehrere Wissensmacher beteiligt. Viele Prüfprogramme erfordern deshalb Koordination.

2.2.6 Koordination

»Die Wissenschaftsredakteure verbringen die Hälfte ihrer Zeit mit Koordination.« (Lublinski, 2004, 266). Diese Beobachtung von Lublinski lässt vermuten, dass Koordination ein verbreiteter Vorgang in einer Redaktion ist. Lublinski bezieht sich dabei auf Altmeyen, der »Koordination« für die Redaktionsbeobachtung erschlossen hat. Koordinationen ist nach Altmeyen im Handeln und in den Programmen angelegt (1999, 75). Sie müsse vor allem ausgleichen, dass journalistisches Handeln nicht vollständig programmiert ablaufe, reduziere also Unsicherheit (Altmeyen, 1999, 76). Koordination ist in diesem Verständnis nicht Beiwerk, sondern zentral für die Arbeit (2004, 229).²⁷

Altmeyen untersucht die Koordinationsanlässe und -mechanismen (Altmeyen, 1999, 81). Lublinski beobachtet immerhin 209 Koordinationsvorgänge in 22,5 Stunden (2004, 240). Er stellt eine »verblüffende Ähnlichkeit« zwischen dem kommerziellen Hörfunk und der öffentlich-rechtlichen Wissenschaftsberichterstattung fest (2004, 266). Auch

27. Unter verschiedenen Titeln hat Koordination schon früher Beachtung gefunden, so 1976 in der Studie »The News People« als »supervision and management of editorial operations« (Johnstone et al., 1976, 75).

Wissenschaftsredakteure rechnen Koordination zu den wichtigen Aufgaben: »[...] Koordinieren und Redigieren gehören zu den Haupttätigkeiten.« (Albrecht, 2006, 60).

Während Altmeyden und Lublinski Koordination auf die Journalisten beziehen, konzipiert Esposito Koordinationen als Koordination von Unterscheidungen untereinander (Esposito, 2002, 254). Dies scheint zwar systemtheoretisch konsistent, ist aber empirisch kaum umzusetzen. So ist Koordination theoretisch interessant, in der Umsetzung aber komplex. Ich beschränke mich darauf, drei Bereiche der Koordination zu untersuchen: Teamarbeit, Kommunikationsstrukturen und Seitenmischung.

Miriam Meckel untersucht Koordination in Redaktionen aus Sicht des Redaktionsmanagements (Meckel, 1999). Entscheidend sind hierbei die Kommunikationsstrukturen. Meckel unterscheidet Stern- und Netzstruktur (Abb. 2.8). Die Sternstruktur ist hierarchisch auf den leitenden Redakteur zugeschnitten, in Netzstrukturen redet jeder mit jedem. Nach Meckel sollte »redaktionelle Kommunikation also auf einer variierend zu aktivierenden Netzstruktur und nicht auf einer Sternstruktur beruhen« (1999, 120). Ganz ähnlich untersucht auch Altmeyden die Gesprächspartner der Journalisten (1999, 145). Anhand der erhobenen Daten sollen die Kommunikationsflüsse der Wissensmacher auf solche Strukturen untersucht werden.

Kommunikationsstrukturen in der Redaktion

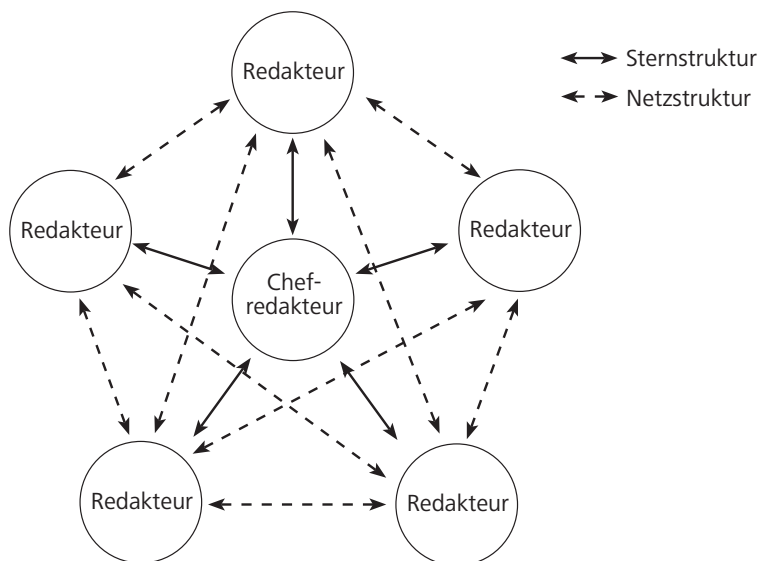


Abbildung 2.8: Kommunikationsstrukturen schematisch in Stern- und Netzstruktur. Darstellung nach Meckel, 1999, 119.

Die spezifische Leistung eines Ressorts, nämlich neben der Organisation auch der autonome Prozess der Themenmischung, findet in der Literatur wenig Beachtung. Dieser Prozess des ›Mischens‹ ist mehr als der richtige Seitenumbruch. Es gibt nur wenige Lehrbücher, die sich dieser Thematik aus Sicht des Redakteurs widmen. Dann läuft er unter dem Begriff des ›Zeitungsmachens‹, des ›Mischens‹ oder treffender des ›Komponierens‹. Am ausführlichsten tut dies Rüdiger Krone. Er betont, dass journalistische Beiträge keine autarken Texte seien (1987, 7). Vielmehr wirkten sie in Ensembles. Er definiert den

Begriff des »journalistischen Ensembles« als »eingegrenzte Einheiten der veröffentlichten Information« (Krone, 1987, 11). Das »Komponieren« dieser Ensembles sei die »entscheidende Phase im journalistischen Arbeitsprozeß« (Krone, 1987, 50), so das sozialistische Lehrbuch, denn »[b]eim Komponieren vollzieht sich der entscheidende *Qualitätswandel* [...]« (Krone, 1987, 51, Hervorhebung im Original). Sinnvoll einordnen könnte man diesen Prozess in den von Altmeppen verwendeten Begriff der »Vermittlungskompetenz« (2002, 58). Auch die Seitenkomposition erfasst meine Beobachtung der Wissensmacher. Für die hier vorliegende Arbeit sind diese Koordinationsprozesse interessant, weil sie auf der Ebene des Ressorts stattfinden. Das Ressort ist die Beobachtungseinheit dieser Arbeit, wie im Folgenden dargelegt wird.

2.3 Das Ressort Wissen als soziales System

2.3.1 Ressort

Im Kapitel 2.3 verfolge ich die Zielsetzung, den Wissenschaftsjournalismus in Bezug zur Gesellschaftstheorie zu setzen. Ich möchte deutlich machen, dass die bisher gewählten Begriffe kompatibel mit einer allgemeinen Theorie des Journalismus sind. Die hier beschriebene Betrachtung von Wissenschaftsjournalismus fügt sich damit in den Theorierahmen der Luhmann'schen Gesellschaftstheorie ein. Dieser Rahmen wird im Folgenden zwischen sechs Stichwörtern aufgespannt: Ressort, Sinn, Funktion, operative Geschlossenheit, Autopoiesis und Öffentlichkeit.

Siebzehn Jahre sind vergangen, seit Hömberg dem Wissenschaftsjournalismus »[...] fehlende Fachkompetenz, mangelnde Recherchekapazität, Abhängigkeit von kanalisierten Informationsflüssen, kurz: Orientierungsmängel und Vermittlungsdefizite beträchtlichen Ausmaßes« bescheinigt hat (1990, 144). Aus systemtheoretischer Perspektive verwundert das nicht: Der schwach ausdifferenzierte Wissenschaftsjournalismus stand nach Hömbergs Einschätzung einer komplex organisierten Wissenschaft gegenüber (1990, 145). In der deutschen Presse gibt es fünf klassische Ressorts: Politik, Wirtschaft, Sport, Feuilleton und Lokales (Meier, 2002, 128). Das Ressort Wissen gehört nicht dazu. Es gilt nach Hömberg als »verspätetes Ressort« (1990). In der Zeit der Herausbildung der Ressortstrukturen ab 1870 steigt auch die Zahl der Journalisten, die Natur- und Technik studiert haben (Meier, 2002, 128). Warum Wissenschaftsjournalismus sich dabei nicht zum klassischen Ressorts entwickelt hat, ist eine unbeantwortete Frage.

Interessanterweise setzt seine spätere Etablierung parallel zu einer wachsenden Diskussion ökologischer Bedingungen gesellschaftlichen Lebens ein (Luhmann, 1986, 11). Wormer stellt fest, dass Wissenschaftsjournalismus zu Beginn dieser Entwicklung vor zwanzig Jahren »noch am Rande des Existenzminimums« »vegetierte« (Wormer, 2006a, 9). Heute gibt es in fast jeder Redaktion Wissensmacher (Blöbaum et al.). Patrick Illinger, Leiter des Wissenschaftsressorts der SÜDDEUTSCHEN ZEITUNG schreibt: »Die Wissenschaft ist raus aus der Beilagenecke, in der sie einst als Nice-to-have-Abteilung um ihre Existenzberechtigung zwischen den anzeigenträchtigeren Reise-, Auto- und Immobilien-

teilen bangen musste.« (Illinger, 2005). Die Herausbildung als eigenes Ressort ist soweit fortgeschritten, dass die Betrachtung *als Ressort Wissen* möglich ist.

Im folgenden wird auf die wichtigsten Eigenschaften des Ressorts Wissen als soziales System eingegangen. Ich meine, das ist für die Annäherung an den Gegenstand elementar. Die Betrachtung des Ressorts Wissen als soziales System legt den Rahmen der hier vorgestellten empirischen Untersuchung exakt fest. Allerdings ist der Fokus auf das Ressort eher ungewöhnlich. Auch wenn die Betrachtung des Ressorts vorkommt (Becker, 1980, 97), gibt es eine explizite Fokussierung eher selten. Der Pionierstudie Rühls folgend, fokussieren Blöbaum (1994), Frank Marcinkowski (1993) und Altmeppen (1999) auf die ›Redaktion‹ als soziales System. Quandt hingegen stellt auf Einzelpersonen scharf (2005). Lublinski vermutet sogar, dass eine Fokussierung auf das Ressort falsch ist. Durch eine steigende Zahl von Forschungsergebnissen steige auch die Zahl der Plätze in den Medien, an denen Wissenschaftsberichterstattung stattfindet. »Wozu braucht man da noch ein eigenes Ressort?« (2004, 114).²⁸

Die Entscheidung für das Ressort bietet sich an, weil dieser Untersuchung vorausgehende klassische Studien vom Ressortbegriff ausgehen. Hömberg begreift die Entwicklungsgeschichte des deutschen Wissenschaftsjournalismus als evolutionäre Herausbildung eines Ressorts (1990). Dieses tritt zu den klassischen Ressorts hinzu. De facto geht auch Rühl die Zeitung nach Ressorts durch, jedoch ohne dieser Struktur größere Beachtung zu schenken (Rühl, 1968; Meier, 2002, 21). Er beschreibt sie als ›Teilsysteme‹ der Redaktion, die arbeitsteilig Aufgaben übernehmen (Rühl, 1968, 185). Barbara von Becker nennt die Ressorts ›Leistungseinheiten‹ (Becker, 1980, 97).

Klaus Meier hat die Ressortstruktur als Analyseebene zur Diskussion gestellt. Hier wird auf seinen Ressortbegriff zurückgegriffen. Ressorts sind demnach »Wahrnehmungsstrukturen der Zeitungsredaktion« für »ganz bestimmte gesellschaftliche Teilsysteme« (Meier, 2002, 17). Jedes Ressort beobachtet seine abgegrenzte, eigene Umwelt, aus der es einen bestimmten Ausschnitt heraustrennt (Meier, 2002, 22; Abb. 2.6).

Der Ausdruck ›Ressort Wissen‹ wird hier für die Gesamtheit aller Wissenschaftsredaktionen gebraucht. Es ist ein soziales System, das mit Sinn operiert und nach Mehrsystemzugehörigkeit zur Wissenschaft selektiert. Dabei wird zwischen Funktion und Leistung von Journalismus unterschieden. *Funktionen* bezeichnen das Verhältnis von Systemen zur Gesellschaft (Becker, 1980, 97; Blöbaum, 1994, 97; Blöbaum, 1994, 60). *Leistungen* sind die Beziehungen der sozialen Systeme untereinander. (Blöbaum, 1994, 60). Journalismus ist ein Leistungssystem der Öffentlichkeit, Journalismus und Öffentlichkeit sind Funktionssysteme der Gesellschaft.

Was das heißt, will ich an einem Beispiel zeigen. Wissenschaftsjournalismus beobachtet die Kernphysik. Er leistet die Beobachtung für die Öffentlichkeit. Bemerkt er, dass in

28. Lublinski verzichtet in seiner Beobachtung von Wissenschaft im Hörfunk auf den Begriff. Allerdings ist der Rundfunk traditionell anders strukturiert als die Presse.

der Kernphysik Entdeckungen gemacht werden, die nach politischer Regelung verlangen und wirtschaftliche Konsequenzen haben könnten, stellt er dieses Wissen der Öffentlichkeit zur Verfügung. Das ist seine Leistung. In der Öffentlichkeit kann nun darüber diskutiert werden. Das ist die Funktion der Öffentlichkeit für die Gesellschaft, während die Politik die Funktion hat zu entscheiden und die Wirtschaft die Erkenntnisse der Kernphysik zu vermarkten.

2.3.2 Sinn

Journalismus schafft seinen eigenen Sinn. Wie das zu verstehen ist, möchte ich an ungewöhnlichen Tieren zeigen: Baijis. Das sind chinesische Süßwasserdelphine von denen im Jahr 1990 noch geschätzte 13 Exemplare im mittleren Jangtse lebten. Der Ausdruck ›Flussdelphin‹ bezeichnet eine Tierart. Zugleich markiert er eine Sinnregion (Rühl, 1987). Und zwar je nach System eine andere Region. Mit dem Ausdruck ›Tierart‹ können aber alle Systeme etwas anfangen. Diesen Effekt machen sich Wissenschaftsjournalisten zu Nutze. Wormer vergleicht das mit einem Reiseführer, in dem die wichtigsten Begriffe der Landessprache aufgeführt sind. Analog erkunden die Wissenschaftsjournalisten die Wissenschaft (Wormer, 2004, 12).

Sie meinen nicht die wissenschaftliche Sinnregion von *LIPOTES VEXILLIFER* der Ordnung CETACEA, zweieinhalb Meter lang, ausgestattet mit 35 gleichartig geformten Zähnen pro Kieferhälfte, als die der Flussdelphin markiert ist (Klinowska, 1991, 42). Journalisten meinen eher das lustige Tier mit schnabelartiger Schnauze – oder eben das was als »blutiges Schlamassel« (Adams & Carwardine, 1991, 212) davon angeschwemmt wurde, wenn ein Boot einen der letzten Delphine gerammt hatte. Das ist für den Journalismus ein Ereignis. Und das bleibt es sogar, wenn die Wissenschaft mit dem Thema abschließt. Denn der Flussdelphin gilt seit August 2007 als ausgestorben (Turvey et al., 2007). Und wo kein Tier (mehr), da keine Zoologie.

»Sinn meint das Gemeinte [...]«, stellt Manfred Rühl fest (2005, 124). Und dieses Gemeinte ist als geteilter Sinn *die* grundlegende Eigenschaft sozialer Systeme. Das Aussterben des Flussdelphins ergibt für den Journalismus Sinn. Es passt in seine Realität. Die Berichterstattung über den Jangtse enthielt auch vorher die Themen ›Umweltverschmutzung‹ und ›dichter Schiffsverkehr‹. Das hatte der Journalismus ausgewählt. Dann stirbt der Delphin an Umweltverschmutzung und dichtem Schiffsverkehr aus. Das ergibt Sinn. Und darüber lassen sich soziale Systeme sehr einfach definieren: als ein Sinnzusammenhang, der sich erst durch solche aufeinander bezogene Selektionen bildet (Kohring, 2002, 92).

Soziale Systeme sind immer Kommunikationssysteme (Blöbaum, 1994, 75).²⁹ Und erst Sinn realisiert als Medium ihre Kommunikationen. Ohne von Sinn Gebrauch zu machen, gibt es in keinem System sinnhafte Operationen – das ist eine der berühmten

29. Anders Altmppen, der Ressorts als »Systeme organisierten Handelns« definiert, die sich durch »Interdependenz von Handeln und Strukturen auszeichnen« (1999, 36).

Luhmann'schen Tautologien (Luhmann, 1997, 44). Jede Selektion ist sinnhaft, weil sie um Anschlussfähigkeit bemüht ist (Görke & Kohring, 1997, 5). Damit aktualisiert auch jede Selektion den Sinn (Rühl, 1980, 201).

Wissenschaftsjournalismus gibt den Ereignissen einen eigenen Sinn. Er sucht Ereignisse in seiner Umwelt danach aus, ob sie einerseits mehrsystemzugehörig, andererseits auch zur Wissenschaft gehören. Noch einmal zu den Flussdelphinen: Sie werden aktiv durch die Fischerei (Wirtschaft) und durch Unterlassen der Regierung (Politik) ausgerottet (Wissenschaft) (Bartsch, 2006). Das Ereignis kann dabei auf der Wissenschaftsseite behandelt werden. Oder es wird durch Wissenschaftsjournalisten in anderen Zeitungsteilen behandelt. Trotzdem bleibt die Baiji-Berichterstattung Wissenschaftsjournalismus. Ursächlich ist, dass eine wissenschaftsjournalistische Selektion dahinter steht. Sie verleiht dem Ereignis wissenschaftsjournalistischen Sinn. Wirtschaftsjournalismus schreibt nur selten über Gewinn und Verlust durch Delphine.

Die Sinngrenze ist die Form des Systems, deren andere Seite damit zu Umwelt wird. Der Vorteil für das System: Die systeminterne Komplexität ist geringer als die der Umwelt (Rühl, 1980, 185). Die Wissenschaft ist so eine komplexe Umwelt. Sie beschäftigt sich gleichzeitig auch noch mit dem Aussterben anderer Tiere. Seit dem Beginn der Aufzeichnungen sind 611 Tier- und 396 Pflanzenarten nach Angaben des WORLD CONSERVATION MONITORING CENTRE ausgestorben (WCMC, 2007). Nur wenige sind in der Presse vorgekommen.

Kennzeichen sinnkonstituierender Systeme ist, dass sie selektiv gegenüber anderen Möglichkeiten offen sind (Baraldi et al., 1997, 171). So ist keine übergeordnete Instanz gesellschaftlicher Sinngebung notwendig, also auch nicht die Wissenschaft (Luhmann, 1997, 1108). Historisch bilden solche Sinnbereiche in der Zeitung durch eine Verdichtung von Programmen die Ressorts, wie Blöbaum nachweist (1994, 233). Eine entscheidende Rolle spielt dabei die Codierung. Sie bildet eine Sinngrenze zu Wirtschafts-, Politik-, Sport-, Feuilleton- und Lokalressort. »Grenzbildung ist Systembildung.« (Blöbaum, 1994, 273; Görke & Kohring, 1997, 7).

Angenommen wird hier, dass das Ressort Wissen zwar in den Redaktionen an unterschiedlicher Stelle verortet ist, aber redaktionsübergreifend nach derselben Funktionslogik funktioniert (Abb. 2.9). Ein Wissensmacher bei der SÜDDEUTSCHEN ZEITUNG greift auf denselben Sinn zurück, wie ein Wissenschaftsredakteur des TAGESSPIEGEL oder der BADISCHEN ZEITUNG: Für alle sind die Flussdelphine interessant. Für einen *Wirtschaftsredakteur* der SÜDDEUTSCHEN ist das nicht so.

Wissenschaftsjournalismus als soziales System beobachtet

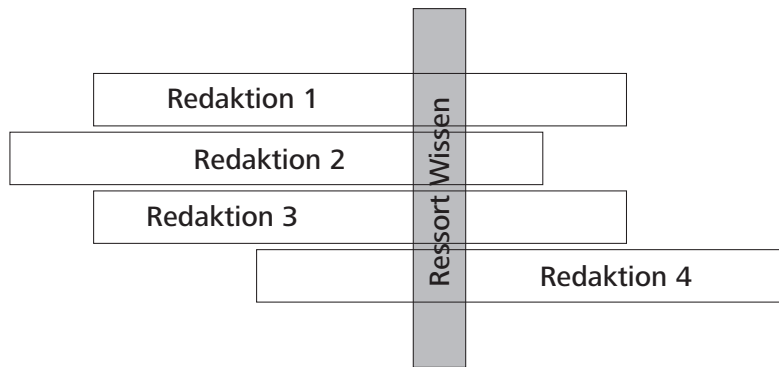


Abbildung 2.9: Systemtheoretisch lassen sich soziale Systeme beliebig abgrenzen. Die Betrachtung des Ressorts Wissen als soziales System (grau) ergibt eine andere Realität als die Betrachtung der Redaktionen als soziale Systeme (weiß).

Ein bemerkenswerter Effekt dabei ist, dass die Sinnwelt des Ressorts als soziales System eine vollständige Welt ist (Luhmann, 1997, 49). Es gibt keine Lücken, nichts Fehlendes. Was nicht berichtet wird, wird nicht wahrgenommen, auch nicht als fehlend. Und es gibt eine eigene Zukunft. Der Sinn denkt immer auch die möglichen künftigen Selektionen mit (Rühl, 2005). Also etwa: Was passiert, wenn der Flussdelphin wieder auftaucht? Dann kann man einen Artikel schreiben: »Baji kehrt zurück. Angeblich ausgestorbener chinesischer Flussdelphin gesichtet.« (mkf, 2007).

2.3.3 Funktion

Dem Wissenschaftsjournalismus wird ein eigenständiger Sinn zugestanden. Das heißt, er hat eine eigene Funktion. Kohring weist nach, dass dem Wissenschaftsjournalismus bisher vor allem die »wissenschaftszentrierte Aufklärung der (Laien-)Bevölkerung« (1998, 175) als Funktion zugeschrieben wird. In der normativen Prägung des Popularisierungsbegriffs hieße das, dass der Nutzen für das Publikum dem ›Wesen‹ der Wissenschaft selbst entspreche (Kohring, 1998, 182). Was der Leser will, will die Wissenschaft?

Das ist kaum möglich. Die Funktion der Massenmedien, so Luhmann, liegt eben »nicht in der gesellschaftlichen Integration, sondern darin, eine Beobachtung von Beobachtern zu ermöglichen« (Luhmann, 1997, 1099). Akzeptierte man schon diese allgemeine Definition, wäre eine Integration von Wissenschaft in die Massenmedien ausgeschlossen. Es gibt gute Gründe, diese Theorieentscheidung für den Wissenschaftsjournalismus zu übernehmen.³⁰

Das Verhältnis von Systemen zur Gesellschaft wird als Funktion beschrieben (Blöbaum, 1994, 60). Als Funktionssystem entlastet Wissenschaftsjournalismus die Gesellschaft, indem er für sie Probleme löst (Rühl, 1980, 343). Probleme lassen Funktionssysteme entstehen (2005, 254). Die Ferne der Gesellschaft vom Wissenschaftssystem samt »dessen Rationalität und Interessen« würde dann die Bedeutung des Wissenschaftsjournalismus ausmachen (Kohring, 1998, 188). Journalismus *gewinnt* durch die Entfernung »Resistenz«

30. Auch wenn der Begriff Massenmedien unglücklich gewählt scheint. Dazu Kap. 2.3.6.

gegenüber dem Gegenstand (Kohring, 1998, 177). Eine andere Betrachtungsweise verfolgt Johannes Raabe, der annimmt, dass Journalismus sich »strukturell ankoppelt« um Nachrichten zu gewinnen (Raabe, 2005, 74). Raabe führt für seine Vermutung keinen Beleg an. Für die vorliegende Untersuchung scheint Kohrings Betrachtung sinnvoller, gerade um den geschilderten Problemen des Verhältnisses von Wissenschaft und Journalismus durch eine klare Trennung aus dem Weg zu gehen.

Die Übernahme einer Funktion bedeutet auch Spezialisierung. Und mit zunehmender Spezialisierung wächst der Grad der Unabhängigkeit vom Systemzentrum. So kann das Funktionssystem seine Komplexität steigern (Kohring & Hug, 1997, 18). In diesem Sinn konzipiert Kohring Journalismus als autonomen Beobachter (2005, 243). Als Funktion des Journalismus schlägt Kohring vor: »über die Mehrsystemzugehörigkeit von Ereignissen zu kommunizieren« (2005, 262).

Funktionssysteme müssen stets auf Irritationen aus der Umwelt gefasst sein (Kohring & Hug, 1997, 19). Die Umwelt des Journalismus ist komplex. Um die Komplexität zu verarbeiten, strukturieren Funktionssysteme sich intern (Kohring, 2005, 265). Die Öffentlichkeit bildet den Journalismus, der Journalismus bildet das Ressort Wissenschaft heraus. Die Frage, wie Wissenschaftsjournalisten arbeiten, ist also mit der Frage, wie sie ihre Funktion erfüllen, identisch.

2.3.4 Operative Geschlossenheit

»Journalismus hat eine sehr konkrete Vorstellung davon, dass es noch andere Systeme außer ihm gibt.« (Kohring, 2005, 269). Trotzdem ist er operativ geschlossen allein durch die Bearbeitung von Umweltkomplexität gemäß der eigenen Unterscheidung (Kohring, 2005, 251). Das ist gewöhnungsbedürftig, die Frühstückszeitung ist ja voll mit Ereignissen aus Politik, Wirtschaft und Wissenschaft. Wie kommen sie in einen geschlossenen Journalismus? Um diese Frage zu beantworten, werde ich im folgenden Kapitel die Konsequenzen der operativen Geschlossenheit für den Journalismus genauer betrachten.

Um die paradoxe Beobachtung in der Frühstückszeitung zu erklären, bietet die Systemtheorie zwei Begriffe an: Codierung und Programmierung. Beide wurden bereits erwähnt, ohne auf ihren Zusammenhang hinzuweisen. Durch ihre Kombination lässt sich die Paradoxie entfalten. Denn durch die Kombination von mehrsystemzugehöriger Selektion und journalistischen Programmen kann Journalismus »als geschlossenes und als offenes System zugleich« gedacht werden (Blöbaum, 1994, 76; Kohring & Hug, 1997, 17; Quandt, 2005, 119; Luhmann, 1986, 91).

Systeme sind operativ geschlossen. Dadurch sieht sich jedes System einer »operativ unerreichbaren Umwelt« (Luhmann, 1990, 45) gegenüber. Über die Selektion wird die Umwelt beobachtend eingefangen. Nur was mehreren anderen Systemen zugehörig ist, wird zum Thema für den Journalismus. Für diese Themen ist er *offen*. Die Verarbeitung erfolgt aber unabhängig, »frei«, wie zum Beispiel vom Grundgesetz in Artikel 5 festgelegt. Die Programme laufen *geschlossen* ab. Kein anderes System kann – und sollte –

darauf Einfluss nehmen, wie der Journalismus recherchiert und schreibt.³¹ Auch für die Wissenschaft ist der Journalismus intransparent.

Ein besonderer Mechanismus, um die Geschlossenheit aufrecht zu erhalten, ist der Verweis. Zeitungen verweisen auf ihre eigene Vergangenheit und auf die Zukunft. Beide Richtungen der Selbstreferenz sind wichtig. Denn einerseits lässt jede neue Zeitung alle vorhergehenden veralten (Blöbaum, 1994, 265). Andererseits muss die neue Realität zur alten passen. Die Leserin darf nie merken, dass zuvor selektiert worden ist (Esposito, 1997, 66). In der Zeitung kommen nur Themen vor, die an bereits behandelte Themen anschließen. Der Flussdelphin kann in der Zeitung erst aussterben, wenn er zuvor in ihr Thema war. Selbstreferenz erzeugt Kontingenz. Ohne die Kontingenz könnte das Systemvertrauen nicht aufrecht erhalten werden (Dernbach, 2005, 137). Deshalb wird die Selbstreferenz durch Programme quasi automatisch mitrealisiert.

Die Wissenschaft hat Fachzeitschriften als Verbreitungsmedium entwickelt (Blöbaum, 1994, 300). Weil SCIENCE und NATURE journalistischen Produkten ähneln und auch auf denselben Stapeln liegen wie DER SPIEGEL oder GEO, ist es in der Praxis des Wissenschaftsjournalismus nicht leicht, zwischen dem Lesen journalistischer Produkte (Selbstbeobachtung) und Fachzeitschriften (journalistische Umweltbeobachtung) zu unterscheiden. Die vorliegende Untersuchung wird es trotzdem versuchen.

2.3.5 Autopoiesis

Das bisher eingeführte systemtheoretische Instrumentarium ist mächtig. Doch der einflussreichste Begriff der neueren Systemtheorie ist die Selbstschöpfung. Darum möchte ich dieses Konzept kurz darstellen. Die Wissensmacher unterscheiden sich von den Fahrgästen in einem Bus: sie bilden eine Gemeinschaft (Maturana, 1980, 12). Die Fahrgäste im Bus sind ein soziales System. Doch eine gemeinsame Zeitung werden sie nicht erstellen, selbst wenn alle Fahrgäste Journalisten sind. Denn der ganze Journalismus im Bus konstituiert noch kein soziales System *mit journalistischer Funktion*.

Wie kommt es dazu, dass das Wissenschaftsressort eine Wissens-Seite hervorbringt? Das ist ein Prozess, der über die Geschlossenheit hinausgeht. Es ist eine ständige Selbstschöpfung. Humberto R. Maturana hat ihn im Konzept der Autopoiesis entwickelt (Maturana, 1980). Zu Recht wird die spätere Einführung des Konzepts in die Journalistik als autopoietische Wende charakterisiert (Scholl & Weischenberg, 1998, 49).

Dabei wird für die Übertragung der Neurobiologie auf die Sozialwissenschaft nicht auf die Variante Maturanas, sondern vor allem auf die Formulierung Luhmanns aufgebaut: »Autopoietische Systeme sind Systeme, die nicht nur ihre Strukturen, sondern auch die Elemente, aus denen sie bestehen, im Netzwerk eben dieser Elemente selbst erzeugen.« (Luhmann, 1997, 65; ähnlich Blöbaum, 1994, 76).

31. Für den Kompromiss der strukturellen Kopplungen zwischen Bewusstsein und Kommunikation, s. Scholl & Weischenberg, 1998, 153.

Für die vorliegende Untersuchung bedeutet das, dass Wissenschaftsjournalismus auch ohne Wissenschaft existieren könnte. Denn autopoietische Systeme versorgen sich selbst (Kneer & Nassehi, 2000, 92). Würde die Wissenschaft sich auflösen, würde die Umweltkomplexität sinken. Vielleicht würde die sinkende Umweltkomplexität auch den Journalismus überflüssig machen. Er könnte aber weiter existieren, er würde nur nicht mehr gebraucht.

Autonomie meint auf keinen Fall Autarkie. Die Verarbeitung der Umwelt als Ressource ist für Journalismus elementar (2005, 256). Journalismus produziert ja selbst keine Ereignisse.³² Und Umwelt gibt es reichlich. Oben habe ich gesagt, sie sei alles, was das System nicht ist.

Für den Beobachter des Redaktion bildet das eine ständige Unschärfe. Denn Journalismus und seine Programme bestehen nur im Moment der Beobachtung. Vermutlich sind sie da schon neu konstruiert. Das journalistische Programm von Montag wird in autopoietischen Systemen nie das journalistische Programm von Freitag sein.

Es ist dabei eine bisher wenig verfolgte Perspektive, das Ressort als autopoietisches System zu denken. Bisher waren die Einheiten entweder größer oder kleiner. In der Konsequenz erzeugt das Ressort Wissen eine eigene Realität. Diese Realität kann sich durchaus von der Realität des Politikressorts unterscheiden. Es entsteht in Redaktionen also eine Binnenpluralität an Realitäten. Das Feuilleton hat eine andere Realität als der Sport. Die Beobachtung des Wissenschaftsressorts erhebt also auch nur die Realität des Wissenschaftsjournalismus. Es ist eine neue Realität in der Zeitung. Und eine neue Leistung für die Öffentlichkeit, wie ich im Folgenden zeigen möchte.

2.3.6 Öffentlichkeit

Öffentlichkeit ist ein zentraler Begriff, um die Arbeit von Wissenschaftsjournalismus zu erörtern. Mit der Öffentlichkeit will ich den Theorierahmen abschließen. Grundsätzlich gibt es verschiedene Möglichkeiten in welchem Rahmen das System operiert. Entweder wird Journalismus als eigenständiges soziales System der Gesellschaft beschrieben, wie es Blöbaum vorschlägt (Blöbaum, 1994, 60). Oder Journalismus bildet ein Leistungssystem eines Systems Öffentlichkeit wie Görke und Kohring vertreten (Kohring, 2005; Görke & Kohring, 1997; Görke, 2000). Im Folgenden sollen beide Ansätze diskutiert werden.

Ursächlich für die Debatte ist eine deutliche Schwäche in der Medientheorie Luhmanns. Die sonst für ihre klaren Begriffe und deren kontingente Verwendung bekannte Theorie ist für Massenmedien unzulänglich. Es existiert eine ausführliche Debatte um die grundlegenden Begriffe Massenmedien und ihren Code³³. Kohring vertritt die Idee, dass ein an der Öffentlichkeit modellierter Journalismus der Zuschreibung wissenschaftlicher An-

32. Auf jeden Fall ist das die Regel. Von Zeitungen veranstaltete Diskussionen und Castingshows im Fernsehen stellen (hier nicht zu diskutierende) Ausnahmen dar.

33. Zur Debatte Scholl & Weischenberg, 1998, zur Problematik des Begriffs Meyen, 2005, 228; Görke & Kohring, 1997, 11.

forderungen schon durch seine Definition entgehe. Journalismus übernimmt in dieser Konzeption, was andere Systeme überfordern würde: die Beobachtung der gesellschaftlichen Funktionssysteme (Kohring, 2005, 265). Wissenschaftsjournalismus wäre somit eine öffentliche Beobachtung der Wissenschaft (2005, 279). Die Konzeption von Kohring versucht der Definition über die technische Verbreitung, wie etwa Publizistik und Massenmedien, eine Definition über den sozialen Sinn entgegenzustellen wie ich oben gezeigt habe (Scholl & Weischenberg, 1998, 67; Görke & Kohring, 1997, 13). Hilfreich ist die Unterscheidung von Selbst- und Fremdbeobachtung. Hier kann insbesondere die Public Relations von Journalismus getrennt werden (Scholl & Weischenberg, 1998, 71; Kohring & Hug, 1997, 28). Und auch die Wissenschaft kann so von Journalismus separiert werden.

Diese Konzeption ist nicht ohne Kritik. Die Verortung von Journalismus innerhalb der Öffentlichkeit verkenne, dass Journalismus die Form und Öffentlichkeit das Medium sei, so Blöbaum (1994, 84). Die Medienspezifik der Öffentlichkeit bleibt in dieser Konzeption aber unklar. Auch die Konzeption von Hömberg, dass Öffentlichkeit »ein konstituierendes Prinzip wissenschaftlicher Tätigkeit« (1990, 76) ist, ist mit der hier gewählten Konzeption nicht mehr ohne weiteres verwendbar. Auch gilt der hier gewählte Öffentlichkeitsbegriff nur für liberale Demokratien in denen ein autonomer Journalismus möglich ist (Scholl & Weischenberg, 1998, 68). Das letzte ist, obwohl zutreffend, in diesem Zusammenhang weniger schwerwiegend, da ich in Deutschland forsche.

Andere, etwa Altmeyden (1999) und Lublinski (2004), kommen gänzlich ohne eine Problematisierung von Öffentlichkeit aus. Da hier auf das Ressort als soziales System fokussiert wird, ist die Öffentlichkeit in jedem Fall Umwelt des Ressorts. Auch wenn hier die Entscheidung zugunsten der Konzeption von Kohring fällt, heißt das nicht, dass der Wissenschaftsjournalismus nicht beobachtet, wie seine Selektion ankommt (2005, 266). Es ist sogar eine besondere Schwierigkeit für den Journalismus die Kommunikation unter Abwesenden mit dem Publikum zu realisieren (Görke & Kohring, 1997, 17).

In den vorangegangenen Kapiteln habe ich in notwendig verknappter Form wichtige Aspekte der systemtheoretischen Theorie dargestellt. Damit soll nur die für meine Arbeit bedeutsame Entwicklungslinie in der systemtheoretischen Journalismusforschung angedeutet sein. Die Fruchtbarkeit einer solchen Betrachtungsweise von Wissenschaftsjournalismus kann nicht deutlich genug hervorgehoben werden: Indem Wissenschaftsjournalismus rein journalismustheoretisch gefasst wird, können die Wissensmacher rein als Journalisten beobachtet werden. Die Wissenschaft und ihr Kommunikationsverhalten ist zu vernachlässigen. Das folgende Kapitel nimmt auf die Begriffe Bezug und überführt sie in empirische Instrumente.

3 Von der Theorie zur Empirie

3.1 Eine Arbeitsdefinition

Wie arbeiten Wissenschaftsredakteure? Diese Frage wird über die Programme beantwortet. Ausgangspunkt meines Forschungsvorhabens ist die Widersprüchlichkeit der Erklärungsmodelle und der journalistischen Praxis, wie sie der Autor selbst aus Redaktionen kennt. Mittels der entwickelten Theorie kann intransparente Komplexität transparent werden (Haferkamp, 1987, 51).

Zur Bearbeitung des Erkenntnisinteresses wird erst eine Arbeitsdefinition erstellt (Kap. 3.1). Dann werden die verschiedenen Methoden diskutiert (Kap. 3.2). Aus dieser Diskussion folgt die Entscheidung für Erhebungsinstrumente, die im Anschluss entwickelt werden (Kap. 3.3). Erst durch die Umsetzung der Studie in Empirie lässt sich das Theorieangebot prüfen (Kap. 3.4).

Bevor die Wissensmacher beschrieben werden, sollen die Methoden der Datensammlung dargestellt werden. Zur Beantwortung der Ausgangsfrage sind für das Feld pragmatische Entscheidungen zu treffen. Einerseits soll die komplexe Theorie Kohrings umgesetzt werden, andererseits soll die Beobachtung in Echtzeit erfolgen. Das wird schwierig, wenn eine komplexe Situation mit einer komplexen Theorie beschrieben werden soll. In einer Inhaltsanalyse kann ein schwieriger Satz mehrfach gelesen werden, die Beobachtung erfordert eine eindeutige Analyse simultan zum Handeln. Eine Arbeitsdefinition muss ›Wissenschaftsredakteure‹ und ›arbeiten‹ für das Feld daher eindeutig bestimmen.

Dabei gibt es eine ausführliche Debatte, welche Tätigkeiten »genuin journalistisch« sind (Blöbaum, 1994, 53; auch Scholl & Weischenberg, 1998, 28). Vorgeschlagen habe ich den Weg der Selektion über das Abbild im journalistischen Handeln. Handlungen sind Vereinfachungen. Das kann im Feld allerdings **pragmatisch gelöst** werden. Ein fiktives, aber typisches Beispiel eines Ablaufs soll diesen Zusammenhang verdeutlichen:

Der Wissenschaftler schickt eine Pressemitteilung und seine Forschungsergebnisse per E-Mail in die Redaktion. Die leitende Redakteurin liest sie, macht sich Anmerkungen und spricht ihren Kommentar in ihr Diktiergerät. Die Redaktions-Assistentin gibt den Kommentar ins Redaktions-System ein.

Wer mit journalistischem Handel vertraut ist, erkennt den Unterschied zwischen journalistischem und anderem Handeln sofort. Der Wissenschaftler wählt seine Ergebnisse nach wissenschaftlichen Kriterien aus. Dass er dabei Journalismus betreibt, ist ausgeschlossen, denn er beobachtet sich selbst und die eigene Arbeit und nicht etwa ein anderes System. Und auch die Gabe eines Systems, sich selbst ›mit anderen Augen‹ zu sehen ist begrenzt (Kohring, 2005, 282). Dann verschickt der Wissenschaftler die Pressemitteilung.

Die Redakteurin liest die Pressemitteilung. Sie beobachtet das Wissenschaftssystem. Sie trifft beim Lesen und Diktieren Selektionsentscheidungen. Lesen und Diktieren ist journalistisches Handeln. Es ist aber nicht die Selektion selbst. Es ist die Handlung, die aus

ihr folgt. Denn Selektion operiert über das Triple der Kommunikation: Information, Mitteilung und Verstehen.

Die Redaktions-Assistentin, die den Text abtippt, wird kaum etwas verändern. Sie handelt verwaltend. Nur wenn sie etwas verändert, handelt sie journalistisch. Das bildet die eingängige Definition von Lublinski ab, die über die Auskunft der Journalisten funktioniert:

»Ein Journalist nennt sich Wissenschaftsjournalist, wenn er häufig Bezüge zum Wissenschaftssystem herstellt, wenn er die Wissenschaft routiniert als Recherchefeld nutzt, wenn er sich in bestimmte Themen »eingearbeitet« hat. Eine Redaktion bezeichnet sich als Wissenschaftsredaktion, wenn sie regelmäßig Themen mit Wissenschaftsbezug bearbeitet.« (Lublinski, 2004, 133; ähnlich Hömberg, 1990, 194).

Hier wird also pragmatisch angenommen, dass über Wissenschaftspolitik der Politikjournalismus, über Politikwissenschaft der Wissenschaftsjournalismus berichtet (Kap. 2.1.3).³⁴

3.2 Methodendiskussion

3.2.1 Beobachtung als Methode

– Vorteile verschiedener Methoden

Wer wissen will, wie Wissenschaftsredakteure arbeiten, könnte einen anrufen. So einfach könnte es sein. Doch bringt das die Forschung weiter? Im Folgenden soll die Frage behandelt werden, wie mit wissenschaftlichen Methoden die Realität des Wissenschaftsjournalismus konstruiert werden kann. Die moderne Kommunikatorforschung stützt sich auf ein »empirisch-sozialwissenschaftliches Fundament« (Raabe, 2005, 37). Dieses Fundament bildet ein Methodenkanon aus Befragung, Beobachtung, Experiment und Inhaltsanalyse (Quandt, 2005, 165). Jens Wolling und Christoph Kuhlmann ergänzen den Kanon durch die Verhaltensspurenanalyse (2003).

Die Methoden unterscheiden sich erheblich in ihrer Perspektive. Jede Methode hat besondere Möglichkeiten und Grenzen (Wagner, 1999, 109). »Die Wahl der Untersuchungsart richtet sich [nach dem] Kenntnisstand zu einer Thematik«, schreibt Jürgen Bortz (Bortz & Bongers, 1984, 26). Über den Wissenschaftsjournalismus gibt es zahlreiche Anhaltspunkte und Vermutungen (Kap. 2.1.1). Allerdings besteht eine erhebliche Ferne zur Praxis der Kommunikatoren. »[B]eschreibende und hypothesenerkundende Untersuchungen« (Bortz & Bongers, 1984, 26) haben den Vorteil der Nähe zum Gegenstand. Eine Zeitung entsteht in hitzigen Diskussionen und hektischen Recherchen, auch unter der Redaktionsdusche, auf dem Flur und in der Kantine.

Inhaltsanalysen lassen Rückschlüsse auf den Entstehungskontext zu, direkt erfassen können sie ihn nicht (Quandt, 2005, 165). Solche Folgerungen sind nicht besonders reliabel. In die Auswertung kommen (meist) nur publizierte Artikel. Die Fokussierung auf die Inhalte verstellt leicht den Blick für »journalistisches Schreiben, Redigieren und Re-

34. Tatsächlich findet sich ein ähnliches Verständnis auch in der Praxis. Jörg Albrecht, Redaktionsleiter der FRANKFURTER ALLGEMEINEN SONNTAGSZEITUNG schreibt: »[...] Hochschulpolitik ist für uns eben Politik und hat insofern nur auf den Politikseiten etwas zu suchen.« (Albrecht, 2006, 50).

chercieren« (Blöbaum, 1994, 58). Dann beschränkt sich die Inhaltsanalyse auf die Auswertung der bloßen »Medienoptik« (Kohring, 2005, 243; ähnlich Altmeppen, 1999, 20). Die Inhaltsanalyse kann Meinungen und Einstellungen erheben. Hier gibt es für den Wissenschaftsjournalismus zahlreiche Beispiele (u.a. Görke et al., 2001). Wenn die Arbeitsweisen bekannt sind, kann die Inhaltsanalyse wertvolle Dienste leisten. Sie kann auf durch die Arbeit von Wissenschaftsjournalisten hergestellte Produkte angewandt werden. Die **Verhaltensspurenanalyse** ist direkter am Gegenstand. Mit ihr könnten die Arbeitsplätze von Wissenschaftsredakteuren untersucht werden. Es ist zu vermuten, dass die Arbeitsplätze auf die spezifischen Bedürfnisse und Leistungserwartungen des Wissenschaftsjournalismus hin modifiziert sind (Quandt, 2005, 165). Letztlich liefern Verhaltensspurenanalysen wie Inhaltsanalysen eher Vermutungen, indem sie auf verursachendes Handeln schließen (Quandt, 2005, 166).

Befragungsstudien eignen sich für die repräsentative Erhebung besonders großer Stichproben. Die Erstellung der Fragebogen erfordert Vorwissen (Quandt, 2005, 165). Für den Wissenschaftsjournalismus beruht die Untersuchung von Hömberg auf einer Befragung (1990). Allerdings bekommen Befragungsstudien die Teilnehmer nicht zu Gesicht. Sie verzichten komplett auf den Kontext der Befragungssituation.

Das **Experiment** gilt als einzige Methode, Kausalitäten einwandfrei zu bestätigen. Experimente eignen sich zur Prüfung von Hypothesen. Allerdings sind sie immer mit dem Problem behaftet, dass sich die Teilnehmer in experimentellen Situationen anders verhalten. Wissenschaftsjournalisten haben durch ihre wissenschaftliche Kenntnis genaue Vorstellungen vom Ablauf eines Experiments.

Eine **Beobachtung** ist für eine Untersuchung redaktionellen Arbeitens prädestiniert (Quandt, 2005, 166). Nur sie kann die »Vielfalt an Situationen und Verhaltensweisen« untersuchen (Altmeppen et al., 2002, 109). »Die politischen Redakteure verfügen selbst über keine Schreibmaschine.« (Rühl, 1968, 46). Dieser damals fast triviale Satz macht den wissenschaftlichen Wert einer Redaktions-Beobachtung mit dem Abstand von vierzig Jahren deutlich. Denn er beschreibt einen Zustand, wie er durch eine Inhaltsanalyse nie erhoben werden kann.

Zur Beantwortung der Frage, wie Wissenschaftsredakteure arbeiten, bietet sich also eine Beobachtung an. Die Methode ist in der Kommunikationswissenschaft bewährt, verwiesen sei hier nur auf die einwöchige Beobachtung von Mr. Gates durch David Manning White (White, 1950), aus der die Kommunikationswissenschaft noch heute schöpft. Nur durch Beobachtung konnte der Begriff des Gatekeepers für den Journalismus nutzbar gemacht werden.

»Diese Redaktionsschilderungen sind so alt wie die Zola'schen Romane; wir kennen das.«, kritisiert Kurt Tucholsky im Jahr 1932 (Tucholsky, 1975, 18). Er kritisiert, dass solche Beschreibungen oft mit der Forderung verknüpft seien, eine »Zeitung wie einen Gottesdienst [zu] zelebrieren.« (Tucholsky, 1975, 17). Die Arbeit von Rühl markiert einen Paradigmenwechsel (Raabe, 2005, 49). Erstmals wird das Feld einer starken Theorie »un-

tergeordnet. Während die deutsche Pionierstudie von Rühl in vielen Aspekten kritisiert wird, hat Quandt für seinen Beobachtungsansatz Lob erfahren. Als Vorteil einer Beobachtungsstudien ist zu nennen, dass sie von außen Unsichtbares sichtbar machen, spekulative theoretische Annahmen überprüfen kann, die kontingente Natur von Gegenständen, insbesondere ihre Dynamik erfasst (Hansen et al., 1998, 43). Sie erschließt die Innenperspektive der Alltagssituation (Mayring, 2002, 81). Deshalb werden die Wissensmacher mittels Beobachtung erforscht.

– Formen der Beobachtung

Die Beobachtung ist eine vielfältige Methode mit »innovative[m] Potential« (Altmeppen et al., 2002, 107). Sie macht den Gegenstand plastisch und narrativ nachvollziehbar. Der Forscher kann im Feld unterschiedliche Positionen einnehmen. Die Entscheidung für die verwendete Beobachtungsvariante kann anhand der Systematik von Volker Gehrau (Tab. 3.1) dargestellt werden.

Beobachtungsformen

Beobachter	Interne Beobachtung versus extern beauftragte Beobachter
	Selbst- versus Fremdbeobachtung
	Teilnehmende versus nicht teilnehmende Beobachtung
Beobachtungssituation	Offene versus verdeckte Beobachtung
	Wissentliche versus unwissentliche Beobachtung
	Feld- versus Laborbeobachtung
	Beobachtung mit versus ohne Stimulus
Erhebungsverfahren	Standardisierte versus nicht standardisierte Protokollierung
	Direkte Beobachtung versus indirekt über Verhaltensresultate
	Unvermittelte Beobachtung versus vermittelt über Aufzeichnung
	Manuelle versus automatisierte Beobachtung

Tabelle 3.1: Beobachtungsvarianten in der Systematik von Volker Gehrau. Darstellung nach Gehrau, 2002, 28.

Der Beobachter: Wenn der Forscher selbst beobachtet, ist der Aufwand für die Synchronisation zwischen Erhebung und Auswertung gering. Allerdings muss in dieser Konstellation besonders sorgfältig dokumentiert werden, da der Übergang zwischen beiden Phasen unscharf ist (Gehrau, 2002, 31). Für die Beobachtung von Wissenschaftsjournalisten hat es bereits eine Fremdbeobachtung durch Lublinski (2004) gegeben. Lublinski hätte sich auch selbst beobachten können, da er Wissenschaftsjournalist ist. Die Selbstbeobachtung genießt in der Kommunikationswissenschaft jedoch kein hohes Ansehen und wird nur selten angewandt.

In der Beobachtungssituation sprechen vor allem ethische Gründe für eine offene und wissentliche Beobachtung. Journalisten sind kommunikativ und die Anwesenheit von fremden Personen, beispielsweise Praktikanten, gewohnt. Eine Verzerrung durch anwesende Personen kann nicht ausgeschlossen werden. Allerdings ist sie auch kaum vermeid-

bar. Technische Lösungen, etwa Videoüberwachungen haben ähnliches Irritationspotential.

Eine **Teilnahme** am Redaktionsgeschehen, beispielsweise als Praktikant, hätte den Vorteil, dass der Forscher unter den Wissensmachern weniger als Störgröße wahrgenommen würde. Seine Anwesenheit würde auch nicht als überflüssig empfunden. Allerdings beeinflusst er auch das Geschehen in nicht unerheblichem Maße (Gehrau, 2002, 33; Mayring, 2002, 82). Machen die Redakteure auch Wissenschaftsjournalismus wenn sie allein sind? Die Produkte legen es nahe. Ob es *der beobachtete* Wissenschaftsjournalismus ist, ist nicht entscheidbar. Handlungen werden erst durch »typisierendes Verstehen konstituiert« (Luhmann, 1996, 66). Daher ist die Reaktivität durch passive Beobachter nicht auszuschließen. Nur eine verdeckte Beobachtung könnte dies (eventuell) gewährleisten. In Abwägung der Schwere des Eingriffs durch eine verdeckte Beobachtung gegen eine mögliche Verzerrung wird die Verzerrung in Kauf genommen. Eine Teilnahme und damit volle Einbindung schränkt die Möglichkeit der Dokumentation in Echtzeit ein. Dies ist ein schwerwiegendes Argument. Da ich eine nicht unerhebliche Menge Handeln erwarte, ist meine Beobachtung unter Wissensmachern nur passiv möglich.

Beim **Erhebungsverfahren** sind alle Möglichkeiten denkbar. Eine entscheidende Frage ist die Entscheidung zwischen standardisiertem und nicht standardisiertem Protokoll. Da Wissenschaftsjournalismus in der Presse noch nie beobachtet worden ist, bietet sich das *nicht standardisierte Protokoll* an. So würden alle Arbeitsweisen erfasst. Dem entgegen steht die Komplexität des beobachteten Verhaltens. Rühl sieht es als Nachteil an, dass die Beobachtung »keine standardisierte quantitative Datenermittlung und damit keine entsprechend genaue Interpretation von Daten zulässt.« (Rühl, 1970, 159).

Es scheint unmöglich, zu beobachten und alles aufzuschreiben (Gehrau, 2002, 37). Hinzu kommt die präzise theoretische Fundierung dieser Untersuchung. So ist die Forschungsfrage, wie die Wissensmacher arbeiten, zwar breit angelegt. Aus der umfangreichen theoretischen Diskussion ergeben sich jedoch viele Erwartungen, die für die Anlage eines Codebuchs genutzt werden können. Entweder die Wissenschaftsredakteure handeln journalistisch oder wissenschaftlich. Eine *standardisierte Beobachtung* wäre also effizient. Allerdings trägt sie das Risiko, dass »wichtige Aspekte unberücksichtigt« (Gehrau, 2002, 38) bleiben.

Um dieses Risiko zu minimieren, gleichzeitig aber eine Vollerhebung der Arbeitsschritte zu gewährleisten, kommen beide Methoden zum Einsatz. Die standardisierte Beobachtung mittels Beobachtungsbögen erfasst das erwartete Handeln mittels Codes. Das Beobachtertagebuch erfasst offen alle Überraschungen. Die standardisierte Beobachtung protokolliert die erwarteten Programme und verkürzt die Auswertungszeit (Gehrau, 2002, 38). Es kann aber immer qualitativ mitgeführt werden, was die quantitativen Daten bedeuten, beispielsweise: »Die E-Mail an den Nobelpreisträger wird besonders sorgfältig verfasst.«

Der Wissenschaftsjournalismus bietet sich für eine *direkte Beobachtung* an. Die Redaktionen sind vergleichsweise offen und zugänglich. Dies erhöht die Validität aufgrund der Möglichkeit »authentischer Dateninterpretation« (Gehrau, 2002, 41). Allerdings steht der Gegenstand nicht für eine Überprüfung zur Verfügung, was die Reliabilität vermindert. Das ist akzeptabel, da eine spätere Überprüfung in den Redaktionen immer möglich bleibt. Auch eine *vermittelte Beobachtung über Aufzeichnungen* ist denkbar. Ernsthaft erwogen wird die automatisierte Auswertung der Log-Dateien des Redaktionssystems. Eine solche Verhaltensspurenanalyse wurde bisher nicht eingesetzt. Auch hier werden Arbeitsschritte und Zeit zur Qualitätssicherung festgehalten. Allerdings werden in allen Redaktionen unterschiedliche Systeme eingesetzt. Es ist zudem fraglich, ob die vorgesehenen Mechanismen von den Redakteuren genutzt werden. Eine Verzerrung der Messung käme schon zustande, wenn ein Redakteur einen Artikel während der Mittagspause geöffnet ließe. Dies würde als Bearbeitungszeit gemessen.

Unter Wissenschmachern forsche ich mittels strukturierter, standardisierter Beobachtung. Diese soll durch andere Methoden unterstützt werden. Das Beobachtungsinstrument soll auch offene Elemente enthalten (Quandt, 2005, 174). Eine offene Beobachtung zielt mehr in die Breite (Altmeppen et al., 2002, 105). So wird die Forschungsfrage zugleich effizient und vielschichtig beantwortet. Es werden mehrere Redaktionen beobachtet, nicht nur um die Ergebnisse auf eine breitere Datenbasis zu gründen, sondern auch um den Wissenschaftsjournalismus der Redaktionen zu vergleichen. Es geht nicht darum, einige Beispiele aufzusammeln, sondern darum eine möglichst komplette Beobachtung anzustellen (Malinowski, 1922, 14). Es handelt sich also um eine Mehrfällestudie mit vergleichendem Interesse (Altmeppen et al., 2002, 109).

– Problematik der Beobachtung

»Mir machte das überraschend wenig aus. Nur am Abend kam ich mir müder vor als es dem an dem Tag Geleisteten eigentlich angemessen gewesen wäre ...« (B.2).

Das schreibt ein Redakteur der FRANKFURTER ALLGEMEINEN SONNTAGSZEITUNG im Weblog der Redaktion über seinen Tag als Forschungsobjekt. Steht »wenig ausmachen« nun für keine Beeinflussung durch den Beobachter oder deutet die beschriebene Müdigkeit auf starke Reaktivität hin? Das ist nicht zweifelsfrei entscheidbar. Die Problematik der Beobachtung werde ich im Folgenden betrachten. In der Kommunikationswissenschaft ist die Beobachtungsstudie seit Rühl oft erfolgreich genutzt worden. Lublinski (2004) hat sie erfolgreich auf Wissenschaftsjournalismus im Hörfunk angewandt. Methodisch kann auch an die aktuellen Beobachtungsstudien von Altmeppen (1999) und Quandt (2005) angeschlossen werden. Mehrere methodische Werke behandeln die Beobachtung in der Kommunikationswissenschaft (Gehrau, 2002; Klammer, 2005; Mikos & Wegener, 2005; Raabe, 2005; Altmeppen et al., 2002; Hansen et al., 1998).

Quandt (2005) hat für die Redaktionsbeobachtung ein zeitgemäßes Instrumentarium vorgelegt (Abb. 3.1). Den Kern seiner Untersuchung bildet die standardisierte Beobachtung. Er beobachtet Redakteure tageweise anhand eines standardisierten Protokolls

(Abb. 3.6). Auf diese Weise erfasst er circa zweihundert Handlungen pro Tag. Eine besondere Stärke von Quandts Erhebung ist die **gesicherte Dokumentation**, die er als häufigsten Kritikpunkt der Beobachtung ausmacht (Quandt, 2005, 165). Gerade dadurch kann Quandt sein detailliertes Bild des Online-Journalismus zeichnen.

Im Folgenden werden Schwierigkeiten der Verwendung der Beobachtung diskutiert. Eine Beobachtung ist in aller Regel nicht repräsentativ. Die Daten sind deshalb nicht über die Stichprobe hinaus erweiterbar. Auch meine Beobachtung erhebt nicht den Anspruch, repräsentativ zu sein. Die Ergebnisse der Beobachtung können daher nicht »für den Wissenschaftsjournalismus« gelten, sondern *nur* für die vier beobachteten wissenschaftsjournalistischen Redaktionen, *nur* für die elf beobachteten Wissensmacher.

Rühl beschreibt die Schwierigkeit, **einzelne Handlungen** voneinander zu trennen. »Eine rigide, dingliche Scheidung von Handlungen ist empirisch unmöglich.« (Rühl, 1980, 87). Dieses Problem stellt sich gerade dann, wenn die Frequenz von bestimmten Tätigkeiten ermittelt werden soll. Ist das dreimalige Wählen derselben Telefonnummer ein Telefonat oder sind es drei? Diesem Problem kann nur durch eine genaue Fassung des Codebuchs entgegengetreten werden. Die Abgrenzung wird jedoch dauernd vom Beobachter getroffen. Eine Alternative wäre beispielsweise die Video-Aufzeichnung, die von mehreren Beobachtern ausgewertet wird. Solche Verfahren werden in der Psychologie eingesetzt. Eine andere Lösung wäre der parallelisierte Einsatz mehrerer unabhängiger Beobachter. Beides würde den Rahmen einer Diplomarbeit sprengen. Da es in der hier vorgenommenen Beobachtungsstudie nicht primär um die Messung der Länge einzelner Handlungen geht, ist diese Unschärfe vertretbar. Hier werden möglichst alle Arbeitsschritte aufgenommen, wobei für einen solchen Schritt die Definition von Altmeppen gilt: »Ein Arbeitsschritt ist definiert als die kleinste beobachtbare Einheit, also die kleinste in sich abgeschlossene Tätigkeit [...]« (1999, 93).

Ein Problem der Beobachtung ist die **Wahrnehmungslenkung**. Insbesondere ad-hoc Interpretationen des Beobachters führen zur Verfälschung der Datenerhebung (Altmeppen et al., 2002, 106). Dies soll durch Trennung in teilstandardisierte Beobachtung und Beobachtertagebücher vermieden werden. So wird beispielsweise nicht zwischen privater und beruflicher Internet-Nutzung unterschieden – auch um den Beobachteten »natürliches« Verhalten zu gestatten. Denn wer schreibt schon private E-Mails, wenn eine Art McKinsey daneben sitzt?

Aus Sicht der Systemtheorie ist es ein Irrtum, dass Beobachtungen subjektiver sind als andere Forschungsmethoden (Quandt, 2005, 166). Vielmehr ist jede wissenschaftliche Forschung *Beobachtung* zweiter Ordnung. Beobachtung ist **blind gegen äußere Einflüsse** (Hansen et al., 1998, 46). Hinter dieser Kritik steht die Annahme, dass der Beobachter, da er Teil des Feldes ist, äußere Einflüsse nicht identifizieren kann. Durch die Nähe zu ihrem Gegenstand ist die Beobachtung dieser Gefahr eher ausgesetzt. Die Gatekeeper-Forschung ist hierfür zu recht kritisiert worden. Tatsächlich zeichnet White den Gatekeeper als unabhängigen, subjektiv geleiteten Entscheider (vgl. Scholl & Weischenberg,

1998, 40). Diesem Problem soll hier theoretisch vorgebeugt werden. Indem der Journalismus als soziales System der *Gesellschaft* betrachtet wird, können die erhobenen Daten nicht naiv empirisch gedeutet werden (Hansen et al., 1998, 47). Die Gesellschaft wird in der Analyse immer mitgeführt (Kap. 2.3.1). Der Journalismus ist zwar ein autopoietisches, aber kein autarkes System.

Raabe kritisiert, dass die Redaktions-Beobachtung den journalistischen Prozess nur **unvollständig** in den Blick bekommt. Der Prozess Journalismus spiele sich in größerem Rahmen ab. Deshalb sei es notwendig, die Aufnahme journalistisch mitgeteilter Selektionen durch Rezipienten mit zu beobachten« (Raabe, 2005, 62). Diese Kritik ist nicht unberechtigt: Was wäre Journalismus ohne seine Nutzer? (Meyen, 2004) Allerdings scheint die starke Fokussierung auf wissenschaftsjournalistische Selektivität in der Redaktion wissenschaftlich ergiebig, auch wenn nur ein Teil des Prozesses in den Blick gerät. Die Einbettung des Journalismus in die Öffentlichkeit gewährleistet die Theorieanlage.

Der Beobachtungsprozess ist immer **selektive Perzeption**. Altmeyen weist darauf hin, dass quantitative Beobachtungsdaten deshalb nicht dieselbe Validität und Reliabilität wie die Ergebnisse anderer quantitativer Methoden beanspruchen können (1999, 95). Dies kann die Beobachtung jedoch durch die größere Nähe zum Gegenstand wettmachen (Gehrau, 2002, 30). Die dargestellten Probleme sind methodisch gut kontrollierbar.

– Problematik der Position des Forschers

Die teilnehmende Beobachtung ist für den Forscher anspruchsvoll (Hansen et al., 1998, 36). Der Forscher muss nicht nur lernen, gut zu beobachten und geschickt Interviews zu führen. Er muss darüber hinaus auch verschiedene Arten der Dokumentation parallel beherrschen (Hansen et al., 1998, 36). Er wird stärker zum entscheidenden Teil des Beobachtungsinstruments als mit anderen Methoden (Hansen et al., 1998, 36).

Schon der Begründer der funktionalen Feldforschung Bronislaw Malinowski hat über die **Reaktivität** seiner Beobachtung formuliert: »I ceased to be a disturbing element in the tribal life which I was to study« (Malinowski, 1922, 8). Seitdem hat sich herausgestellt, dass diese Reaktivität begrenzt ist. Es ist sehr unwahrscheinlich, dass durch den Beobachter eine andere Zeitung erscheint oder ein Artikel anders erstellt wird.

Es hat einige Beobachter journalistischen Handelns gegeben, die in situ geforscht haben.³⁵ Diese »*participant-observers*« (Hansen et al., 1998, 51) haben einen leichteren Feldzugang und irritieren das Feld nicht. Obwohl ich auch Wissenschaftsjournalist bin, ist die hier verfolgte Absicht als »*observer-participant*« (Hansen et al., 1998, 51) ins Feld zu gehen. Gerade das ist in unbekannten Redaktionsstrukturen möglich. Es ist aber problematisch, dass »everyone apart from you is an insider« (Hansen et al., 1998, 54). Für

35. Beispiele und Diskussion in Hansen et al., 1998, 51.

die Problematik des persönlichen Kennens hat Lublinski in seiner Studie keinen störenden Effekt ausgemacht (2004, 99).

»Die Beobachter wachsen in das Feld hinein [...]« (Altmeyen et al., 2002, 119). Eine drohende Perspektivübernahme ist insbesondere durch die Herkunft des Forschers als Wissenschaftsjournalist vorhanden. Insbesondere auf »kulturelle Selbstverständlichkeiten« (Altmeyen et al., 2002, 119), die in die Beobachtung einfließen könnten, muss daher Rücksicht genommen werden. Dass Gefühle ebenso wie Gedanken dokumentiert werden, ist eher unüblich. Es gibt vehemente Fürsprecher für die Aufzeichnung von Gefühlen und Gedanken mit berechtigten Argumenten (Laine, 2000, 155). Denn ein verzerrender Einfluss auf die Beobachtung ist nicht zu unterschätzen (ibid., 155). Allerdings würde dies die Datenmenge vervielfachen.

Die Beobachtung im Großraumbüro kompensiert die Beobachtungssituation. Der Einzelne ist einerseits die ständige Anwesenheit von Kollegen gewohnt, fühlt sich aber auch nicht so sehr beobachtet, vor allem nicht so sehr fokussiert. Die Kollegen geben Sicherheit (B5.6T11). Das Großraumbüro ist in den Ressorts der Tagespresse mit Ausnahme des Lokalen und der Nachrichten aber eher selten.

Die Beobachtung ist eine sehr direkte Form der Forschung. »Mit Nachdruck muß deshalb Abstand gefordert werden.« (Rühl, 1970, 168). Um diesen Abstand aufrechtzuerhalten und die Wissenschaftlichkeit der Beobachtung zu gewährleisten, soll eine Kontrolle stattfinden. Altmeyen, Donges und Engels schlagen drei methodische Kontrollinstrumente vor (2002, 120).

Erstens: **Supervision**. Diese Funktion übernimmt im Diplomarbeitvorhaben die Betreuung durch den Lehrstuhl. Hier ist Beobachtungs-Erfahrung vorhanden, was sich als Vorteil erweist.

Zweitens: **Stärkung der Reflexivität**. Zwar ist es einerseits ein Vorteil, wenn der Beobachter so im Feld aufgeht, dass er von den Beteiligten kaum mehr wahrgenommen wird. Andererseits ist so eine Integration auch eine Gefahr für die valide Beobachtung. Altmeyen, Donges und Engels raten, die Situation *als Beobachtungssituation* ständig zu erneuern.

Drittens: Ein **Beobachtungsschema**. Dies ist methodisch entscheidend, um Störfaktoren zu objektivieren. Die Funktion des Beobachtungsschemas kommt in dieser Untersuchung dem Codebuch zu. Durch strenge Anwendung dieser Kontrollen wird die Beobachtung der Wissensmacher kontrolliert und nachvollziehbar gemacht.

3.2.2 Leitfadengespräch als Methode

Um diese Probleme zusätzlich zu reduzieren, kann die Beobachtung sehr gut um Leitfadengespräche ergänzt werden. Wie das geschieht, wird im folgenden Kapitel kurz dargestellt. Anders als eine Beobachtung ist ein Leitfadengespräch eine kommunikative Situation. Einige Wissenschaftler sind sogar der Ansicht, dass Beobachtung immer der Ergänzung durch Leitfaden- und Informationsgespräche bedarf: »Ansonsten würde der

beobachtende Forscher die von ihm erhobenen Daten selbst und allein deuten, womit Missverständnisse nahezu sicher sind.« (Scholl & Weischenberg, 1998, 59). Gespräche helfen, die Beobachtungsdaten zu interpretieren. Sie reichern die Auswertung der quantitativen Beobachtung um eine qualitative Perspektive an, indem sie Einstellungen der einzelnen Redakteure erheben.

Gespräche tragen zur »Objektivierung der Beobachtungsdaten« (Rühl, 1970, 160) bei. Die Selbstbeobachtung für sich genommen hat dabei nur einen geringen Wert. »Es dürfte klar sein, dass man sich hier nicht auf die Kommunikation von Selbstbeobachtung der jeweiligen Einzelsysteme verlassen kann.« (Kohring, 2005, 258). Solche Gespräche bieten aber die Möglichkeit, die Interrelation von Persönlichkeit und Journalismus zu erfassen (Rühl, 1980, 352). Auch die Systemtheorie erkennt an, dass »journalistische Unika« wie Karl Krauss, Alice Schwarzer oder Tom Wolfe als Persönlichkeiten den Journalismus prägen (Rühl, 1980, 348). Dabei gilt es die Kritik Rühls an Selbstbildansätzen ernst zu nehmen, um nicht Personen und journalistisches Verhalten »in eins« zu setzen (Rühl, 1980, 57). Die hier vertretene Theorie ist eine radikal individualistische Theorie, weil sie Individuen durch Merkmalskombinationen *und* eine eigene Umweltperspektive kennzeichnet (Luhmann, 1994, 53).

Auch die Gespräche konstituieren ein eigenes Bild vom Gegenstand. Insbesondere die Selektion ist schwer zu beobachten. Hier können Auskünfte der Journalisten weiterhelfen. Ein Leitfaden hat dabei den Vorteil, Vergleichbarkeit zu liefern (Meyen, 2002a, 38; Meyen, 2002b, 209). Er fördert außerdem »latente Strukturen zu Tage, die mit einer Beobachtung redaktionellen Verhaltens allein möglicherweise unsichtbar bleiben« (Scholl & Weischenberg, 1998, 112).

3.2.3 Beobachtertagebücher

Die Redaktionstür ist aus grauem Stahl, während die Bürotüren im Ressort aus Glas sind. Dafür existiert kein Code. »Bei hoch standardisierten Beobachtungen erhält der Beobachter [...] ein Notizbuch, in das er Verhaltensweisen oder Reaktionen aufnimmt, die nicht standardmäßig erfasst werden.« (Gehrau, 2002, 38). Mit dem Beobachtungsinstrument ist eine detaillierte Beschreibung von Wissenschaftsjournalismus möglich. Um eine Beschreibung von Raum und Kontext erfassen zu können, wird eben auf Beobachtertagebücher zurückgegriffen. Das sind einfache Notizbücher im Format DIN A6, deren Seiten per Hand durchnummeriert werden. Die Beobachtertagebücher sind persönliche Aufzeichnungen (Laine, 2000, 146). In ihnen werden auch verärgerte Äußerungen über Kollegen festgehalten. Die Beobachtertagebücher werden vollständig transkribiert. Sie finden sich aus Gründen der Anonymisierung im Anhang B.5 der Untersuchung. Die Beobachtertagebücher unterfüttern das Bild der Wissensmacher und lassen die quantitativen Daten plastisch werden.

3.2.4 Flankierende Dokumentation

Zudem wird auf eine flankierende Dokumentation zurückgegriffen. Ich sammle Material zur geschichtlichen Ausbildung einer Wissenschaftsredaktion und zur Struktur der Zeitung (Quandt, 2005, 192). Die Dokumentation beginnt schon vor der Feldphase mit einer Abfrage in elektronischen Zeitungsarchiven, der Bibliothek und den Webseiten der untersuchten Zeitungen. In den Archiven findet sich insbesondere zu zwei Zeitungen viel Material, da sie in der Vergangenheit aufgrund wechselnder Besitzverhältnisse und wirtschaftlicher Situation in der öffentlichen Diskussion standen. Die Webseiten enthalten Selbstdarstellungen der Zeitungen, die teilweise auf Leser und Abonnenten, teilweise auf Anzeigenkunden, teilweise auf Journalisten zugeschnitten sind. Eine Zeitung verfügt über ein Redaktionsstatut, das frei verfügbar ist. Dokumentiert werden auch alle Artikel, die die beobachteten Journalisten am Tag der Beobachtung verfassen. Die flankierende Dokumentation erfolgt, um die Auswertung zu erleichtern, in digitaler Form.

3.2.5 Triangulation

Die Entscheidung für die Verbindung verschiedener Methoden führt zu einigen Besonderheiten. Mehrmethoden-Designs haben eine lange sozialwissenschaftliche Tradition. Hans Zeisel, Paul F. Lazarsfeld und Marie Jahoda erfassen in ihrer klassischen Studie die Arbeitslosen von Marienthal auf mehreren Ebenen. Ziel ist, das Alltagsleben der Arbeitslosen möglichst umfassend in den Blick zu bekommen (Mayring, 2002, 83). Dafür kombiniert die Untersuchung Zeitverwendungsbögen, Wohnungsinventare, Interviews, Beobachtungen und statistische Daten (Jahoda et al., 1975). Für die Kommunikationswissenschaft weist Hans Wagner darauf hin, dass Verstehen nur möglich ist, wenn man Einzelwahrnehmungen aus vielen Quellen zusammenbringt (1999, 194). Die grafische Darstellung in Abbildung 3.1 zeigt die Methodenkombination schematisch: Um die zentrale Beobachtung gruppieren sich die Leitfadengespräche, die Beobachtertagebücher und die flankierende Dokumentation.

Schema einer triangulierten Untersuchung

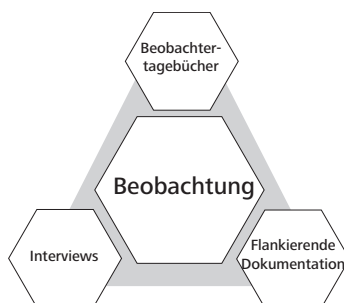


Abbildung 3.1: Schema des Untersuchungsdesign für die geplante Triangulation mehrerer Methoden. Den Kern bildet die Beobachtung. Andere Methoden docken an und liefern ergänzende Beschreibungen des Gegenstandes. Modifizierte Darstellung nach Quandt 2005, 175.

Mit der Frage nach der Realität des Wissenschaftsjournalismus beginnt diese Arbeit. Es geht nicht um eine *objektive* Realität, nur um eine Realität des Ressorts Wissen. »Objec-

tive reality will never be captured.« (Denzin, 1978). Es gilt: »Es hat noch nie eine Quelle gegeben, die die Realität direkt abbildet.« (Meyen, 2003, 24). Die sozialwissenschaftliche Journalismusforschung hat immer diesen Wirklichkeitsbezug (Raabe, 2005, 107). Die Realität der Wissensmacher ist komplex. Sie ist zu komplex um vollständig von einer Methode erfasst zu werden. Durch den Einsatz verschiedener Methoden ist die aufgenommene Wirklichkeit eher reliabel (Flick, 2004, 17). Wenn jede Methode ihren Gegenstand konstituiert, ist keine vollständige Übereinstimmung der Realitäten dieser Untersuchung zu erwarten (Flick, 2004, 25).

Wie arbeiten Wissenschaftsredakteure? Mit einer Vielzahl von Quellen kann der theoretische Rahmen unterfüttert werden. Zunächst ist **die Art des Handelns** entscheidend. Hier kann zum Beispiel festgestellt werden, dass Wissenschaftsjournalisten recherchieren. Wenn die Recherche als Handeln identifiziert ist, wird das quantitative Element interessant, das ist ihre **Dauer**. Wie viel Zeit verbringen Journalisten mit Recherche? Die **Häufigkeit** ist ein weiteres interessantes Maß für die Rolle der Recherche im Wissenschaftsjournalismus. Kaum ein Redakteur und kaum ein Kommunikationswissenschaftler wird bisher sagen könne, wie viele Recherchen für einen Artikel notwendig sind (Altmeppen et al., 2002, 121). Nach welchen **Kriterien** während dieses Handelns ausgewählt wird, kann durch Gespräche herausgearbeitet werden. Auch die Identifikation, welches Handeln wissenschaftsjournalistische Programme bildet, erfordert qualitatives Vorgehen (Altmeppen et al., 2002, 122). Erst zusammengekommen ergibt sich ein rundes Bild von Wissenschaftsjournalismus.

Es liegt erhebliches Potential darin, verschiedene Perspektiven systematisch zu verbinden (Flick, 2004, 23). Das verwendete Untersuchungsdesign ist eine »Between-Method-Triangulation« (Flick, 2004), die strukturierte Beobachtung und qualitative Interviews verbindet (Abb. 3.1). Das ist das bewährte Vorgehen für Beobachtungen (Springer, 2006; Quandt, 2005; Altmeppen, 1999; Hienzsch, 1990). Zusätzlich kommen Beobachtertagebücher und eine flankierende Dokumentation zum Einsatz. Aus der Forschungslogik wird das qualitativ geprägte Instrument der Beobachtung um quantifizierende Elemente ergänzt (Altmeppen et al., 2002, 123). Der Forschungsgegenstand wird von vier Punkten konstituiert.

Ebenen der Triangulation

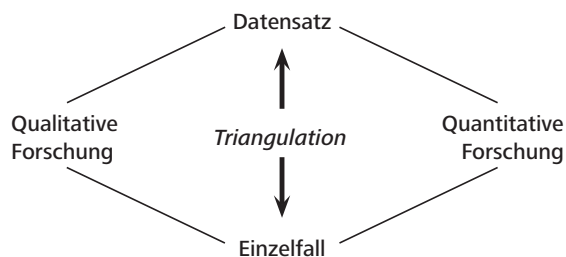


Abbildung 3.2: Qualitative und quantitative Methoden können verbunden werden. Die Triangulation verbindet die Ebene des qualitativen Einzelfalls mit der Ebene eines quantitativen Datensatzes. Darstellung nach Flick, 2004, 84.

Triangulation verbindet die quantitative mit der qualitativen Ebene (Abb. 3.2). Solche Kombinationen werden zunehmend eingesetzt (Abb. 3.3; Flick, 2004, 84). Die Zusammenführung der Ebenen erfolgt erst in der Auswertung.

Die Beobachtungsdaten liegen als quantitativer Datensatz vor. So können auf der Ebene der Beobachtung statistische Aussagen über den beobachteten Wissenschaftsjournalismus getroffen werden. Die Vorteile der quantitativen Analyse werden mit der Beobachtungsschärfe der qualitativen Forschung verbunden. Die Methoden stehen nicht in Rivalität zueinander, weil sie nicht beanspruchen, das Gleiche zu erfassen. Zusammen konstituieren sie das hier wiedergegebene, vielschichtige Bild des Wissenschaftsjournalismus. Die **Integration** der Methoden ist für die Auswertung zentral. Sie stehen nicht nebeneinander. Die Ergebnisse der Beobachtung können nur mit Hilfe der Leitfadeninterviews sinnvoll interpretiert werden. »Diese Perspektiven sollten so weit als möglich gleichberechtigt und gleichermaßen konsequent behandelt und umgesetzt werden« (Flick, 2004, 84, 12).

Methodische Perspektiven

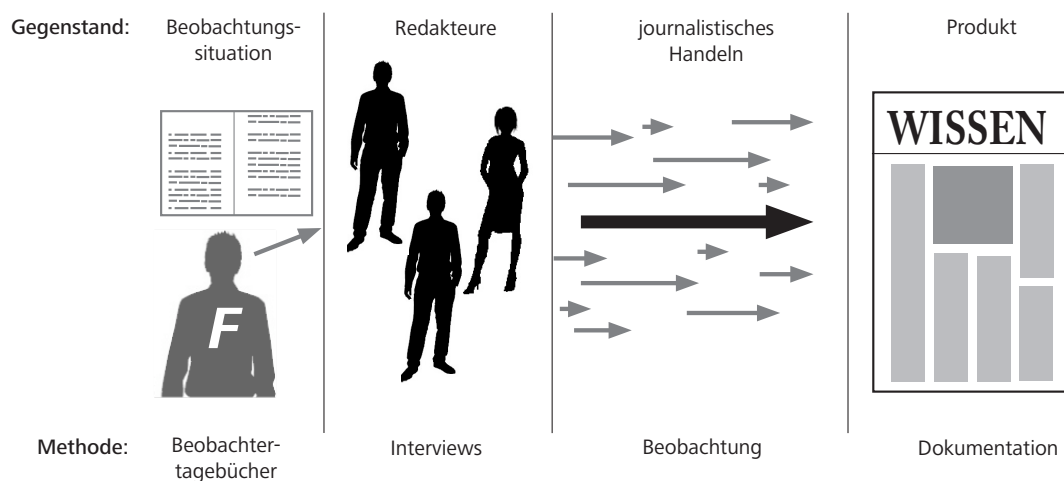


Abbildung 3.3: Schematische Darstellung der unterschiedlichen methodischen Perspektiven in der vorliegenden Untersuchung. Durch den Einsatz verschiedener Methoden können vier Abbildungen des Gegenstandes Zeitungsredaktion gewonnen werden. Eigene Darstellung.

3.3 Instrumenten-Entwicklung

3.3.1 Untersuchungsdesign

Aus der skizzierten methodische Vorgehensweise können die notwendigen Instrumente entwickelt werden. Im folgenden wird zuerst der Ablauf der Untersuchung beschrieben. Er folgt einem einfachen Schema (Abb. 3.4). Es ist aber nicht starr linear zu verstehen (Hansen et al., 1998, 50). Gleichzeitig kann auf verschiedenen Stufen gearbeitet werden.

Ablaufplan der Studie

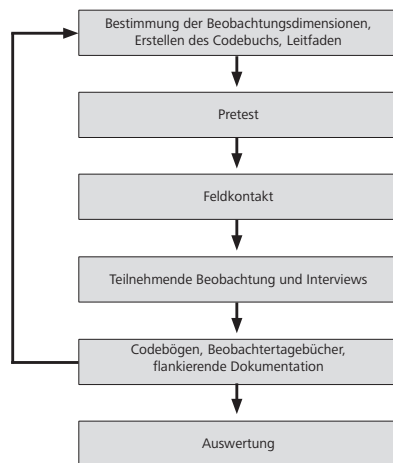


Abbildung 3.4: Ablaufplan der geplanten Untersuchung. Modifiziert nach Mayring, 2005, 83.

Die Beobachtungsdimension habe ich bereits theoretisch formuliert und in eine Arbeitsdefinition überführt. Darauf aufbauend werden **Instrumente entwickelt** (Kap. 3.3). Das ist ein zeitintensiver Prozess. Denn das Beobachtungsinstrument und der Leitfaden für die Interviews müssen sorgfältig aufeinander abgestimmt werden. Im Prinzip muss es egal sein, mit welchem Instrument man die Daten erhebt, damit sie in derselben Untersuchung verwendet werden können (Meyen, 2003, 24).

Darauf folgt die Ausführungsphase der Studie. Die **Stichprobe** wird gezogen. In einem zweiten Schritt folgt ein **Pretest**, der aufgrund des komplexen Instrumentariums unabdingbar ist (Kap. 3.4.1). Parallel zum Pretest findet auch der **Feldkontakt** statt.

Darauf folgt die **Feldphase** unter den Wissensmachern. Die teilnehmende Beobachtung und die Interviews werden parallel erhoben. Das **Material**, also vor allem Aufzeichnungen, muss sortiert und mit der ursprünglichen Kategorisierung abgeglichen werden. Dann kann mit der **Auswertung** begonnen werden.

3.3.2 Das Beobachtungsinstrument

– Anforderungen

Beobachtungen sind aufwendig. Während Befragungen per Post oder telefonisch ausgeführt werden können, muss sich der Forscher für mehrere Wochen ins Feld begeben. Dies darf nicht zu Lasten der methodischen Fundierung gehen (Quandt, 2005, 167). Das macht die Beobachtung planungs- und kostenintensiv, insbesondere wenn nicht lokal erhoben wird.³⁶

Da die mangelnde Dokumentation des methodischen Vorgehens eine häufige Kritik an Beobachtungsstudien ist, soll dieses im Folgenden ausführlich dargestellt werden (Gehrau, 2002, 108). Das methodische Vorgehen soll auch deshalb detailliert dargestellt werden, um vergleichende Arbeiten in anderen Journalismus-Bereichen zu ermöglichen.

36. Trotz effizienter Planung entstanden pro Beobachtungswoche Kosten von circa 400 Euro für Fahrtkosten und Unterbringung.

Altmeppen, Donges und Engels nennen vier Anforderungen (2002; ebenfalls Altmeppen, 1999, 90) an Beobachtungen:

1. eindeutig definierte und unterscheidbare Beobachtungseinheiten,
 2. ein angemessenes Stichprobenmodell,
 3. möglichst fehlerfreie Aufnahme der Daten und
 4. die Überprüfbarkeit der Beobachtungseinheiten.
1. An diesen Anforderungen entlang wird die Beobachtung der Wissensmacher konzipiert. Die **Beobachtungseinheiten** sind die Wissenschaftsressorts der deutschen Qualitätspresse. Die Abgrenzung kann pragmatisch erfolgen (Scholl & Weischenberg, 1998, 47). Gemäß der oben aufgestellten Arbeitsdefinition (Kap. 3.1) werden die Ressorts gewählt, die regelmäßig Themen mit Wissenschaftsbezug bearbeiten (Lublinski, 2004, 133; ähnlich Hömberg, 1990, 194). Damit sind die Wissenschafts-Ressorts von anderen Ressorts unterscheidbar, die etwa Themen mit Sport-, Wirtschafts- oder Lokalbezug bearbeiten. Durch die Form der teilstandardisierten Beobachtung wird sehr viel erfasst. Denn fehlende Daten sind ein größeres Problem, als wenn »Unzutreffendes« erfasst wird (Rühl, 1980, 113). Es gilt zudem eine pragmatische Feststellung: Je kleiner die Redaktion desto leichter die vollständige Beobachtung.
2. Das **Stichprobenmodell** verwendet eine »bewusste Auswahl typischer Fälle« (Altmeppen et al., 2002, 111; Kap. 3.4.1). Es entspricht damit dem guten Standard der kommunikationswissenschaftlichen Beobachtung, auch wenn das Kriterium der Plausibilität nur selten angegeben wird.
3. Die **fehlerfreie Aufnahme der Daten** wird durch ein Codebuch (Kap 3.3.2) und einen Pretest (Kap. 3.4.1) sichergestellt. Das Handeln wird möglichst komplett erhoben, dadurch werden fehlende Daten vermieden. Die Leitfaden-Interviews werden aufgezeichnet und transkribiert. Die Verarbeitung der Daten erfolgt nach wissenschaftlichen Standards.
4. Die Beobachtungseinheiten sind **überprüfbar**, soweit es der Schutz der Anonymität der Teilnehmer erlaubt. Die untersuchten Zeitungen werden eindeutig charakterisiert. Die Redaktionen sind offen benannt. Jeder kann die hier beschriebene Studie in einer Wissenschaftsredaktion der deutschen Qualitätspresse replizieren und sollte zu vergleichbaren Ergebnissen kommen.

– Das Codebuch

Es muss vorher festgelegt werden, was an den Wissensmachern beobachtet werden soll. Ein freies Beobachtungsprotokoll führt zwar zu hoher Validität der erfassten Daten, das aber auf Kosten der Reliabilität. »Die Entscheidung, was und wie protokolliert wird, hängt stark vom Beobachter ab [...]« (Gehrau, 2002, 37). Zudem entstehen durch freie Beobachtung große Mengen an Aufzeichnungen (Meyen, 2003, 34). Eine standardisierte Methode ist hier wesentlich effizienter. Hier wird nur protokolliert, was vorher festgelegt wird. Ein Codebuch reduziert zudem die Entscheidungsnotwendigkeit im Feld.

Die Systematisierung ist möglich, da die Kategorien der Beschreibung schon vor der Materialsammlung feststehen (Altmeppen et al., 2002, 105). Es sind die journalistischen und wissenschaftlichen Arbeitsweisen. Das strukturiert die Beobachtung und ermöglicht »relativ schnell Beobachtungsnotizen zu machen« (Altmeppen et al., 2002, 113). Aus der Beobachtung einer Handlungsfolge kann dann auf Programme geschlossen werden. Dazu braucht man nicht alle erzeugten Handlungen, sondern nur die charakteristischen zu beobachten (Kap. 2.2). Hier wird ein vereinfachtes Codebuch in Anlehnung an Quandt verwandt (A.2). Es gliedert sich in Rahmen, Handlung und allokativen Ressourcen.

Der **Rahmen** enthält Zeit und Ort der Handlung. Darüber hinaus enthält er die Information, ob eine Handlung parallel durchgeführt wird. Dieses Phänomen ist im Journalismus weit verbreitet, wird aber von der Forschung kaum wahrgenommen. Dabei kann es erhebliche Auswirkungen auf die Effizienz haben, ob eine Handlung nebenbei ausgeführt wird.

Die **Handlungen** sind an den erwarteten Programmen ausgerichtet (Kap. 2.2): Sammeln, Darstellen, Prüfen, Produktion, Kommunikation und Organisation. Hinzugefügt wird das wissenschaftliche Programm Forschen, falls die beobachteten Wissenschaftsredakteure wissenschaftlich tätig werden.

Der Verweis auf benötigte **Ressourcen** ergänzt die Handlungen. Dabei beschränkt sich diese Untersuchung auf allokativen Ressourcen, also gedruckte Information, Geräte, Software und Webseiten. Autoritative Ressourcen werden nicht erfasst (Quandt, 2005, 443).

Die verschiedenen Arten gedruckter Information werden vor allem nach ihrer Herkunft unterschieden. So wird notiert, ob es sich um journalistische Produkte handelt oder um wissenschaftliche Fachzeitschriften. Hier soll grob nach Augenschein codiert werden, häufiges Nachfragen wäre zu belastend.

– Beobachtungsbogen

Die beobachteten Handlungsfolgen sollen in Echtzeit protokolliert werden. So sollen möglichst viele Aspekte der Arbeit erfasst werden. Dafür wird eigens ein Beobachtungsbogen entwickelt, der die strukturierte und schnelle Erfassung von Beobachtungen unterstützt.

Der Beobachtungsbogen (Abb. 3.5; A.3) enthält zwei Arten von Feldern. Die linke Seite enthält sechzehn **Handlungsfelder** (Abb. 3.6 rechts). Die Handlungsfelder sind vereinfachte Versionen der von Quandt verwendeten Felder (Abb. 3.6 links). Jedes Handlungsfeld nimmt einen Arbeitsschritt auf. »Ein Arbeitsschritt ist definiert als die kleinste beobachtbare Einheit, also die kleinste in sich abgeschlossene Tätigkeit [...]« (Altmeppen, 1999, 93), die durch »inhaltliche-thematische Kohärenz« (Quandt, 2005, 187) identifizierbar ist.

Beobachtungsbogen ›Wissensmacher‹

Daten zu Beobachter,
Datum und Bogennummer

16 Felder für
Handlungen

6 Felder für
freie Notizen

Abbildung 3.5: Verkleinerte Darstellung eines Beobachtungsbogens, wie er für die vorliegenden Untersuchung zum Einsatz kam. Detaillierte Darstellung s. Anhang 2. Eigene Darstellung.

Handlungsfelder ›Journalisten im Netz‹ und ›Wissensmacher‹

Zeitintervall				
Nr.	Forts.	Zeit	Kontext	Ort
Handlung				
Grund		Rubrik, Themen		M.-Typ, DF
Ressource (all.)		Ressource (aut.)		
[?]				

Zeitintervall			
Nr.	Forts.	Person	Ort
Handlung			
Ressource			
[?]			

Abbildung 3.6: *Links* Auszug aus dem Beobachtungsbogen von Quandt – Feld für eine Handlung. Darstellung nach Quandt, 2005, 188. *Rechts* das vereinfachte Handlungsfeld der vorliegenden Untersuchung. Eigene Darstellung.

Das **Zeitintervall** wird in Schritten von fünf Sekunden in der Form »mm:ss – mm:ss« (Minuten:Sekunden bis Minuten:Sekunden) notiert. Die Stundenangabe ergibt sich eindeutig aus der Startzeit, die im Kopf jedes Bogens notiert wird. Arbeitsschritte von unter fünf Sekunden Dauer können kaum in Echtzeit protokolliert werden. Eine gröbere Einteilung wäre wegen der zu erwartenden durchschnittlichen Handlungslänge von einigen Minuten ein Störfaktor (Quandt, 2005, 187). Altmeppen nutzt Minutenschritte und kann die Dauer von Handlungen deshalb nicht auswerten (Altmeppen, 1999, 94).

Schon vor der Beobachtung werden die Felder mit einer **Nummer** (im Fragebogen: ›Nr.‹) versehen. Dies geschieht vollautomatisch über eine Kombination aus Seitenzahl und Position auf dem Bogen.³⁷ Diese ist eindeutig.

37. Wobei jeweils vier aufeinander folgende Bögen (A bis D) die selbe Seitenzahl haben, um den vierstelligen Zahlenbereich optimal auszunutzen. Für Seitenzahl 10 enthält der Bogen A also die Handlungsfelder 10-01 bis 10-16, der Bogen B die Handlungsfelder 10-17 bis 10-32 usw. Um die schnelle Zuordnung zu erleichtern, wird jeder Nummer noch ein redaktionsspezifisches Präfix vorangestellt, also »ZA« für »Zeitung A«. Dieses Präfix hat für die eindeutige Identifikation keine Bedeutung, da jede Nummer nur einmal vergeben wird.

Da Artikel selten »an einem Stück« entstehen, sondern die Arbeit unterbrochen oder durch parallele Tätigkeiten wird, ist eine Beobachtung mit Anschlussverweisen vorgesehen. (Altmeppen et al., 2002, 113). Das Feld **Fortsetzung** (»Forts.«) sollte die Nummer der fortgesetzten Handlung aufnehmen. Dies erwies sich in der Praxis als nicht praktikabel, da Fortsetzungshandlungen das »exakt selbe Ziel« verfolgen müssen (Quandt, 2005, 187).

Das Feld **Person** bekommt eine Nummer. In einer Tabelle auf dem Codebuch bekommen alle Personen, die in der Redaktion tätig sind einen Index zugeordnet. Diese Information dient nur dem Beobachter zur Zuordnung. Dadurch wird gewährleistet, dass die Anonymität schon in der Datenerhebung gewahrt wird.

Das Feld **Ort** bekommt einen Code gemäß dem Codebuch. Hier wird insbesondere der eigene Arbeitsplatz vom Konferenzraum und den Büros der Kollegen unterschieden.

Im Feld **Handlung** wird ein Code gemäß dem Codebuch notiert. Eventuell wird auch ein Modifier notiert. Auch besteht die Möglichkeit für Ergänzungen im Klartext (Quandt, 2005, 188).

Im Feld **Ressource** werden höchstens zwei Codes gemäß dem Codebuch für allokativen Ressourcen notiert.

Das Feld **Ergänzung** (im Fragebogen: »[?]«) nimmt zusätzliche Informationen auf, beispielsweise den Index eines Gesprächspartners oder den Titel einer Fachzeitschrift. Anhand der Gesprächspartner können die Strukturen der Kommunikationsflüsse untersucht werden (Kap. 2.2.6). Für längere Anmerkungen wird auf die Notizfelder oder das Beobachtertagebuch ausgewichen. Dann soll ein Verweiszeichen (→) eingefügt werden (Quandt, 2005, 187).

Die rechte Seite enthält **Notizfelder**. Auch diese haben eine laufende Nummer nach dem Schema der Handlungsfelder. In ihnen können kürzere Feldnotizen vermerkt werden (Mayring, 2002, 82). Längere Notizen werden in das **Beobachtertagebuch** eingetragen.

3.3.3 Interview-Leitfaden

Die Wissensmacher werden mittels Leitfadeninterviews befragt. Die sollen kurz sein, um die Datenmenge klein zu halten. Gerade auf narrative Elemente habe ich deshalb verzichtet. Der Leitfaden muss nicht erst das Eis brechen. Schließlich ist der Forscher durch die Beobachtung gut ins Feld eingeführt (Kaufmann, 1999, 66). Eine Schwierigkeit ist, dass die Gespräche mit interviewerfahrenen Personen geführt werden. Die Gestaltung des Leitfadens berücksichtigt die »blinden Punkte« der Beobachtung (A.4). Der Leitfaden enthält die Kategorien Soziodemografie, Validierung, Redaktionsorganisation, eigene Tätigkeit und Themenauswahl. Diese Kategorien basieren auf der Annahme, dass sie von den Redakteuren gut beantwortet werden können, aber schwer beobachtbar sind.

Der erste Punkt ist eine Frage zur **Soziodemografie**. Die Redakteure werden nach Alter, Ausbildung und journalistischer Berufsbiographie gefragt. Als zweites wird nach der subjektiven Einschätzung zur **Redaktionsorganisation** gefragt. Zur Validierung der Beob-

achtung dient die Frage, ob der zuvor beobachtete Arbeitstag aus Sicht des Redakteurs ein typischer Arbeitstag war. Danach wird das Ansehen des Ressorts im Haus und die Geschlossenheit erhoben.

Den dritten Teil des Leitfadens bilden Fragen zur **eigenen Tätigkeit**. Einerseits wird nach Leistungserwartungen gefragt. An den Antworten kann später ein theoretisch wichtiges Konstrukt überprüft werden: Stimmt die selbst wahrgenommene Erwartung der Wissenschaftsredakteure mit der von Kohring postulierten Leistungserwartung der Öffentlichkeit überein? Dann wird die Themenfindung erhoben, insbesondere die Themenherkunft.

Den Hauptteil des Leitfadens bildet der vierte Abschnitt zur **Themenauswahl**. Hier sollen Selektionskriterien erhoben werden. Was macht ein gutes Thema aus? Wann kann ein Thema nur auf der Wissenschaftsseite stehen? Und wie wichtig sind die vermuteten, spezifisch wissenschaftsjournalistischen Selektionskriterien? Kontrollierend wird auch die Relation zum *wissenschaftlichen Wert* eines Themas erhoben. Dies kann klären, ob die wissenschaftliche Prioritätensetzung mit der der Wissenschaftsjournalisten übereinstimmt. Der Leitfaden standardisiert die Gespräche mit den Wissensmachern und macht sie vergleichbar. Mit dem dargestellten Instrumentarium kann die Studie umgesetzt werden. Die Schritte dazu schildere ich im nächsten Kapitel.

3.4 Ausführung der Studie

3.4.1 Datenerhebung

– Stichprobe

Die Grundgesamtheit der Wissenschaftsredaktionen in der deutschsprachigen Qualitätspresse ist klein. Das ist für die Ziehung der Stichprobe ein Problem (Merkens, 2005, 291). Mit jeder gezogenen Redaktion muss auch begründet werden, warum eine andere nicht gezogen wird. Die Stichprobenziehung ist eine doppelte. Die Auswahl der Redaktionen für die Beobachtung bestimmt zugleich die Auswahl der Redakteure für die Leitfaden-Interviews. Eine Vorrecherche legte nahe, dass die Zugänglichkeit der Wissenschaftsredaktionen prinzipiell gewährleistet ist (Merkens, 2005, 288).

Die Stichprobenziehung folgt »plausiblen, aber nicht empirisch verifizierbaren Vermutungen über das Vorkommen der zu beobachtenden Ereignisse« (Altmeyden et al., 2002, III). Ich beobachte dort, wo ich Wissenschaftsjournalismus vermute. Dafür greife ich auf eine »bewusste Auswahl typischer Fälle« (Altmeyden et al., 2002, III) zurück. Die Grundgesamtheit sind deutsche Qualitätstages- und Qualitätswochenzeitungen, in denen Wissenschaftsredakteure beschäftigt sind. Innerhalb der Redaktionen wird eine Vollerhebung aller Redakteure angestrebt. Die kleinste Einheit, die für die Studie in Frage kommt, ist ein Wissenschaftsredakteur pro Redaktion.

Da offen beobachtet wird und Redaktionen organisatorisch geschlossen sind, können nur die Redaktionen untersucht werden, die zu einer Zusammenarbeit bereit sind. In

der Akquisitions-Phase gibt es keine Hinweise darauf, dass ein bestimmter Typus von Wissenschaftsredaktionen den Zugang verweigert.

Merkmalsverteilung in der Stichprobe

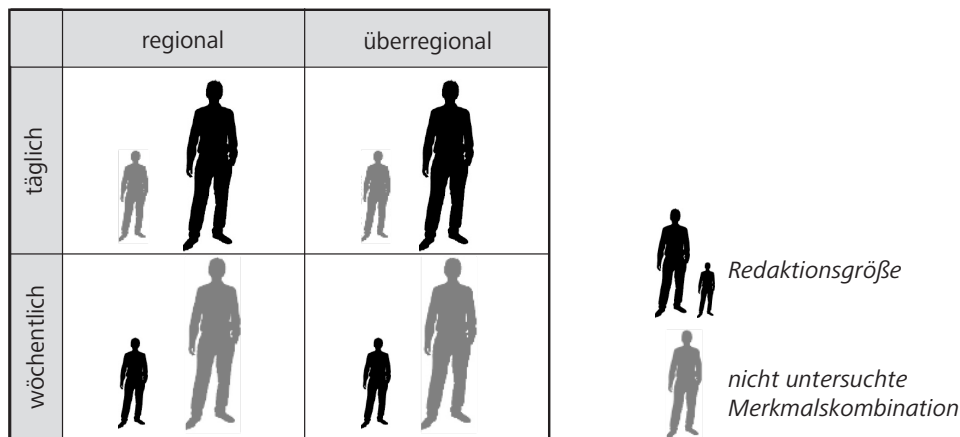


Abbildung 3.7: Die Verteilung der untersuchten Zeitungen nach den drei Merkmalen regionale/überregionale Verbreitung, tägliche/wöchentliche Wissenschaftsseite und große/kleine Redaktion in der untersuchten Stichprobe. Eigene Darstellung.

Ausgewählt werden sollten (1) kleine und große Redaktionen, (2) Regionalzeitungen wie überregionale, mit sowohl (3) täglich und wöchentlich erscheinender Wissenschaftsseite. Die vier gezogenen Fälle repräsentieren jeweils unterschiedliche Kombinationen dieser Merkmale (Abb. 3.7). Als große Redaktionen werden Redaktionen mit drei oder mehr vollen Redakteursstellen gewertet. Jedes Merkmal ist in beiden Ausprägungen vertreten, keine Kombination wiederholt sich. Die Verteilung geht zu Lasten der Vergleichbarkeit, erweitert aber die Datenbasis der Untersuchung. Nur eine sehr große Redaktion mit mehr als fünf Redakteuren, etwa DIE ZEIT, SÜDDEUTSCHE ZEITUNG oder NZZ ist nicht in der Stichprobe vertreten.

Ein wichtiges Stichprobenelement ist die Dauer. Quandt beobachtet jeweils einen Redakteur eine Woche lang (2005, 171). Altmeyers setzt mehrere Beobachter ein und kann dadurch die Gesamt-Redaktion erfassen (1999). Hier sollen alle Redakteure der betreffenden Wissenschaftsredaktion einen Tag beobachtet werden, die in der Beobachtungswoche anwesend und zu einer Beobachtung bereit sind. So wird die Verzerrung durch persönliche Merkmale verringert. Es können höchstens vier Redakteure pro Redaktion beobachtet werden.

Warum könnten Wissenschaftsredaktionen an einer Beobachtungsstudie teilnehmen? Diese Frage stand am Anfang der Akquise. Ich habe drei Gründe identifiziert. Erstens aus **Sympathie mit Versuchskaninchen**. Gerade Wissenschaftsjournalisten berichten häufig über Menschen, die sich der Forschung als Testpersonen zur Verfügung gestellt haben. Da so Themen entstehen, sehen sie Studienteilnehmer positiv. Zweitens leben **Journalisten** selbst davon, dass andere Menschen sie zuschauen lassen. Anders wäre eine

Reportage kaum denkbar.³⁸ Drittens wissen Redaktionsleiter wenig über andere Redaktionen. Sie sind also an **Vergleichen** interessiert. Angeboten wird eine ›Blattkritik am Entstehungsprozess‹. Daraus wird ein Anschreiben entwickelt (A.1). Die Redaktionen werden telefonisch angefragt, bevor die schriftliche Anfrage das Forschungsvorhaben darstellt.

Der Zugang zu Massenmedien gilt als schwierig (Rühl, 1970, 162). Auch unter Wissenschaftsjournalisten ist die Meinung verbreitet, dass die »internen Entscheidungsprozesse [...] unter das Redaktionsgeheimnis fallen« (Schrader, 2007b, 4). Dazu kommt der Zumutungscharakter der Beobachtung (Flick, 2004, 88). Die Bereitschaft ist gut. Etwa zwei Drittel der angefragten Redaktionen ist zu einer Zusammenarbeit bereit. Den Kontakt habe ich über die Redaktionsleiter aufgebaut. Diese sind »erlaubnisfähig« (Rühl, 1970, 163), halten aber immer Rücksprache mit der Redaktion. Dies verlängert den Prozess. Die Forschungsabsichten werden allgemeinverständlich dargelegt (Rühl, 1970, 164). Auch der theoretische Zugang wird offen gelegt. Mit zwei der vier Redaktionen habe ich vorher persönlich nicht zusammengearbeitet.

Überblick über die Teilnehmer der Beobachtung

Soziodemografie	festangestellt
30 Jahre, Journalistik-, Theater-Film- und Fernsehwissenschaften → Volontariat	2 Jahre
34 Jahre, Geografie → Volontariat	8 Monate
36 Jahre, Geschichte, Germanistik und Publizistik → Volontariat	4 Jahre
38 Jahre, Medizinstudium → Volontariat	3 Jahre
39 Jahre, Oecotrophologie → Journalistenschule	8 Jahre
40 Jahre, Philosophie und Germanistik, Promotion	4 Jahre
42 Jahre, Theaterwissenschaften und Philosophie → Volontariat	2 Wochen
42 Jahre, Physik und Philosophie, Promotion	6 Jahre
52 Jahre, Staatswissenschaften → Volontariat	5 Jahre
52 Jahre, Psychologie und Germanistik → voluntariatsähnliche Ausbildung	24 Jahre
55 Jahre, Chemieverfahrenstechnik → Volontariat	11 Jahre
ø 41,8 Jahre, Studium → Volontariat	ø 6 Jahre

Tabelle 3.2: Die an der Untersuchung beteiligten Redakteure im soziodemographischen Überblick. Aufgeführt sind Alter, abgeschlossenes Studium und journalistische Ausbildung. Die Dauer der Festanstellung bezieht sich nur auf den Wissenschaftsjournalismus. Zur Anonymisierung sind Bezeichner sowie Redaktionszugehörigkeit weggelassen.

In die Stichprobe gelangten fünf Frauen und sechs Männer, das ist eine gute Verteilung (Tab. 3.2). Der jüngste Teilnehmer ist 30 Jahre, der älteste 55 Jahre alt, sodass ein breites Altersspektrum abgedeckt wird. Es werden sowohl langjährig (elf Jahre), als auch erst seit kurzem (zwei Wochen) als Wissenschaftsredakteur tätige Journalisten beobachtet. Der

38. Schon Rühl hat dadurch Verständnis erfahren (1968, 22). Zu Gemeinsamkeiten und Unterschieden der journalistischen und wissenschaftlichen Beobachtung s. Klammer, 2005.

typische Wissenschaftsredakteur in dieser Untersuchung ist 41 Jahre alt und arbeitet seit sechs Jahren festangestellt im Wissenschaftsjournalismus (Tab. 3.2).

Die Beobachtungszeit jeder Redaktion in der Stichprobe sind vier Tage in den kleinen und fünf Tage in den großen Redaktionen. Durch das dargestellte Verfahren sind die Wissensmacher in der Stichprobe nicht unbedingt repräsentativ, aber die Redaktionen nach den drei Merkmalen Redaktionsgröße, Erscheinungsrhythmus und Regionalität gestreut (Abb. 3.9). Die Beobachtung ist eine besonders sensible Form der Forschung. Die Abgabe von Informationen erfolgt vermutlich nicht jederzeit so kontrolliert wie in einem Leitfadeninterview. Die Redakteure werden deshalb anonymisiert.

– Pretest

Für Beobachtungen sind Pretests unabdingbar. Sie dienen einerseits der Beobachterschulung, andererseits der Straffung des Codebuchs (Altmeppen, 1999, 94). In dieser Studie genügte ein Pretest, da auf bewährtes Instrumentarium von Quandt aufgebaut wird. Das Beobachtungsinstrument sollte ab der ersten Minute im Feld ohne Schwierigkeiten benutzt werden. Der Pretest fand an einem Tag im Mai 2007 in der Wissenschaftsredaktion des MÜNCHNER MERKUR statt. Die Redaktion war mir vorher nicht bekannt. Ein Redakteur arbeitet dort als Wissenschaftsjournalist. Dessen Tag wird voll erhoben. In Folge des Pretests wird das Codebuch geringfügig optimiert. Es werden 159 Handlungen aufgenommen. Die Gesamthandlungslänge betrug 8:49 h, im Durchschnitt dauerte eine Handlung 3:19 min. Der Pretest bewährt sich auch als Beobachterschulung, insbesondere gab er dem Beobachter Sicherheit beim »endgültigen« Feldeintritt. Trotz des relativ hohen Aufwands wird dieser Pretest als ausgesprochen wichtig für das Gelingen der Beobachtung angesehen. Ich meine, im Zweifel sollte eher die Stichprobe verkleinert werden, als auf den Pretest zu verzichten.

– Der Verlauf der Feldphase

Die Beobachtung erfolgt teilstandardisiert zwischen Mai und Juli 2007. Der Feldeintritt ist immer eine riskante Phase. Er stellt jedes Mal das Gelingen des Vorhabens in Frage (Laine, 2000, 161). Es gibt in der Untersuchung also fünf besonders kritische Punkte, die fünf Feldeintritte. Es wird immer ein Redakteur einen Tag beobachtet. Wichtig ist die Schaffung der richtigen Beziehung zu den Beobachteten (Hansen et al., 1998). Rühl gelang dies durch Skatspielen (1968, 22). Ich habe in den Redaktionen wiederholt betont, dass mein Anliegen die Beobachtung von Journalismus ist und nicht betriebswirtschaftlicher Optimierung dient. Im Rahmen der Untersuchung sollen alle Redakteure des Ressorts beobachtet werden, also zwischen einem und vier. Die Beobachtung ist eine sehr tiefgehende Forschungsmethode. Weil jede Methode auch ihren Gegenstand konstituiert, wird die Beobachtung ergänzt durch eine flankierende Dokumentation, Beobachtertagebücher und kurze Leitfadeninterviews mit den Redakteuren (Abb. 3.3). Die Untersuchung beschränkt sich auf Redakteure und Ressortleiter. Das sind die Journalisten, die im Ressort selbst anzutreffen sind.

In den Leitfadengesprächen habe ich zur Validierung auch gefragt, ob die Beobachtungszeit typisch gewesen sei. Darauf gab es quer durch die Redaktionen verschiedene Antworten. Nur drei Redakteure bezeichnen sie als typische Woche. Zwei weitere betonen die mangelnde Repräsentativität trotz ansonsten typischer Abläufe. Als Gründe, warum es keine typische Woche gewesen sei, werden zweimal »wenige externe Ereignisse« genannt und einmal, dass es keine typischen Wochen gebe (B4.1). Es scheint also keine außergewöhnlichen Störgroßen zu geben, die eine systematische Verzerrung bewirkt hätten. Da keine Repräsentativität angestrebt wird, ist der Zeitraum der Stichprobe valide.

Das Beobachtungsinstrument fokussiert journalistisches Handeln. Dieses Handeln signalisiert die Programme, die den Kern des Erkenntnisinteresses bilden. Sobald der Redakteur zum Telefon greift, wird dies als Handlung protokolliert (Springer, 2006, 67). Das Handeln soll in Echtzeit protokolliert werden. Ist das nicht möglich, werden die Arbeitsschritte zeitversetzt notiert, sobald Zeit zur Verfügung steht (Springer, 2006, 57). Pro Untersuchungstag wird ein Redakteur beobachtet: nach Möglichkeit vom Betreten der Redaktionsräume am Morgen bis zum Verlassen am Abend. In dieser Zeit wird der Redakteur möglichst ortsnah beobachtet.

Zwei Redakteure befinden sich während der gesamten Zeit der Untersuchung im Urlaub (jeweils einer der FAS und der BERLINER ZEITUNG). Ein Redakteur hat die Beobachtung an seinem Arbeitsplatz abgelehnt (δ2). Mit ihm wird nur ein Leitfadengespräch geführt. Zudem wird er an einem freien Beobachtungstag auf Gängen im Haus begleitet. Hier zeigt sich die Überlegenheit des Mehrmethodendesigns: auf unerwartete Konstellationen im Feld kann flexibel reagiert werden. Durch zwei Ausfälle für die standardisierte Beobachtung in der FAS wird auch ein Pauschalist mit redakteursähnlichen Aufgaben beobachtet, der wöchentlich für zwei Tage in der Redaktion arbeitet.³⁹

Während der Beobachtung gibt es Situationen, an denen ein Beobachter nicht partizipieren kann. So findet ein Treffen mit einem Informanten abends in dessen Wohnung statt. Und auch für ein Gespräch mit einem Kollegen darüber wird der Beobachter gebeten, den Raum zu verlassen (B5.2j). Auch strategische Themenplanungen sind für den Forscher nicht offen zugänglich, ebenso Gespräche über personelle Veränderungen. Private Telefonate werden nach Möglichkeit nicht mitverfolgt und die Beobachtung unterbrochen. Den Grad der Offenheit ließ der Beobachter auch von den Redakteuren bestimmen.

Am Ende der Arbeitswoche wird ein teilstrukturiertes Interview geführt (A.4). Diese Gespräche werden außer Hörweite anderer Personen geführt und mit Einwilligung der Befragten aufgezeichnet (Springer, 2006, 68). Dieses Vorgehen bringt die Arbeit aller Wissensmacher möglichst gleichwertig in die Studie ein.

39. Zur Anonymisierung wird er im Folgenden auch als Redakteur bezeichnet.

Untersuchung im Überblick

Münchener Merkur

Tag 0 Pretest, stand. Beobachtung Redakteur Ω

Badische Zeitung

Tag 1 Vorstellung des Vorhabens, Dokumentation, freie Beobachtung

Tag 2 freie Beobachtung

Tag 3 stand. Beobachtung Redakteur $\alpha 1$

Tag 4 freie Beobachtung, Dokumentation

Frankfurter Rundschau

Tag 5 Vorstellung des Vorhabens, Beobachtung Redakteur $\gamma 1$

Tag 6 stand. Beobachtung Redakteur $\gamma 2$

Tag 7 stand. Beobachtung Redakteur $\gamma 3$

Tag 8 stand. Beobachtung Redakteur $\gamma 4$

Tag 9 freie Beobachtung, Leitfadengespräch, Dokumentation

Berliner Zeitung

Tag 10 Vorstellung des Vorhabens, stand. Beobachtung Redakteur $\beta 1$

Tag 11 stand. Beobachtung Redakteur $\beta 2$

Tag 12 freie Beobachtung, Dokumentation

Tag 13 freie Beobachtung, Leitfadengespräche mit $\beta 1$ und $\beta 2$

Tag 14 stand. Beobachtung Redakteur $\beta 3$, Leitfadengespräch $\beta 3$

Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung

Tag 15 Vorstellung des Vorhabens, freie Beobachtung

Tag 16 stand. Beobachtung Redakteur $\delta 1$

Tag 17 stand. Beobachtung Redakteur $\delta 3$, Leitfadengespräche

Tag 18 freie Beobachtung, Leitfadengespräch $\delta 2$, Dokumentation

Tabelle 3.3: Chronologischer Überblick über die Untersuchung.

Die untersuchten Redaktionen erstellen Wissenschaftsseiten in unterschiedlichem Umfang. Sie unterscheiden sich zum einen in der Erscheinungsweise, zum anderen im Zeitungsformat (Abb. 3.8). Es wird das gesamte Spektrum der Zeitungsformate abgedeckt, in denen deutsche Qualitätszeitungen erscheinen. Ein Vergleich ›Redakteure pro Seite‹ ist daher nicht zielführend. So sind die Seiten der FRANKFURTER ALLGEMEINEN SONNTAGSZEITUNG doppelt so groß wie die der FRANKFURTER RUNDSCHAU.

Zeitungsformate

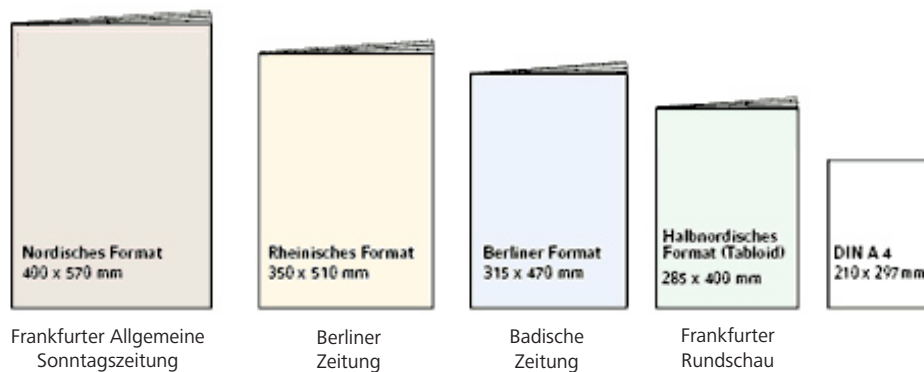


Abbildung 3.8: Die Formate der untersuchten Zeitungen im Vergleich. Eigene Darstellung unter Verwendung einer Darstellung der Frankfurter Rundschau (© 2007).

– Eingabe

Die 1649 Felder der Beobachtungsbögen werden direkt im Statistikpaket SPSS 13 erfasst. Dafür werden circa drei Stunden pro beobachtetem Arbeitstag benötigt. Die Daten werden manuell auf Fehler überprüft. Die Vollständigkeit des Materials war gut. Häufigster Fehler waren nicht korrekt eingetragene Endzeiten für Handlungen. Die Interviews werden mit einem JVC MINIDISC-PLAYER mit externem Ansteckmikrofon aufgezeichnet und transkribiert. Die Sprachqualität war gut. Pro Gespräch werden etwa zwei Stunden für die Transkription benötigt. Die Daten konnten meist noch am selben Abend flüssig erfasst werden.

3.4.2 Datenaufbereitung

– Tagesverläufe

Wie kann ein ganzer Arbeitstag im Überblick dargestellt werden? Auch Ulrich Hientzsch hat seine Beobachtungen in einem »tageszeitlichen Regelungsverlauf« ausgewertet, allerdings als kumulierte Häufigkeiten (Hientzsch, 1990, 257). Quandt verwendet solche Schaubilder erstmalig in der Kommunikationswissenschaft für die Dauer journalistischen Handelns (Abb. 3.9). Sie zeigen sowohl die zeitliche Ausdehnung der Einzelhandlung als auch parallele Tätigkeiten (2005, 363). So kann der »Gesamtzusammenhang des Handelns im Zeitverlauf« auf einen Blick erfasst werden (2005, 363). Die Darstellung erlaubt eine Einschätzung des Tages auf den ersten Blick, ist jedoch detailliert genug für Feinanalysen. Auch für die hier beobachteten Redaktionen sollen solche Zeitverläufe erstellt werden.

Schema der Sequenzschaubilder

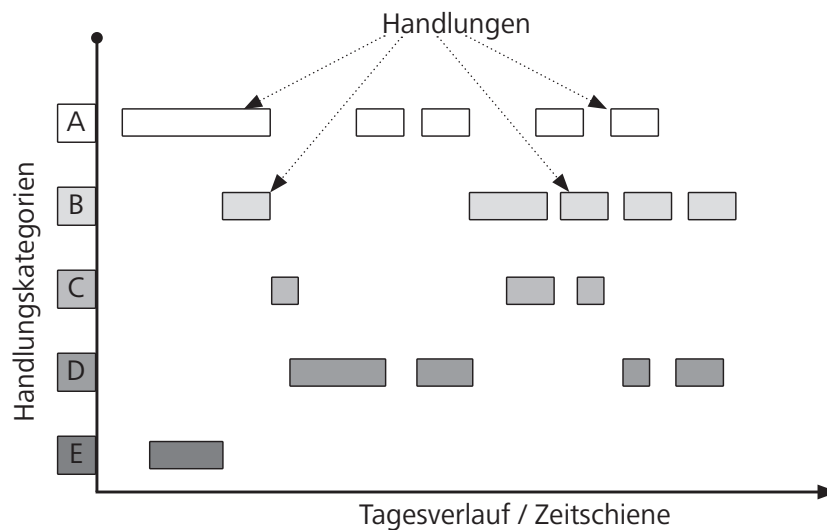


Abbildung 3.9: Grundprinzip der Sequenzschaubilder, die den Tagesverlauf eines Redakteurs aufgeteilt auf verschiedene Handlungskategorien zeigen. Darstellung nach Quandt, 2005, 363.

Es ist allerdings nicht einfach, das umfangreiche Beobachtungsmaterial in eine einzige grafische Darstellung zu bringen. Quandt konvertiert die handlungsbasierten Daten in einen Zeitverlauf von Fünfsekunden-Schritten (Quandt, 2005, 171). Er arbeitet nach eigener Auskunft zur Erstellung der Schaubilder mit dem Programm EXCEL von MICROSOFT und erzeugt ›Verlaufsschaubilder‹. Der Weg dorthin ist aufwendig. Ich habe einen anderen gewählt und ein eigenes Programm für diese spezielle Auswertung entwickelt. Es ist durchaus üblich, auf das Auswertungskonzept zugeschnittene Software-Lösungen zu entwickeln (Mayring, 2002, 136). Das Programm TAGESVERLAUF erzeugt aus Dateien von SPSS 13 Sequenzschaubilder nach dem von Quandt dargestellten Grundprinzip (A.5). Die Variablen werden in SPSS berechnet, TAGESVERLAUF hat lediglich eine Darstellungsfunktion (Abb. A.2). Das Programm beherrscht nur die grundlegenden Funktionen. Es kann Daten laden, sie in der Sequenz darstellen und die Ausgabe speichern. Ausgegeben wird auch die Zahl aller verarbeiteten Werte (N) und die der fehlenden Werte. Die in dieser Arbeit verwendeten Schaubilder (Kap. 5.2) werden alle mit dem Programm erstellt.

– Auswertung der Leitfadengespräche

Mein Maßstab in der Auswertung der Leitfadengespräche ist das Forschungsziel, wobei mir die verzerrte Aussagefähigkeit des Materials bewusst ist (Meyen, 2002a, 39). Die einzelnen Leitfadengespräche werden transkribiert und nach Meinungen ausgewertet (B3). Hierfür wird die Methode der zusammenfassenden qualitativen Inhaltsanalyse herangezogen (Springer, 2006, 69). Dabei bin ich nicht nach einem strengen Stufenmodell vorgegangen wie es Philipp Mayring (2002) idealtypisch vorstellt. Vielmehr wird die Auswertung nah am Gegenstand vorgenommen. Auch exemplarische Zitate werden ausgewertet. Die Meinungen werden dann in das Kategoriensystem des Leitfadens sortiert (B4). Beispielhaft soll dieses Vorgehen hier an der Antwort des Redakteurs δ_1 auf

die Frage 2.1 des Leitfadens »Welchen Status hat die Wissenschaftsseite im Haus?« dargestellt werden:

»Sagen wir Exotenstatus. Wir sind Exoten, das habe ich bei [XY] auch so erlebt. Aber hier ist das sogar noch stärker: Man steht nicht im Zentrum der Aufmerksamkeit der höheren Etagen. Denen geht es eher um irgendwelche Politik-, Wirtschafts- und Kulturdebatten. So Walser und NSDAP. Da liegen wir etwas neben der Spur. Wir sind gefordert, wenn es um Vogelgrippe und sowas geht. Also Dinge, die auf die Politik übergreifen. Oder Kernkraft. Aber das passiert relativ selten. Ansonsten können wir eigentlich machen was wir wollen. Das ist relativ schön.«

Aus dieser Antwort können mehrere Aussagen im Sinne des Erkenntnisinteresses destilliert werden. Zunächst beschreibt der Redakteur den Status der Wissenschaftsredaktion als »Exotenstatus«. Dies ist ein weit verbreitetes Bild. Der Eintrag »Exotenstatus« findet sich bereits in der Kategorie »Status der Wissenschaftsredaktion im Unternehmen« (B4.3). Denn die Meinung ist auch von den Redakteuren β_2 , γ_1 und γ_2 bereits geäußert worden. Die Aussage von δ_1 passt zum exemplarischen Zitat »Wir sind so ein bisschen die Außergewöhnlichen.«, das bereits notiert ist.

Die zweite Aussage zielt auf die Entfernung vom Zentrum der Zeitung. Wissenschaftsjournalismus sei kein normales Ressort, sondern eher peripher im Gegensatz zu den klassischen Ressorts Politik, Wirtschaft und Kultur. Als Meinung wird notiert: »Wissenschaftsjournalismus kein normales Ressort«. Drittens verweist δ_1 auf den Ereignisbezug von Wissenschaftsjournalismus, ein deutlicher Hinweis auf Neuigkeitsorientierung. Und viertens betont der Redakteur, dass die Besonderheit des Wissenschaftsjournalismus sei, relativ frei zu sein in dem, was man macht. Diese vier Meinungen werden in die entsprechenden Kategorien der Interviewauswertung in Anhang B4. notiert: »Status der Wissenschaftsredaktion im Unternehmen« (B4.3), »Wissenschaft als Ressort« (B4.4), »Neuigkeit« (B4.19) und »Besonderheit von Wissenschaftsjournalismus« (B4.10). Sind die Meinungen bereits vorhanden, wird δ_1 als »Vertreter« der Meinung eingetragen. Ähnliche und sich widersprechende Meinungen werden nach der Auswertung zueinander sortiert. So steht unter dem »Exotenstatus« das »Nischendasein« des Wissenschaftsjournalismus.

Die Menge von elf Interviews erhöht die Gefahr eines nicht zu bewältigenden Papierbergs (Meyen, 2003, 34). Die hier gewählte Form der relativ freien Auswertung in offenen Kategorien verbindet zwei Vorteile: sie bleibt nah am Material und fasst andererseits die elf Leitfadengespräche übersichtlich kategorisiert im Sinne des Erkenntnisinteresses zusammen. Damit steht ein methodisch abgesichertes Instrumentarium für die Redaktionsbeobachtung. Die Aufmerksamkeit kann ganz den Redaktionen gewidmet werden.

4 Redaktionelle Profile

4.1 Profil der Badischen Zeitung

Bevor die Ergebnisse der Beobachtung dargestellt werden, stelle ich die vier untersuchten Redaktionen kurz im Profil vor. »Die BADISCHE ZEITUNG ist eine unabhängige, überpar-

teiliche Tageszeitung mit christlicher Grundhaltung.« (BADISCHE ZEITUNG). Sie erscheint Montags bis Samstags in 21 verschiedenen Lokalausgaben im Raum Freiburg. Die Auflage betrug im ersten Quartal 2007 61.989 Exemplare (IVW, 2007). Der BADISCHE VERLAG gehört zwei Verlegerfamilien. Durch die Redaktion werden 16 Prozent der Anteile gehalten. Chefredakteur ist Thomas Hauser. Die Tendenz der BADISCHEN ZEITUNG ist linksliberal, Ralf Dahrendorf ist Berater der Chefredaktion. »Die BZ [BADISCHE ZEITUNG] ist auch heute eine Zeitung, die etwas von ihren Lesern fordert, indem sie ihnen zumutet, sich mit den wichtigen Fragen zu beschäftigen.« (Benckiser, 1968, 8). Diese vierzig Jahre alte Beschreibung von Nikolas Benckiser scheint immer noch gültig. Die TAZ attestiert der BADISCHEN »den Ruf einer unabhängigen Regionalzeitung« (TAZ, 7. November 1997). Die BADISCHE ZEITUNG ist eine typische Nachkriegsgründung. Sie erscheint seit Februar 1946. Heute hat sie ein Lokalmonopol.

Wissenschaft in der Badischen Zeitung

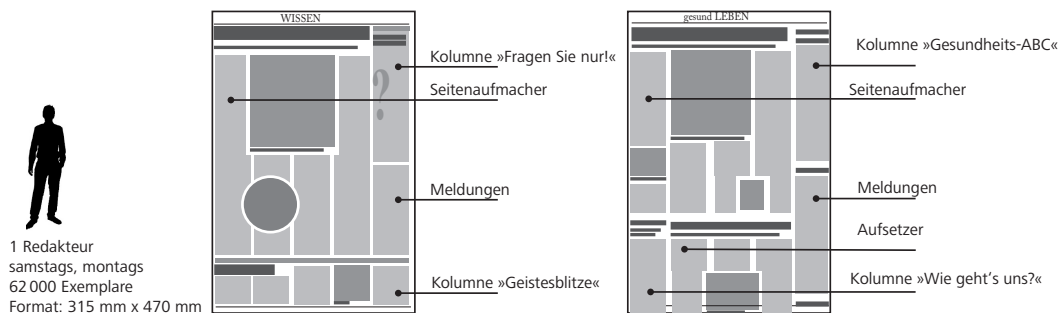


Abbildung 4.1: Die Wissenschaft der Badischen Zeitung im Profil. Eigene Darstellung.

Was ist über die Wissenschaftsseite bekannt? Eine regelmässige Wissenschaftsseite gibt es seit der Neugestaltung der Zeitung im Jahr 1998. Ein Redakteur der Wissenschaftsseite erhielt seitdem den »Publizistik-Preis der Stiftung Gesundheit«. Das Wochenendmagazin erhielt in mehreren Jahren den EUROPEAN NEWSPAPER AWARD. Täglich finden zwei Konferenzen in der Zeitung statt, um 11:30 Uhr und um 16 Uhr.

Die BADISCHE ZEITUNG beschäftigt einen Wissenschaftsredakteur. Die Wissenschaftsredaktion ist dem Ressort Reportage angegliedert, das auch die tägliche Reportagensseite (Seite Drei) und das Wochenendmagazin gestaltet. Der beobachtete Redakteur $\alpha 1$ ist verantwortlich für eine Wissenschaftsseite und eine Gesundheitsseite sowie mit einem Kollegen für das Wochenendmagazin.

Die Wissenschaftsseite ist Teil des achtseitigen Wochenendmagazins. Ihr Layout ist hoch standardisiert (Abb. 4.1). Zwei Kolumnen von freien Autoren bilden den Rahmen. Zwar erscheint die Seite samstags, sie wird aber schon am Donnerstag in den Druck gegeben. Gelegentlich orientiert sie sich an lokalen Ereignissen, so wenn ein in Freiburg geborener Mathematiker hundertsten Geburtstag hat. Zusätzlich betreut der Redakteur auch eine Gesundheitsseite, die montags erscheint. Der Redaktionsschluss ist sonntags. Das Layout der Gesundheitsseite ist ähnlich standardisiert mit zwei Kolumnen (Abb. 4.1). Al-

lerdings werden diese vom Redakteur selbst bestückt. Die BADISCHE ZEITUNG steht in der Stichprobe für eine regionale Zeitung mit kleiner Wissenschaftsredaktion, die wöchentliche Wissenschaftsseiten macht.

4.2 Profil der Berliner Zeitung

»Jeder, der sich für Wissenschaft interessiert, soll sie auch verstehen können.« (Berliner Zeitung [Geschichte], 2005). Das ist der Anspruch, den die Wissenschaftsredaktion der BERLINER ZEITUNG stellt. Seit 1996 erscheint eine Wissenschaftsseite, zur Zeit dienstags bis samstags. 2001 erhielt eine Mitarbeiterin den ›Georg-von-Holtzbrinck-Preis für Wissenschaftsjournalismus‹.

»Wenn irgendwo auf der Welt die Erde bebt, eine Seuche ausbricht oder ein Meteorit einschlägt, liefern die Wissenschaftsredakteure Hintergrundwissen – nicht nur auf der eigenen Seite [...], sondern auch in anderen Teilen der Zeitung.« (Berliner Zeitung [Geschichte], 2005, 42)

Wissenschaft in der Berliner Zeitung

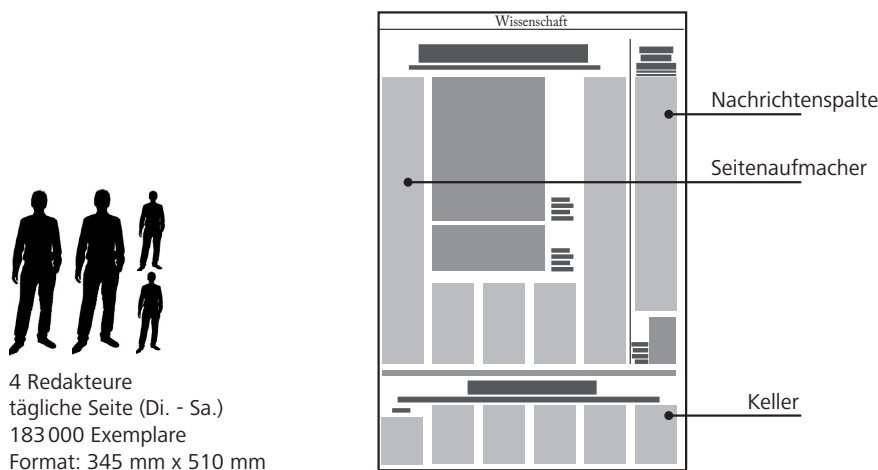


Abbildung 4.2: Die Wissenschaft der Berliner Zeitung im Profil. Eigene Darstellung.

Das ist ein sehr klares überregionales Profil der Wissenschaftsredaktion. »Mini-Washington-Post« nannte Erich Böhme die BERLINER ZEITUNG 2006 in einem Artikel für DIE ZEIT in Verweis auf einen von ihm selbst einmal formulierten Anspruch (2006). Böhme war bis 1994 Herausgeber der Zeitung. Der Anspruch wurde zwar relativiert, trotzdem begreift sich die Zeitung nicht als Lokal-, sondern als Hauptstadtzeitung mit »überregionaler Ausstrahlung« (B3,ß2-14). Die BERLINER ZEITUNG erscheint montags bis samstags, Verbreitungsgebiet ist eindeutig das Stadtgebiet Berlins. Die Auflage beträgt im ersten Quartal 2007 183.370 Exemplare (IVW, 2007).

Sie erscheint erstmals am 21. Mai 1945. Acht Jahre später wird sie dem Zentralkomitee der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands unterstellt. Nach der Wiedervereinigung Deutschlands positioniert sie sich als »kritisch, liberal und weltoffen« (Kapitza, 1997, 132). Es gibt mehrere Besitzerwechsel. Heute gehört sie zu neunzig Prozent der BV DEUTSCHE ZEITUNGSHOLDING, die im Besitz des Investors David Montgomery ist. Zehn Prozent halten einzelne Privateigentümer. Sie ist das größte Blatt unter den über

hundert Zeitungen des Investors. Nach Einstieg des Finanzinvestors gab es intern Unruhe. Die Zeitung hat seit September 2006 ein Redaktionsstatut. (BERLINER ZEITUNG, 2006B).

Die wechselvolle Geschichte spiegelt sich auch in wechselnden Positionierungen und verschiedensten Selbstbeschreibungen. Drei aktuelle Beschreibungen sollen das illustrieren. Gilt eine davon für die Wissensmacher? Im neu geschaffenen Redaktionsstatut findet sich die jüngste Selbstbeschreibung:

»Die BERLINER ZEITUNG ist eine Autorenzeitung mit Vollredaktion, das heißt, eine Tageszeitung, die sich durch eigene Autorenbeiträge auszeichnet und die eigene überregionale und regionale Ressorts hat.« (Berliner Zeitung [Redaktionsstatut], 2006).

Nach dieser Beschreibung wären auch die Wissensmacher vor allem Autoren. Eine deutlich anders akzentuierte Selbstbeschreibung wird in der Ausgabe zum 60. Jahrestag der Zeitungsgründung für die Leser formuliert:

»Heute ist die BERLINER ZEITUNG die junge, moderne und dynamische gesamtdeutsche Tageszeitung aus Berlin.« (Berliner Zeitung [Selbstdarstellung], 2006).

Das hat – außer dem Begriff ›Tageszeitung‹ – keine Überschneidungen mit der ersten Beschreibung, obwohl beide aus demselben Jahr sind. Machen die Wissensmacher also jungen, modernen und dynamischen Journalismus? Eine dritte Beschreibung gibt die Zeitung für Bewerber um ein Volontariat, wenn sie formuliert:

»Pluralistisch, liberal und unabhängig, geprägt von einem modernen Stil und einer attraktiven Aufmachung, hat die BERLINER ZEITUNG publizistisches Gewicht in ganz Deutschland.« (Berliner Zeitung [Volontariat]).

Das ist eine eindeutig politische Ausrichtung. Im selben Dokument wird aber deutlich, dass die Wissenschaft kein »Schwerpunkt-Ressort« der Zeitung ist (ibid.).⁴⁰ Dazu passt die Entwicklung: Die Stelle eines Wissenschaftsredakteurs wurde zum Jahresanfang gestrichen. Damit arbeiten vier Redakteure auf drei Stellen. Im Beobachtungszeitraum war die Stelle eines Wissenschaftsvolontärs öffentlich zur Bewerbung ausgeschrieben, eine in dieser Form einmalige Stelle in der deutschen Presse. Eine Reaktion auf die mangelnde Wahrnehmung in der eigenen Volontärs-Ausbildung?

Der BERLINER VERLAG gibt neben der BERLINER ZEITUNG auch die Boulevardzeitung BERLINER KURIER, ein wöchentliches Anzeigenblatt und ein Stadtmagazin heraus. Chefredakteur der BERLINER ZEITUNG ist Josef Depenbrock. Die BERLINER ZEITUNG steht in der Stichprobe für eine regionale Zeitung mit großer Wissenschaftsredaktion, die tägliche Wissenschaftsseiten macht.

4.3 Profil der Frankfurter Rundschau

»Eines ist gewiss: Auch künftig werden in den Labors und im Bildungswesen neue Erkenntnisse gewonnen. ›Wissen und Bildung‹ wird mit dabei sein und für Sie, die Leser der FRANKFURTER RUNDSCHAU, berichten.« (Globert et al., 2007). Die modernste Wissenschaftsseite erstellt während der Beobachtung die FRANKFURTER RUNDSCHAU. Die

40. Genannt werden »Berlin/Brandenburg, Kultur, Wirtschaft, Politik und Nachrichten.« (ibid.).

Zeitung hat gerade das Zeitungsformat halbiert – und gleichzeitig eine tägliche Wissenschaftsdoppelseite geschaffen (Abb. 4.3). Auf den Seiten direkt hinter der Meinungsseite erstellen vier Redakteure die Seiten unter der Rubrik ›Wissen und Bildung‹. Die Bildungsberichterstattung hat in der FRANKFURTER RUNDSCHAU traditionell eine gute Position.

Wissenschaft in der Frankfurter Rundschau

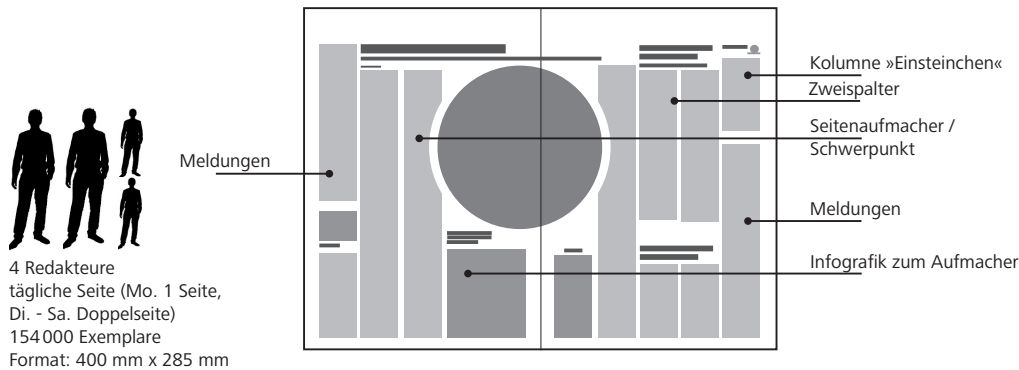


Abbildung 4.3: Die Wissenschaft der Frankfurter Rundschau im Profil. Eigene Darstellung.

Die FRANKFURTER RUNDSCHAU ist die zweitälteste deutsche Zeitung (Gäbler, 2002, 146). Die Angestellten DER FRANKFURTER RUNDSCHAU unterschreiben einen Anhang zum Anstellungsvertrag. Dort heißt es: »Ihre Grundhaltung ist sozial-liberal« (zitiert nach Flottau, 1980, 97). Im Jahr 1969 verleiht ihr KONKRET den Titel »der besten politischen Tageszeitung der Bundesrepublik« (zitiert nach Flottau, 1980, 102). »Wie keine andere Zeitung widmet sie sich ausführlich der Berichterstattung über die Dritte Welt und achtet dabei die Interessen der anderen Staaten.« (Gäbler, 2002, 164). In Gesprächen betonten die Wissenschaftsredakteure die Bedeutung der politischen Position für die tägliche Arbeit.

Nach finanziellen Schwierigkeiten gehört die FRANKFURTER RUNDSCHAU heute zur Hälfte dem Verlagshaus NEVEN DUMONT. Die der SPD gehörende Zeitungsholding DDVG hält vierzig Prozent der Anteile, die KARL-GEROLD-STIFTUNG zehn Prozent. Die FRANKFURTER RUNDSCHAU erscheint im DRUCK- UND VERLAGSHAUS FRANKFURT AM MAIN. Chefredakteur ist Uwe Vorkötter. Von montags bis samstags liegt ihre Verbreitung im ersten Quartal 2007 bei 153.644 Exemplaren (IVW, 2007)

In der Wissenschaftsredaktion arbeiten vier Redakteure. Eine Stelle wurde im Zuge der Umstellung auf tägliches Erscheinen in der Wissenschaftsredaktion neu geschaffen. »Das gibt uns die Chance, sowohl schnell und aktuell zu sein, als auch wie bisher einzelne Themen umfassend in Reportagen, Interviews und Service zu präsentieren.« (Globert et al., 2007). Die FRANKFURTER RUNDSCHAU steht in der Stichprobe für eine überregionale Zeitung mit großer Wissenschaftsredaktion, die tägliche Wissenschaftsseiten macht.

4.4 Profil der Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung

»Nach mehreren Workshops haben wir uns ein einfaches Ziel gesetzt: den besten Wissenschaftsteil in Deutschland zu machen.« (Albrecht, 2006, 49). Diesen Anspruch aus der Gründungszeit hat die Redaktion der FRANKFURTER ALLGEMEINEN SONNTAGSZEITUNG bis heute. Die Zeitung erhielt den EUROPEAN NEWSPAPER DESIGN AWARD 2002 bis 2005 unter anderem für die Gestaltung des Wissenschaftsteils. Eine auffällige Besonderheit ist die monothematische Doppelseite, die jede Woche in der Mitte der Wissenschaft erscheint. Die Doppelseite hat den »Anspruch eines Lehrbuchs [...] auf dem neuesten Stand« (Albrecht, 2006, 54) zu sein.

Wissenschaft in der Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung

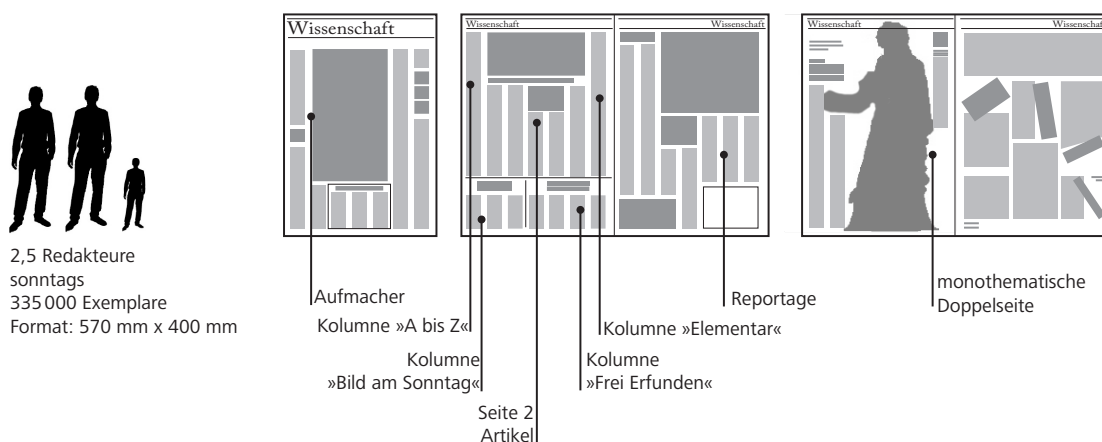


Abbildung 4.4: Die Wissenschaft der Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung im Profil. Eigene Darstellung.

»Die ausschlaggebende Mehrheit« (FAZ, 2006, 7) der FAZ GMBH gehört der FAZIT-STIFTUNG. Dies sichere »unwiderruflich die Unbeeinflussbarkeit« (FAZ, 2006, 7). Die FAS hat keinen Chefredakteur. Sie wird von fünf Herausgebern verantwortet. Leiter der Politik-Redaktion ist Volker Zastrow. Im selben Verlag erscheint montags bis samstags die FRANKFURTER ALLGEMEINE ZEITUNG. Von dieser ist die SONNTAGSZEITUNG redaktionell unabhängig. Während die Grafikabteilungen getrennt sind, teilen sich beide Zeitungen beispielsweise die Infografik-Redaktion und das Intranet. Die Verbreitung der gedruckten Ausgabe betrug im ersten Quartal 2007 im Durchschnitt 335.151 Exemplare (IVW, 2007).

Die Vorgängerin der SONNTAGSZEITUNG ist die im Rhein-Main Gebiet erhältliche Sonntagsausgabe der FAZ. Die FRANKFURTER RUNDSCHAU beschreibt die Funktion der Vorgängerin »als herausgeberisches Zentralorgan noch rechts vom Hauptblatt.« (Hebestreit, 2001). Seit dem 30. September 2001 erscheint die SONNTAGSZEITUNG bundesweit mit einem vollkommen anderen Konzept. Dieses Jahr kann also als eigentliches Gründungsjahr gesehen werden. »Eine gut geschriebene, flockige, sehr dicke Zeitung«, nennt sie Herbert Riehl-Heyse zum Start. Sie unterscheide sich »dramatisch [...] von der Alltags-

zeitung der FAZ« (2001). Besonders goutiert er die Wissenschaft, die »guten, einfallsreichen Journalismus« biete.

Die Darstellung erfolgt nach Verlagsangabe »[...] oft in einer Weise, die entweder verblüfft oder zum Schmunzeln verführt oder unbedingt archiviert werden muß.« (FAZ, 2006, 9). Sie richtet sich an den »Bäckermeister aus Groß Gerau« wie an das »Juristenehepaar«. (Albrecht, 2006, 44).

Mit der FRANKFURTER ALLGEMEINEN SONNTAGSZEITUNG sind die Kurzprofile komplett. Sie steht in der Stichprobe für eine überregionale Zeitung mit kleiner Wissenschaftsredaktion, die wöchentliche Wissenschaftsseiten macht. Welche Auswirkungen die unterschiedlichen Profile haben, wird im nächsten Kapitel mit den empirischen Daten der Beobachtung untersucht.

5 Handeln im Überblick

5.1 Übersichtsdaten zum Ressort Wissen

5.1.1 Eckdaten

»There is all the difference between a sporadic plunging into the company of natives, and being really in contact with them.« (Malinowski, 1922, 7). So beschreibt Malinowski 1922 seine Reise zu den Argonauten des westlichen Pazifiks. 85 Jahre später geht meine Reise zu den Wissenschaftsjournalisten, den Argonauten der deutschen Presse. Es gilt zu berichten vom Kontakt mit Redakteuren an der Grenze des Wissens, von Redaktionsräumen, die zu Forschungszwecken nie ein Kommunikationswissenschaftler länger als für ein Leitfadengespräch betreten hat.⁴¹ Erwartet uns ein wilder, technikfeindlicher Stamm von Journalisten? Eröffnen sich hinter den Redaktionstüren die geheimen Laboren der deutschen Presse?

Der Ureinwohner-Vergleich ist kaum übertrieben, so überraschend ist die Realität und so vielschichtig das Feld, das sich nach 18 Tagen unter den Wissensmachern eröffnet. Sie entsprechen keinem gängigen Klischee der Literatur. Im folgenden Kapitel wird ein Überblick über das Datenmaterial gegeben. Im Anschluss wird die Spezifik der Redaktionen analysiert. Das ist Grundlage für die in Kapitel 6 vorgenommene Analyse der Programme des Wissenschaftsjournalismus.

Die Sozialisation der Redakteure in der Untersuchung ist erstaunlich einheitlich; neun der elf Redakteure haben ein Studium plus Volontariat⁴². In zwei Fällen war beides verbunden, sonst folgte das Volontariat auf ein Fachstudium. Die überwiegende Zahl der Teilnehmer hat also eine journalistische Ausbildung. Zwei Redakteure der FRANKFURTER ALLGEMEINEN SONNTAGSZEITUNG haben nur ein Fachstudium, beide allerdings mit anschließender Promotion. Die Wissenschaftsredakteure haben damit ein hohes formales

41. Zumindest finden sich dafür in der rezipierten Literatur keine Anhaltspunkte.

42. In einem Fall eine volontariatsähnliche Ausbildung.

Ausbildungsniveau (B4.2). Allerdings nicht unbedingt im naturwissenschaftlichen Bereich: Unter den elf Redakteuren befinden sich nur zwei klassische Naturwissenschaftler. Damit fällt ein erstes Vorurteil über Mr. Science: Das des Wissenschaftlers im journalistischen Gewand.

Obwohl im Leitfadengespräch nicht explizit danach gefragt wird, machen fünf Redakteure Aussagen zur Arbeitszufriedenheit. In allen Fällen ist die Zufriedenheit hoch. Die Journalisten sind sowohl zufrieden mit ihrer eigenen Tätigkeit als auch mit dem Produkt (B4.6). Die geringe Größe des Ressorts wird dabei als positiver Faktor genannt. Die hohe Identifikation könnte damit zusammenhängen, dass viele Redakteure die Entwicklung der Wissenschaftsseite – zumindest in der aktuell erscheinenden Form – miterlebt haben. So sind in die Gestaltung ihre eigenen Vorstellungen eingeflossen. Das gilt für die FRANKFURTER RUNDSCHAU in besonderem Maß, da diese nur wenige Tage zuvor im Tabloid-Format (Abb. 4.3) neu gestaltet erschienen ist.

Auch haben die Redakteure hohe Gestaltungsfreiheit. Redakteur α_1 entscheidet in der BADISCHEN ZEITUNG selbst welche Themen auf die Seiten kommen. Die Redaktion der FRANKFURTER ALLGEMEINEN SONNTAGSZEITUNG hat hohe Autonomie. Und die Redaktion der BERLINER ZEITUNG gewinnt Gestaltungsfreiheit durch ihr hohes internes Ansehen. In den Leitfadengesprächen wird nie geäußert, etwas nicht schreiben zu dürfen. Einzig der Zwang wegen aktueller Ereignisse etwas schreiben zu müssen, wenn die Nachrichtenredaktion dies fordert, wird oft negativ benannt (B4.6). Die Arbeitszufriedenheit spiegelt sich in den längeren Arbeitszeiten und geringen Pausenzeiten wieder: Um eine höhere Zufriedenheit mit dem eigenen Produkt zu erreichen, wird freiwillig länger gearbeitet. Kein Redakteur sieht seine Arbeit als ›nine-to-five job‹.

5.1.2 Arbeitsgeschwindigkeit

In der Detailauswertung wird zwischen **häufigkeits- und zeitbasierter Auswertung** unterschieden. Tätigkeiten können häufig auftreten, aber sehr kurz sein. Ein Beispiel ist die häufige, aber kurze Suche mit einer Suchmaschine. Ein Telefon-Interview wird seltener vorkommen, dafür wahrscheinlich länger sein. Beide Maße sind für den journalistischen Arbeitsprozess aussagekräftig. Die folgende Auswertung analysiert Dauer *und* Frequenz der Handlungen und ermöglicht dadurch ein genaueres Bild (Quandt, 2005, 249). Ein drittes Maß ist die gefühlte Bedeutsamkeit einzelner Handlungen. Sie kann von diesen Daten abweichen und wird durch die Leitfadengespräche ergänzt.

Wie schnell und wie viel arbeiten Wissenschaftsredakteure? Jede Handlung der zehn Redakteure wird je einen Tag detailliert codiert (Quandt, 2005, 262). Dabei werden 34 Codes für Beobachtungen vergeben, von 45 im Codebuch vorgesehenen. Das spricht für ein breites Spektrum von Handlungen im Wissenschaftsjournalismus.

Durchschnittliche Arbeitszeit und Handlungsfrequenz

Redaktion	tägl. Arbeitszeit in h	Handlungen / Arbeitstag	Handlungen / h
Badische Zeitung (1 Tag)	9:55	144	14,52
Berliner Zeitung (3 Tage ø)	8:27	162	19,17
Frankfurter Rundschau (4 Tage ø)	9:23	176	18,76
FAS (2 Tage ø)	9:00	157	17,44
ø-Redakteur (Redaktionen gleich gewichtet)	9:11	160	17,47

Tabelle 5.1: Die durchschnittlichen Arbeitszeiten und Handlungsfrequenzen an den standardisiert erhobenen Tagen inkl. Pausen. Die ausgewählten Tage sind nicht repräsentativ (N = 1649 Handlungen).

Der durchschnittliche Wissenschaftsredakteur in der Untersuchung tätig während einer Arbeitszeit von gut neun Stunden 160 Handlungen (Tab. 5.1). Das entspricht einem Stundenschnitt von 17,47 Handlungen. Die einzelnen Redaktionen sind sehr nah beieinander. Die Spannweite zwischen der BADISCHEN ZEITUNG mit 14,5 und der BERLINER ZEITUNG mit 19 Handlungen pro Stunde ist klein. Der Stundenschnitt liegt auf einem Niveau. Das zeigt sich deutlich im Vergleich mit Online-Redaktionen. Dort ermittelt Quandt mit einem ähnlichen Instrumentarium knapp 32 Handlungen pro Stunde (2005, 252).

Die Redakteure der beiden wöchentlichen Produkte, der BADISCHEN ZEITUNG und der FRANKFURTER ALLGEMEINEN SONNTAGSZEITUNG, haben eine erwartungsgemäß niedrigere Handlungsfrequenz als die Ressorts mit täglicher Seite. So hat die BERLINER ZEITUNG mit den kürzesten Arbeitstagen den höchsten Handlungsumsatz.

Diese Werte haben Gemeinsamkeiten mit denen anderer Journalisten. Auch wenn Wissenschaftsjournalisten nur halb so viele Handlungen wie Netzjournalisten machen, ist die sich daraus ergebende durchschnittliche Handlungsdauer von 3:26 min gering. Quandt gibt für Netzjournalisten 2:14 min an (Quandt, 2005, 252), Altmeppen für Hörfunkjournalisten 4:08 min (1999, 115), Lublinski für Wissenschaftsjournalisten im Hörfunk sogar 4:42 min (Lublinski, 2004, 240). Das bedeutet, das Handeln im Wissenschaftsjournalismus in der Zeitung ist schneller als das im Radio. Die Handlungen von Wissenschaftsjournalisten dauern aber länger als die des ›normalen‹ geschriebenen und gesendeten Journalismus. Leider liegen keine Vergleichs-Werte für den Tageszeitungsjournalismus vor.

Diese Daten sind natürlich nur bedingt dazu geeignet, die tatsächliche Arbeitsbelastung zu erfassen. Auch lässt sich an ihnen nur eingeschränkt die Arbeitsgeschwindigkeit ablesen, da die Produktivität nicht erfasst wird (Quandt, 2005, 252). Mit Ausnahme von Redakteur α1 hat in der Beobachtungszeit kein am jeweiligen Tag beobachteter Redakteur Außentermine wahrgenommen.

Welches sind die **Kernhandlungen** des Wissenschaftsjournalismus? Das ist eindeutig. Die fünfzehn häufigsten Handlungen ergeben 92 Prozent der Gesamthandlungshäufig-

keit (Tab. 5.2). Dabei ist Sammeln im Netz die häufigste Tätigkeit in der Beobachtungszeit. Die FRANKFURTER ALLGEMEINE SONNTAGSZEITUNG hat hier einen sehr hohen Wert, da zufällig zwei Recherchetage beobachtet werden. Direkt danach folgen Einzelgespräche als häufigste Handlung. Netzrecherche und Einzelgespräche machen zusammen schon ein Drittel der Handlungen der Journalisten aus. Sie sind mit deutlichem Abstand die häufigsten Handlungen. Die Eigentext-Bearbeitung konnte an den standardisierten Beobachtungstagen in zwei Redaktionen überhaupt nicht festgestellt werden. In den beiden wöchentlichen Produkten ist Lesen ausgeprägt, in den beiden täglichen Redaktionen eher unwichtig.⁴³

Häufigkeitsanteil am Gesamthandeln

Handlung	Badische Zeitung (%)	Berliner Zeitung (%)	FR (%)	FAS (%)	Ø-Redaktion (%)
Sammeln im Netz	11,1	13,8	14,8	34,4	17,9
Einzelgespräch	10,4	14,6	24,3	8,6	17,2
E-Mails durchsehen	5,6	10,1	9,5	8,6	9,2
Anruf tätigen	13,2	12,6	4,8	5,7	8,0
Lesen	13,2	4,1	4,4	12,4	6,6
Fremdtext umarbeiten	2,1	12,2	6,1	–	6,4
Ortswechsel	4,9	5,6	5,3	6,4	5,5
Planung	6,3	3,1	3,7	4,8	3,9
E-Mails schreiben	2,1	2,9	3,7	6,4	3,8
Anruf annehmen	6,9	4,1	2,7	1,3	3,2
Artikel ausstatten	0,7	4,7	3,1	0,3	2,8
Gegenlesen	–	1,9	3,9	–	2,2
Textproduktion	11,8	–	1,8	1,9	2,2
Notizen	–	2,3	1,3	3,5	1,9
Eigentext umarbeiten	2,1	–	2,6	–	1,3
(Sonstige)	9,6	8,0	8,0	5,7	7,9
Total	100,0	100,0	100,0	100,0	100,0

Tabelle 5.2: Die Häufigkeit verschiedener journalistischer Handlungsweisen im Vergleich der Redaktionen. Die Angaben sind Prozentuale Teile am Gesamthandeln der jeweiligen Redaktion. Aufgeschlüsselt sind nur die fünfzehn häufigsten Handlungen im Gesamtdatensatz (nicht gewichtet). Die Erhebung ist nicht repräsentativ (N = 1642 Handlungen).

Der Status des Ressorts Wissen in der Zeitung ist hoch (B4.4). Dies wird auch in allen Redaktionen bestätigt. Das Selbstverständnis wird aber weniger durch den Zuspruch der Kollegen, als über den Leser gebildet. Das hohe Leserinteresse an Wissenschaft ist ein Pfund, mit dem gewuchert wird. So wird auf die Frage nach dem Ansehen des Ressorts

43. Hier ist auch eine Verzerrung sichtbar: Dadurch, dass die tagesaktuell arbeitenden Ressorts in dieser Untersuchung auch die größeren Ressorts stellen, nehmen sie sieben von zehn Beobachtungstage des Gesamthandelns ein. Dadurch ist der Durchschnittswert aller Redaktionen für Lesen geringer als in einer nach Redaktionen gleichgewichteten Auswertung.

häufig der Hinweis genannt, dass das Ressort in Leserbefragungen gut abgeschnitten hat (B4.5). Eine Untersuchung von Blöbaum zeigt, dass freie Wissenschaftsjournalisten das Interesse der Leser sogar noch höher einschätzen als die Redakteure (Blöbaum et al, 27).

»Wir sind so ein bisschen die Außergewöhnlichen«, sagt ein Redakteur der BERLINER ZEITUNG (B4.3). Er weist damit auf einen Grund hin, sich über die Leser zu definieren. Denn das Ressort hat in vielen Zeitungen noch immer einen »Exotenstatus« (B4.3) und gilt – noch? – nicht als klassisches Ressort (vgl. BERLINER ZEITUNG [Volontariat]). Wissen ist ein operativ geschlossenes Ressort. Die Grenzen zu den anderen Ressorts sind klar definiert: Die Grenze zu Politik, Wirtschaft und Feuilleton wird deutlich wahrgenommen (B4.9). Sie wird als »Artgrenze« beschrieben (B5.12r). Überschneidungen werden vermieden. Eine besondere Abgrenzung gibt es zum Lokalen.

Die Wissensmacher schreiben auch für andere Zeitungsteile, manche regelmäßig, andere selten (B4.7). Insbesondere für Kommentare und Hintergrund-Informationen ist die Expertise der Wissensmacher gefragt. Dies ist aber ein Verhältnis in eine Richtung. Kollegen aus anderen Ressorts schreiben nicht oder nur in Ausnahmefällen auf den Wissenschaftsseiten (B4.8). Auch die Korrespondenten der Zeitungen spielen nur eine sehr geringe Rolle. Das Ressort ist also hochgradig geschlossen.

Es wird im Feld ein großes Interesse an den anderen erforschten Wissenschaftsredaktionen geäußert (B5.9x). Deren Produkte werden aber kaum bis gar nicht wahrgenommen: Zwar gehört Lesen zu den häufigsten Handlungen (Tab. 5.2). Es wird aber kein gegenseitiges Lesen der untersuchten Zeitungen gesehen. Offenbar sind keine Leitmedien in der Stichprobe – mit Ausnahme der FRANKFURTER ALLGEMEINEN SONNTAGSZEITUNG. Da sie am Sonntag erscheint, wird das Lesen zwar nicht beobachtet, ihre Inhalte werden aber häufiger erwähnt.

In den Redaktionen habe ich die gleichen Programme gefunden, obwohl die Redaktionen voneinander unabhängig sind. Aus dem Gesamtdatensatz lassen sich einige allgemeine Aussagen ableiten. Das Handeln im Wissenschaftsjournalismus ist schnell und kleinteilig. Wissenschaftsjournalismus findet fast ausschließlich in den Redaktionsräumen statt. Diese Ergebnisse sind vergleichbar mit denen des Online-Journalismus (Quandt, 2005, 261). Zur übersichtlichen Darstellung des Handlungs-Spektrums wird das beobachtete Handeln in sechs Kategorien zusammengefasst: Sammeln, Darstellen, medienvermittelte Kommunikation, Kommunikation und Koordination, Produktion, Sonstige. Die Kategorien gehen in ihrer Logik auf die identifizierten Programme (Kap. 2.2) zurück und orientieren sich am Auswertungsinteresse.⁴⁴

44. Die sechs Kategorien bilden sich entsprechend den Codes im Codebuch (A.2) wie folgt: 1. Suche, Sammeln, Recherche Interview (Codes 10-19), 2. Text, Schreiben (30-39), 3. medienvermittelte Kommunikation (70-79), 4. Kommunikation und Koordination (60-69, 83, 84), 5. Produktion (50-59), 6. Sonstiges (80-82, 85-89, 90-99).

Wie Tabelle 5.3 zeigt, haben die 1642 codierten Handlungen eine Gesamtdauer von über neunzig Stunden.⁴⁵ Der Datensatz ist nicht so umfangreich wie der von Quandt, der 10.826 Handlungen mit einer Dauer von 405 Stunden (2005, 263) codiert hat. Er bietet aber eine gute Basis, das Ressort Wissen zu beschreiben. Die durchschnittliche Dauer der Handlungen zeigt Unterschiede zwischen den verschiedenen Handlungskategorien. Handlungen zur Darstellung beanspruchen im Mittel sehr viel mehr Zeit als medienvermittelte Kommunikation. Für die Arbeit an einem Text werden im Mittel sechs Minuten aufgebracht, während eine Recherchehandlung zwei Minuten dauert. Die durchschnittliche Handlung eines Wissenschaftsredakteurs liegt dazwischen. Sie dauert 3:17 min.

Handlungskategorien – Anteil am Gesamthandeln

Handlungskategorie	Ø t (h)	Stnd. Abw. (h)	N Anzahl	Anteil N (%)	Summe t (h)	Anteil t (%)
Sammeln Suche, Recherche	0:02:05	0:02:44	416	25,3	14:28:44	16,0
Darstellen Text, Schreiben, Redigieren	0:06:05	0:07:30	242	14,7	24:32:50	27,2
Medienvermittelte Kommunikation	0:02:54	0:05:47	413	25,2	20:03:57	22,2
Kommunikation, Koordination	0:03:03	0:06:20	377	23,0	19:11:58	21,3
Produktion	0:02:55	0:03:32	54	3,3	2:38:15	2,9
Sonstige	0:04:00	0:09:42	140	8,5	9:20:30	10,3
Gesamt	0:03:17	0:06:08	1642	100,0	90:16:14	100,0

Tabelle 5.3: Häufigkeit und Zeitanteil der Handlungen nach Kategorien im Datensatz (Basis: N = 1642 Handlungen, t = 90:16:14 h).

Allerdings ist die zeitliche Streuung sehr hoch, es gibt also sehr kurze und sehr lange Handlungen derselben Kategorie. Das ist aus der Alltagserfahrung nicht ungewöhnlich und findet sich in dieser Form auch in der Untersuchung Quandts (2005, 263). Es gibt eben kurze und lange Telefonate, einfache und komplexere Recherchevorgänge. Herausragend ist die Länge der Schreibhandlungen. Während Online-Journalisten nur 3:08 min lang Text produzierten (Quandt, 2005, 263), sind die Abschnitte der Wissenschaftsjournalisten mit 6:05 min fast doppelt so lang.

Je ein Viertel aller Handlungen sind Sammelhandlungen, medienvermittelte Kommunikation und Kommunikation (Tab. 5.4). Der Darstellung gelten nur 15 Prozent der Handlungen. Sie ist damit zwar selten, aber lang. Nur drei von hundert Handlungen sind Produktionstätigkeiten. Die Produktion selbst nimmt damit einen erstaunlich geringen Raum im Alltag der Wissensmacher ein.

45. Inklusive der Störzeit für die Leitfadengespräche.

Häufigkeit der Kategorien

Kategorien	Badische Zeitung (%)	Berliner Zeitung (%)	FR (%)	FAS (%)	o-Redaktion (%)
Sammeln	25,7	18,2	19,5	49,2	25,3
Darstellen	16,7	19,4	15,1	5,8	14,7
medienvermittelte Kommunikation	28,5	31,6	21,3	22,4	25,2
Kommunikation	16,7	20,0	30,5	13,4	23,0
Produktion	2,1	2,3	5,7	–	3,3
Sonstige	10,4	8,5	7,8	9,3	8,5
Gesamt	100,0	100,0	100,0	100,0	100,0

Tabelle 5.4: Häufigkeitsanteile der Handlungskategorien am Gesamthandeln in % (Basis: Badische Zeitung N = 144; Berliner Zeitung N = 484; Frankfurter Rundschau N = 701; Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung N = 313; Gesamt N = 1642).

5.1.3 Besonderheiten des Wissenschaftsjournalismus

Was macht die Arbeit von Wissenschaftsjournalisten besonders? Über die kennzeichnenden Merkmale der eigenen Arbeit herrschen verschiedene Meinungen. In der Auswertung konnten 44 verschiedene Merkmale identifiziert werden, die als Besonderheiten des Wissenschaftsjournalismus in Frage kommen (B4.10). Diese werden in die Bereiche themenspezifische, in der Arbeitsweise liegende, darstellungsspezifische und in den Lesern liegende Besonderheiten gegliedert.

Unter **themenspezifischen Besonderheiten** wird das größere Themenspektrum genannt, die Behandlung zeitloserer Themen und dass die Themen tendenziell ›grundlagiger‹ seien. Eine Definition über die Fachgebiete, etwa Naturwissenschaft, fand sich nicht. Insofern sind die geäußerten Beschreibungen eher auf die Auswahl aus dem Themenfeld gerichtet als auf konkrete Themen selbst.

Hinzu tritt die Beschreibung **anderer Arbeitsweisen**, die in dieser Arbeit stärker im Vordergrund stehen. Hier wird von Redakteuren eine spezifische Herangehensweise beschrieben, die die Besonderheit von Wissenschaftsjournalismus ausmache. Auch die Quellen sind vielfältiger, mehr und tendenziell komplizierter als im übrigen Journalismus. Die eigene Arbeitsweise beschreiben Wissenschaftsjournalisten als gründlicher.

Dies setzt sich in der Charakterisierung der **besonderen Darstellung** fort, die als ›mehr in die Tiefe gehend und das Detail betrachtend‹ beschrieben wird (Kap. 6.3). Ob diese Darstellung eher magazinig ist, darüber herrscht Uneinigkeit. Einmal wird ein spezieller **Leserkreis** »wie auf der Sportseite« als Besonderheit genannt (B4.10). Dass das nur einmal genannt wird, deutet darauf hin, dass sich die Wissenschaftsredakteure in der Mehrzahl nicht an ein wissenschaftlich interessiertes Teilpublikum unter den Lesern wenden (genauer Kap. 6.2.3).

Eine weitere Besonderheit ist, dass sich auf den Wissenschaftsseiten eher selten Anzeigen finden. Das ist den Redakteuren bewusst: »Hoffentlich entdecken uns nicht die Anzeigenkunden« (B4.5a0), sagt ein Redakteur. Anzeigen sind also *kein* Grund, dass sich das

Ressort in der Zeitung etablieren konnte.⁴⁶ Auf Werbeanrufe wird deutlich ablehnend reagiert (B5.1s, B5.6t21).

Eine einheitliche **Definition** des Wissenschaftsjournalismus ist im Feld der Wissenschaftsredakteure selbst nicht festzustellen. Ist das ein Problem für die vorgenommene Arbeitsdefinition (Kap. 3.1)? Sie wird von den Befragten nicht verwendet, um das eigene Tun zu beschreiben. Trotzdem beschreiben sich alle nach dieser Definition ausgewählten Redakteure als Wissenschaftsjournalisten. Die gewählte Arbeitsdefinition erfasst genau dieses Zuschreibungsproblem. Sie war daher für die explorative Studie ausreichend offen, aber den Gegenstand erfassend gewählt. Die vielen genannten Besonderheiten wiederum lassen darauf schließen, dass es sich beim Wissenschaftsjournalismus tatsächlich um einen eigenen Bereich handelt.

5.1.4 Verhältnis zur Wissenschaft

Die Wissenschaft ist die Umwelt, auf deren Verarbeitung das Ressort spezialisiert ist (Altmeppen, 1999, 22). Ohne Umwelt fehlt dem System ein Problem (Rühl, 1968, 36). Doch welches Verhältnis zur Wissenschaft prägt den wissenschaftsjournalistischen Alltag? In den Leitfadengesprächen wird der Bezug zur Wissenschaft auf verschiedene Weise herausgestellt (B4.24). Den Wissenschaftlern werden von den befragten Redakteuren zehn verschiedene Funktionen zugeschrieben: Wissenschaftler als Quelle, Wissenschaftler machen auf Themen aufmerksam, sind aber keine Ideengeber, sie liefern Expertenwissen und ordnen ein. Wissenschaftler sind auch Fakten-Checker und Zitatgeber, geben Einordnung und neue Impulse, sie geben Feedback und sind prominente Autoren (B4.24). Diese vielfältigen Funktionen machen deutlich, wie bedeutsam der Bezug auf das Wissenschaftssystem für das Ressort Wissen ist. In allen Redaktionen wird der Kontakt zu Wissenschaftlern als »wichtig« eingeschätzt (B4.24).

Die wissenschaftlichen Erkenntnisse sind wichtig, der Erkenntniswert dient als Aufhänger (B4.24). Acht der elf Redakteure vertreten die Meinung, dass das Ressort Wissen keine *wissenschaftliche* Selektion unternimmt. So sagt Redakteur δ_2 : »Sie müssen ja auch auswählen. Sie haben ja in der Woche fünfzig Wissenschaftler die Ihnen sagen, ich habe etwas radikal Neues gefunden.« (B3.82-18). Die Selektivität ihrer Auswahl ist den Redakteuren also bewusst (B5.6t18). Die Auswertung der Beobachtung zeigt, nach welchen Programmen diese Auswahl erfolgt (Kap. 6.2). »Naja, wenn man ehrlich ist, ist der Unterhaltungswert der wichtigere«, sagt Redakteur γ_1 (B3.71-39).

An den standardisierten Beobachtungstagen werden zwanzig Kontakte mit Wissenschaftlern codiert, davon sechzehn Telefonate. Der Kontakt hat eine Gesamtdauer von 3:52 h, das durchschnittliche Gespräch dauert über elf Minuten (N = 20). Damit gehört die Kommunikation mit Wissenschaftlern zu den längsten Handlungen, was für ihre Wichtigkeit spricht. Sie dauert im Durchschnitt fast dreimal solange wie die Durchschnitts-

46. Ein weiteres Indiz ist, dass die anzeigenreichen »Reise-, Auto- und Immobilienteile« (Illinger, 2005) weiterhin randständig sind.

handlung. Allerdings hat jeder Redakteur am Tag »nur« zwei Kontakte mit Wissenschaftlern. Auch Pressesprecher von wissenschaftlichen Institutionen werden dabei als Wissenschaftler erfasst. Wissenschaftler spielen unter den externen Quellen die wichtigste Rolle. Webseiten von Forschungseinrichtungen gehören zu den wichtigsten Ressourcen (Tab. 5.10). Der Anteil am Gesamthandeln ist eher niedrig. Deutlich wird, dass das Verhältnis zur Wissenschaft auch eine Frage der inhaltlichen Bedeutung dieser Kommunikation ist. Welche Stellung die Wissenschaft in den Arbeitsabläufen der einzelnen Redaktionen hat, zeigt das folgende Kapitel. Dort werden die vier Redaktionen und ihre Eigenheiten dargestellt. Ich folge der Reihenfolge der Kurzprofile und beginne mit der BADISCHEN ZEITUNG.

5.2 Spezifik der Redaktionen

5.2.1 Redaktion Badische Zeitung

»Sie ist Ansprechpartner für aktuelle Berichterstattung, wenn Bedarf ist, also wenn die Nachrichtenlage dementsprechend ist.« (B3.α1-2). So beschreibt Redakteur α1 die Funktion der Wissenschaftsredaktion in der BADISCHEN ZEITUNG. Und diese Selbstbeschreibung trifft für die beobachtete Woche genau zu. Der Wissenschaftsjournalismus der BADISCHEN ZEITUNG ist durch bedarfsorientierte vielfältige und zahlreiche Aufgaben gekennzeichnet. Die folgende Analyse ergänzt die vier Kurzprofile der Redaktionen aus Kapitel 4. Die beständigen Faktoren des Redaktionsumfelds, das für jede Redaktion spezifisch und durch die Leitfadengespräche und die Beobachtertagebücher dokumentiert ist, wird im Folgenden dargestellt.

Redakteur α1 ist der einzige Wissenschaftsredakteur der BADISCHEN ZEITUNG. Die Wissenschaftsredaktion ist im Ressort Reportage angesiedelt. Vier Redakteure erstellen auch die tägliche Reportageseite (Seite Drei) und gestalten das Wochenendmagazin. Das Ressort hat seine Büros zwischen Newsroom und Chefredakteur, also an zentraler Stelle innerhalb der Redaktion. Der beobachtete Redakteur α1 ist verantwortlich für eine wöchentliche Wissenschafts- und eine Gesundheitsseite. Er entscheidet **eigenverantwortlich** über die Themen der zwei Seiten, vergibt Aufträge an freie Journalisten und schreibt. Dazu koordiniert er vier Seiten des Wochenendmagazins. »Regelmäßig« (B3.α1-4) schreibt er Beiträge für andere Ressorts. Oft kommen diese auf ihn zu, mit dem Auftrag Meldungen und Kommentare zu schreiben. Oder sie bitten ihn einen Autoren zu beauftragen, beispielsweise für ein Interview mit einem Klimaforscher. Darüber hinaus wird α1 auch in fachlichen Fragen konsultiert. Beobachtet wird die Anfrage, wie ein Artikel zum Thema Stammzell-Therapie des Panorama-Ressorts bebildert werden könne. Dazu macht α1 mehrere Vorschläge. Die Wissenschaftsredaktion hat also durchaus die Funktion als »Lexikonredaktion« (Wormer, 2006a, 10). Eine andere Anfrage erfolgt, weil α1 im Besitz des STATISTISCHEN JAHRBUCHS ist.

Der Redakteur teilt sich sein Büro mit einem Volontär. Der **Arbeitsplatz** von Redakteur α1 ist neben Computer und Telefon mit einem Fernseher ausgestattet. Im Büro stehen

naturwissenschaftliche Nachschlagewerke, insbesondere Lehrbücher der Biologie, Chemie und Medizin. αI pflegt selbst verschiedene Hand-Archive, auf die er regelmäßig zurückgreift: Eine thematische Hängeregistratur, einen Ordner mit den erschienenen eigenen Seiten, sowie einen Ordner mit ausgewählten Wissenschafts-Seiten anderer Zeitungen. Hinzu kommt ein persönliches elektronisches Archiv. Die Themenplanung findet an einer Magnet-Wand statt.

In der Beobachtungswoche recherchiert αI zum Thema Doping-Skandal im Radsport, schreibt einen Kommentar zum Thema Organspende, verfasst eine Nachricht zu einer Salmonellen-Epidemie, trifft sich mit einem Informanten und einem Patienten, führt ein persönliches und ein Telefoninterview mit Wissenschaftlern und erstellt zwei Zeitungsseiten, die fast vollständig mit eigenen Texten bestückt sind. Insgesamt erstellt er in dieser Zeit neun eigenrecherchierte journalistische Texte im Umfang von insgesamt 20.500 Zeichen (inklusive Leerzeichen). Das entspricht etwa 570 Zeitungs-Zeilen. Das ist eine beachtliche Menge. Im Durchschnitt der vier beobachteten Tage arbeitete der Redakteur zehn Stunden und 45 Minuten ($N = 4$ Tage, inklusive Pausen)⁴⁷. Mittagspause machte er an zwei der vier Tage. Beobachtet werden nur vier von sechs Arbeitstagen der Woche. Sowohl am Feiertag vor der Beobachtung wie am folgenden Sonntag arbeitete αI . Ein Tag wird mittels standardisierter Beobachtung voll erhoben. Es werden in fast zehn Stunden 144 Handlungen codiert (Abb. 5.1).

Die Möglichkeit, dass die Seiten nicht erscheinen, ist hoch. Denn beide Seiten hängen stark an der Person αI . Die Beobachtungswoche in der BADISCHEN ZEITUNG ist ereignisreich. Drei Ärzte des örtlichen Universitätsklinikums werden vom Dienst suspendiert, weil sie zugegeben haben, Sportlern Dopingmittel verabreicht zu haben. Das Ereignis findet bundesweit Beachtung. Dieser Skandal vor der Haustür ist eine Herausforderung für die Lokalzeitung. Einerseits hat sie hohe Kompetenz, über das lokale Geschehen zu berichten. Andererseits versagen übliche Recherchemuster, beispielsweise der Rückgriff auf lokale Experten (Springer, 2006, 99). Die kritische Behandlung eines sensiblen lokalen Wissenschaftsthemas ist Neuland. Die Universität ist für die Wissenschaftsseite ein wichtiger Partner. Andererseits ist der Fall Gesprächsthema in der Stadt. Der Chefredakteur weist die Mitarbeiter an, »zweihundert Prozent sauber« journalistisch zu arbeiten.

Auch innerhalb der Redaktion gibt es heftige Diskussionen, wie mit dem Skandal umgegangen wird. Schließlich ist die Universität häufiges Berichterstattungssujet der Redaktion. Redakteur αI ist interessiert an einer Kontrolle der Wissenschaft mit investigativen Methoden. Aber sein Zeitbudget macht eine intensive Recherche aber unmöglich. Zusammen mit dem Sportredakteur erfolgt »team-building«, das heißt, dass andere Kollegen zum Rechercheteam hinzugezogen oder beauftragt werden. Redakteur αI selbst kontak-

47. Wobei zwei Treffen mit Informanten (6 Stunden in der Woche) nicht beobachtet werden konnten. Die Zeitangaben beruhen hier auf genauen Angaben des Redakteurs.

tiert Wissenschaftler von anderen Universitäten. Und er arbeitet investigativ. Er trifft sich mit einem Informanten aus dem Umfeld der Klinik.

Tagesverlauf eines Redakteurs der Badischen Zeitung

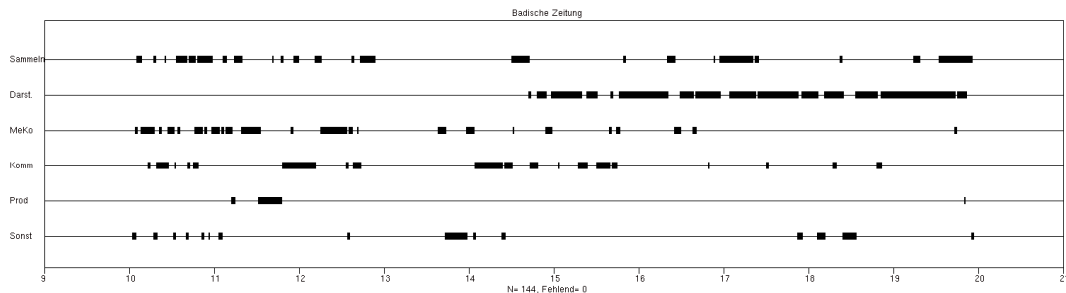


Abbildung 5.1: Der Tagesverlauf des Redakteurs $\alpha 1$ an einem Produktionstag. Abgebildet ist der Plot des Programms Tagesverlauf.

Der standardisiert erhobene Tag zeigt die vielfältigen Anforderungen an $\alpha 1$ (Abb. 5.1). Er wird ausführlicher dargestellt, um die Lesweise der Sequenzschabilder deutlich zu machen. Die Sequenzschabilder zeigen immer einen beispielhaften Tag.⁴⁸ Ihre Auswertung orientiert sich daher am Konkreten. Der Tagesverlauf von $\alpha 1$ hat im Überblick eine klare Struktur. Zunächst zeigt der beobachtete Tag eine deutliche Zweiteilung: Der Vormittag beginnt kleinteilig. Quandt nennt diese Phase Orientierungs- und Vorbereitungsphase (2005, 364). Redakteur $\alpha 1$ nimmt an diesem Tag nicht an der Konferenz um 11:30 Uhr teil, die gewöhnlich das Ende der Orientierungsphase markiert.

Das Sammeln von Informationen im Netz und durch Lesen, die Textproduktion und Telefonieren sind die häufigsten Tätigkeiten von Redakteur $\alpha 1$ am beobachteten Tag (Tab. 5.5). Der Vormittag ist bestimmt von medienvermittelter Kommunikation (Abb. 5.1, ›MeKo‹), Sammeln (›Sammeln‹) und Sonstigem, also vor allem Organisation und Gängen (›Sonst‹). Redakteur $\alpha 1$ kommuniziert sowohl mit Kollegen und freien Journalisten als auch mit einer Pressestelle und mit Lesern. Ein Hauptteil der medienvermittelten Kommunikation ist e-mailen. Aber auch das Telefon hat eine wichtige Funktion. Die meisten von insgesamt 29 Anrufen (Tab. 5.5) erfolgen vormittags.

Auch die Organisation nimmt am Vormittag breiten Raum ein. Die Organisationshandlungen zu Beginn des Tages beziehen sich auf die Wochenplanung. Redakteur $\alpha 1$ erstellt sich explizit einen Wochenplan. Kurz vor zwölf Uhr trifft er sich mit der Grafikerin in deren Büro, um die grafische Gestaltung der Wissenschaftsseite in der Folgewoche zu besprechen. Die grafische Gestaltung der Seite ist $\alpha 1$ wichtig. Er nennt die grafische Aufmachung kennzeichnend (B3. $\alpha 1$ -13). Die Erstellung erfordert mehrere Treffen. Die Grafikerin hat bereits einen Entwurf. Besprochen wird, welche Gegenstände in der Grafik noch enthalten sein sollen.

48. Alle standardisiert erhobenen Tage finden sich als Schabilder in Anhang B6.

Häufige Handlungen von $\alpha 1$

Handlung	Häufigkeit
Lesen	19
Anruf tätigen	19
Textproduktion	17
Netz	16
Einzelgespräch	15
Anruf annehmen	10
Planung	9
E-Mails durchsehen	8
Ortswechsel	7
sonstige Organisation	4
sonstige Handlungen	20
Total (an 1 Tag)	144

Tabelle 5.5: Die Rangfolge der zehn häufigsten Handlungen von Redakteur $\alpha 1$. Lesen, Anrufe tätigen, das Sammeln von Informationen im Netz und die Textproduktion sind die häufigsten Tätigkeiten am beobachteten Tag. Die Erhebung ist nicht repräsentativ. Dargestellt sind die absoluten Häufigkeiten der Handlungen an einem Tag.

Beobachtet wird ein Tag mit normaler Mittagspause. Dies ist nicht typisch. Das liegt schon darin begründet, dass er mit einer Gruppe der Redaktion zweimal in der Woche mittags Fußball spiele, so $\alpha 1$. Vor der Mittagspause um 12:53 Uhr dauert eine Handlung im Mittel zweieinhalb Minuten (154 sec, N = 71), nach der Mittagspause fast sechs Minuten (350 SEC, N = 73).

Am Nachmittag verfasst $\alpha 1$ zwei längere Texte und mehrere Kurztexte. Die Kommunikation mit Kollegen ist über den Tag verteilt. Die Gespräche sind auffallend kurz. Dabei handelt es sich hauptsächlich um Koordinationsgespräche mit den beiden anwesenden Kollegen aus dem Reportage-Ressort. Aber auch Gespräche mit Kollegen aus anderen Ressorts werden überwiegend von Angesicht zu Angesicht geführt.

Eine herausragende Stelle nimmt die Textproduktion ein. $\alpha 1$ produziert sehr viel Text. Dieser wird teilweise ›on-the-fly‹ produziert. Das heißt, das geführte Interview wird auf dem IPOD abgehört und direkt in journalistische Texte, hier ein Interview und ein Portrait, übertragen. Fehlende Informationen werden während der Textproduktion immer wieder für einige Minuten gesammelt, vor allem im Netz. Das Sammeln von Informationen im Netz gehört zu den häufigsten Tätigkeiten am beobachteten Tag (Tab. 5.5). Nachmittags ist eher eine **Autoren-Phase**. Die meisten der 17 Textproduktionshandlungen finden hier statt (Abb. 5.1). Die Länge von Texthandlungen liegt deutlich über der aller anderen Handlungskategorien (Abb. 5.2).

Als Redaktionssystem kommt das N-GEN VERLAGSSYSTEM von MULTICOM zum Einsatz. Neben dem E-Mail-Programm ist das Redaktionssystem die wichtigste Ressource. Das Redaktionssystem wird sowohl für die Textproduktion wie für die Produktion genutzt. Auffallend sind die geringen Produktionszeiten. Dabei macht $\alpha 1$ am Redaktionssystem

den Ganzseitenumbruch selbst. Zudem wird ein Tag beobachtet, der für die Produktion der Gesundheitsseite vorgesehen ist. Diese wird am Vormittag gelayoutet und mit dem Art-Director besprochen. Es ist die monothematische Ausrichtung und die hohe Standardisierung des Seitenlayouts (Abb. 4.1), die nur noch wenige Produktionstätigkeiten erforderlich machen. Sie gehören nicht zu den zehn häufigsten Handlungen von $\alpha 1$ (Tab. 5.5) und haben auch am Gesamthandeln nur einen geringen Anteil (Abb. 5.3). Bereits im Pretest hat sich allerdings gezeigt, dass die Textproduktion häufig fließend mit der Seitengestaltung verbunden ist. Beispielsweise wird die Bildgröße der Textmenge angepasst. Gleichzeitig werden Wörter im Text ergänzt oder gestrichen, um den Umbruch fließend zu machen. Der genaue Umfang des Produktionshandelns ist für die BADISCHE ZEITUNG nicht zu ermitteln, da es keinen Layouter gibt und der Arbeitsprozess komplett in der Hand von $\alpha 1$ liegt. In der beobachteten Woche gibt es keine technischen Schwierigkeiten.

Handlungslängen von $\alpha 1$

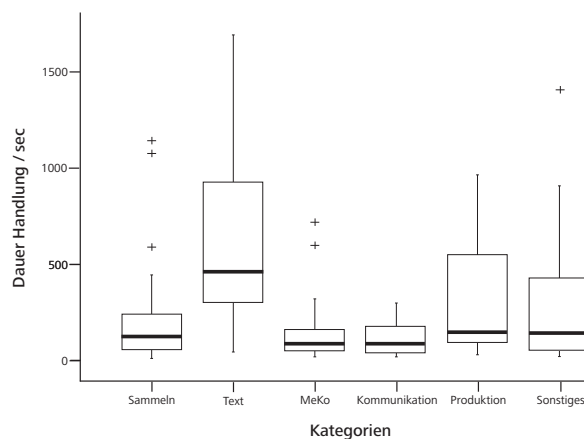


Abbildung 5.2: Die Länge der Handlungen von Redakteur $\alpha 1$ im Boxplot nach Kategorien dargestellt (N = 144 Handlungen).

Wird die Länge der Handlungen auf eine typische Stunde übertragen, wird deutlich, dass die einzelnen Texthandlungen nicht nur ungewöhnlich lang sind (Abb. 5.2), sondern der Redakteur auch die meiste Zeit einer Durchschnitts-Stunde mit Textarbeit verbringt (Abb. 5.3). Allein mit Sammeln, Textproduktion und medienvermittelter Kommunikation verbringt der Redakteur knapp drei Viertel einer Arbeitsstunde. Damit sind die meisten Tätigkeiten von $\alpha 1$ genuin journalistische Tätigkeiten. Die Bereiche Kommunikation, Produktion und sonstigen Handlungen nehmen deutlich weniger der Gesamthandlungsdauer⁴⁹ ein. Durch einen Layouter würde $\alpha 1$ also kaum Zeit gewinnen.

49. Als Basis für die Auswertung wird diese kumulierte Handlungsdauer benutzt. Sie summiert die Länge der einzelnen Handlungen auf und erfasst so den »Verdichtungsgrad des Handelns« (Quandt, 2005, 253, FN 65). Wenn ein Redakteur eine Minute telefoniert und dabei E-Mails liest, schlägt das in der Gesamthandlungsdauer mit zwei Minuten zu Buche. Dies entspricht dem Auswertungsinteresse, die quantitativen Anteile der einzelnen Tätigkeiten am Handeln zu bestimmen (Quandt, 2005, 253, FN 65).

Typische Stunde: Badische Zeitung

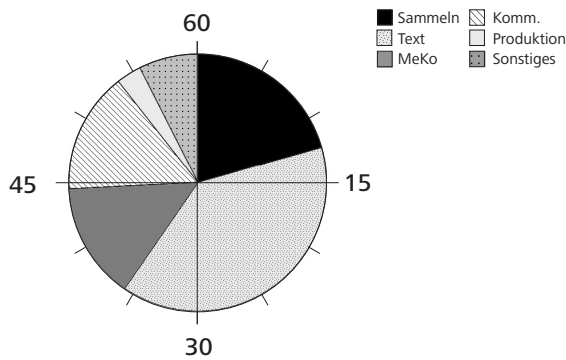


Abbildung 5.3: Die durchschnittliche Stunde während der standardisierten Beobachtung der Badischen Zeitung. Eigene Darstellung ohne Berücksichtigung von Parallelhandlungen. Anteile an der Gesamthandlungsdauer.

Insgesamt lässt sich für die Wissenschaft der BADISCHEN ZEITUNG ein klar überregionales Selbstverständnis feststellen. Im Tagesverlauf ist vielfältiges journalistisches Handeln beobachtbar. Sammeln und die herausgehobene Stellung der Textproduktion deuten auf genuine journalistische Tätigkeit des Wissenschaftsredakteurs hin. Im Folgenden wird die Spezifik der zweiten Regionalzeitung in der Untersuchung dargestellt. Die BERLINER ZEITUNG unterscheidet sich nicht nur durch die Größe von der BADISCHEN.

5.2.2 Redaktion Berliner Zeitung

Die BERLINER ZEITUNG arbeitet tagesaktuell und sehr ereignisorientiert (B4.18). Wichtige Nachrichten werden auch noch während des Drucks aktualisiert. Dabei wird eine Chronistenpflicht wahrgenommen (B4.19). Primäres Ziel ist, Beobachter erster Ordnung zu sein. Die eigene Themensetzungskompetenz wird in diesem Sinne eher zurückhaltend gesehen: »Das kann man sich eigentlich nicht ausdenken.« (B4.14). Die eigene Berichterstattung soll verantwortlich erfolgen, das heißt insbesondere Alarmismus zu vermeiden und besonnen zu handeln (B4.22). Mit entsprechender Sorgfalt wird am Produkt gearbeitet.

Jeden Morgen gibt es eine **Zeitungsauswertung** durch die Praktikanten. Sie werten andere Zeitung als Ganzes, nicht nur die Wissenschaft, auf Wissenschaftsthemen hin aus. Die Überschriften samt einer kurzen inhaltlichen Ergänzung gehen per E-Mail an die Redakteure und einige freie Autoren. Ausgewertet werden SÜDDEUTSCHE ZEITUNG, FAZ, DIE WELT und der TAGESSPIEGEL, wobei die beiden letzteren direkte Lokalkonkurrenz sind (B5.12b).

Die Redaktion sitzt in drei Büros, von denen zwei von einem Sekretariat abgehen. Dieses hat also räumlich eine zentrale Stellung. Die Bürotüren sind in der Regel geschlossen (B5.10ab). Die Redaktion beschäftigt regelmäßig zwei Praktikanten, die mit den Redakteuren im Zimmer sitzen. Diese Arbeitsplätze sind auf dem Türschild als Praktikantenarbeitsplätze ausgewiesen und daher institutionalisiert (B5.14t).

An allen **Arbeitsplätzen** liegt ein Duden. Der Griff nach dem Wörterbuch ist häufig, da kein Korrektorat existiert. Das Büro des Ressortleiters ist mit einem Fernseher ausgestattet. In den Büros stehen naturwissenschaftliche Nachschlagewerke, populärwissenschaftliche Literatur und mehrere Jahrgänge verschiedener Fachzeitschriften.

Häufige Handlungen der β -Redakteure

Handlung	Häufigkeit
Einzelgespräch	71
Netz	67
Anruf tätigen	61
Fremdtext umarbeiten	59
E-Mails durchsehen	49
Ortswechsel	27
Artikel ausstatten	23
Lesen	20
Anruf annehmen	20
Planung	15
sonstige Handlungen	73
Total (an 3 Tagen)	485

Tabelle 5.6: Die Rangfolge der zehn häufigsten Handlungen in der Wissenschaftsredaktion der Berliner Zeitung. Das persönliche Gespräch nutzen die Redakteure der Berliner Zeitung noch häufiger als die Recherche im Netz. Auffällig auch die häufige Redigatur von Fremdtexten an den beobachteten Tagen. Die Erhebung ist nicht repräsentativ.

Auffallend ist die besondere Sorgfalt, die den Texten geschenkt wird. Die Artikel werden nicht nur redigiert, sie werden poliert (B5.12l). Textbearbeitung ist nicht nur häufig (Tab. 5.6), sie ist vor allem zeitintensiv (Abb. 5.4). Sie nimmt gut ein Drittel der durchschnittlichen Stunde ein. Die Textarbeit ist dabei fast ausschließlich Bearbeitung fremder Texte. Das deutet auf einen Qualitätsanspruch hin. Es zeigt aber auch, dass die Redakteure keine Autorenstellung haben, wie in einer Selbstbeschreibung formuliert (Kap. 4.2). Dafür ist das eigene Schreiben zu schwach vertreten. Grund hierfür ist einerseits der überregionale Anspruch der Zeitung, andererseits die Entstehung des Wissenschaftsteils als wöchentliche Beilage. Durch den Wechsel von wöchentlichem zu täglichem Erscheinen wurde von »Perfektionismus« auf »perfekt sein« umgestellt (β 3-2). Es herrscht das Vier-Augen-Prinzip, das heißt, dass auf jeden Artikel zwei Redakteure schauen. Ihre Redigaturen kommentieren sie im Redaktionssystem für die Kollegen und die Autoren. Es ist nicht ungewöhnlich, dass Artikel vier- oder fünfmal mit Fragen an die freien Autoren zurückgegeben werden. Dabei geht es vor allem um Präzision und Verständlichkeit. (B4.27). Die Seite soll den »Kontext fürs Frühstück« (B5.10au) liefern. Grund für das Redigieren sei oft die mangelnde journalistische Fähigkeit der Autoren (B5.13w).

Typische Stunde: Berliner Zeitung

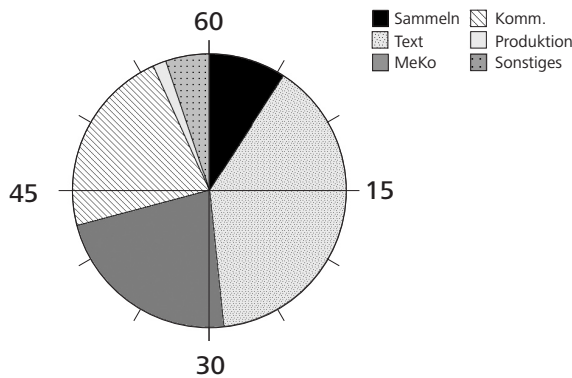


Abbildung 5.4: Die durchschnittliche Stunde während der standardisierten Beobachtung in der Berliner Zeitung. Auffällig die lange Dauer der Textbearbeitung. Eigene Darstellung ohne Berücksichtigung von Parallelhandlungen. Anteile an der Gesamthandlungsdauer.

Der hohe zeitliche Aufwand für das Redigieren geht natürlich zu Lasten anderer Tätigkeiten. Im Vergleich zur personell ähnlich besetzten FRANKFURTER RUNDSCHAU zeigt sich, dass dies vor allem die Sammlungs- und Produktionsprogramme sind. Die BERLINER ZEITUNG hat in der Beobachtungszeit die kürzesten Tage mit dem höchsten Handlungsumsatz.

Der typische Tagesverlauf von β_3 zeigt, dass am Vormittag vor allem koordinierende Kommunikation stattfindet und die Textproduktion am Nachmittag liegt (Abb. 5.5). Das entspricht der Logik einer Tageszeitung. Das Vorhandensein einer Deadline rhythmisiert den Tag. Morgens kommunizieren, nachmittags Textarbeit und Produktion: Es gibt klare Tagesabschnitte mit der Dominanz von verschiedenen Handlungskategorien. Hier werden deutliche Unterschiede zu Online-Redaktionen sichtbar, die ohne einen solchen Rhythmus arbeiten (Quandt, 2005, 363.) Auch am oben dargestellten Produktionstag der BADISCHEN ZEITUNG, der ja tageszeitungsähnlichen Charakter hat, ist diese deutliche Phasen-Struktur zu erkennen.

Tagesverlauf eines Redakteurs der Berliner Zeitung

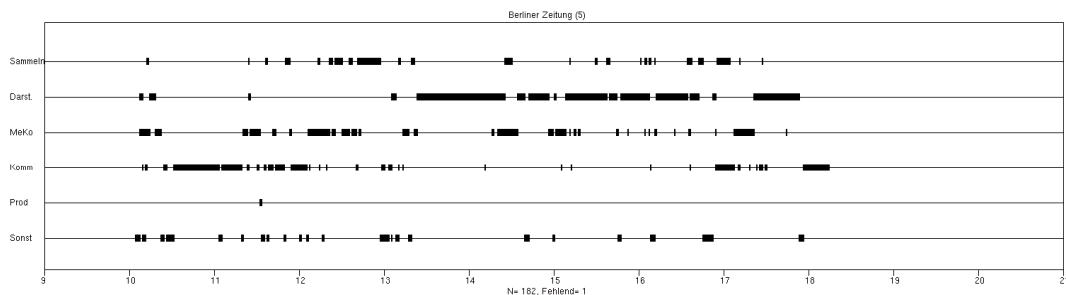


Abbildung 5.5: Der Tagesverlauf des Redakteurs β_3 an einem Produktionstag. Abgebildet ist der Plot des Programms Tagesverlauf.

Die BERLINER ZEITUNG hat im Unterschied zu den anderen drei untersuchten Zeitungen keine Kolumnen und keine wochentagsspezifischen Formate. Das unterstützt die tages-

aktuelle Flexibilität, da die Seitenaufteilung der Nachrichtenlage angepasst werden kann. Andererseits erhöht es den Planungsaufwand, da jede Woche alle Plätze für Artikel neu besetzt werden müssen. Auch für die Redakteure der BERLINER ZEITUNG lässt sich ein klar überregionales Selbstverständnis feststellen. Es ist vor allem tagesaktuelles journalistisches Handeln beobachtbar. Redigatur und Sammeln deuten auf genuine journalistische Tätigkeit der Wissenschaftsredakteure hin.

Die im Profil getroffene Aussage, die Wissenschaft sei kein klassisches Ressort, bestätigt sich in der Beobachtung. Das Ressort berichtet in der Konferenz nach den klassischen Ressorts (B5.10a). Auch die Aussage eines Redakteurs bestätigt dieses Ergebnis (B5.12ah).

Die BERLINER ZEITUNG erscheint im Beobachtungszeitraum mit 48 Seiten, also einem ähnlichen Umfang wie die FRANKFURTER RUNDSCHAU. Beide Redaktionen erstellen eine tägliche Seite mit fast demselben Stellenkontingent. Trotzdem ist die redaktionelle Arbeitsorganisation vollkommen anders. Die BERLINER ZEITUNG ist klar hierarchisch organisiert. Es gibt eine tägliche Planungsabsprache vor der Hauptkonferenz und eine tägliche Ressortkonferenz danach. Hinzu kommen wöchentliche Meldungskonferenzen am Montag und Themenkonferenzen am Mittwoch.

5.2.3 Redaktion Frankfurter Rundschau

Ganz anders ist das im Ressort der FRANKFURTER RUNDSCHAU. Bei gleicher Personalausstattung von vier Redakteuren (auf 3,3 Stellen) ist die Arbeitsorganisation eine andere. Die vier Redakteure sitzen in einem Raum. Das Ressort ist in die Bereiche Wissenschaft und Bildung geteilt (wobei hier das Ressort als ganzes betrachtet wird). Diese einmalige Kombination geht auf die Idee des vorhergehenden Chefredakteurs Wolfgang Storz zurück.

Häufige Handlungen der γ -Redakteure

Handlung	Häufigkeit
Einzelgespräch	171
Netz	104
E-Mails durchsehen	67
Fremdtext umarbeiten	43
Ortswechsel	37
Anruf tätigen	34
Lesen	31
Gegenlesen	27
E-Mails schreiben	26
Planung	26
sonstige Handlungen	138
Total (an 4 Tagen)	704

Tabelle 5.7: Die Rangfolge der zehn häufigsten Handlungen in der Wissenschaftsredaktion der Frankfurter Rundschau. Gespräche, Sammeln im Netz und e-mailen sind die häufigsten Tätigkeiten der γ -Redakteure an den beobachteten Tagen. Die Erhebung ist nicht repräsentativ.

Für beide Bereiche ist der Platz auf der Seite relativ fest vergeben: Die Doppelseite hat in der Mitte ein Schwerpunkt-Thema. Dieses bestreitet montags, mittwochs und freitags ein Bildungsthema, sonst ein Wissenschaftsthema. Die Planung der täglichen Seiten findet nicht formalisiert in einer täglichen Konferenz statt, sondern über den Tisch hinweg. Insgesamt werden 171 Gespräche gezählt (Tab. 5.7). Gespräche sind damit mit großem Abstand die häufigste Handlung der RUNDSCHAU-Redakteure.

Die Redakteure sitzen an gegenüberliegenden Schreibtischen. Im selben Raum befinden sich zwei Schreibtische von Politikredakteuren. Die Redakteur sind jedoch meist im Newsroom tätig. Die Redaktion ist mit naturwissenschaftlichen Nachschlagewerken, insbesondere Lehrbüchern der Astronomie, Chemie und Medizin ausgestattet. Auf den Schreibtischen stehen Computer und Telefone, Wörterbücher und Kalender. Ein Wecker erinnert an die Blattkonferenzen (B5.5m).

Das gemeinsame Büro führt dazu, dass Gespräche der Kollegen mit Abstand die häufigste Tätigkeiten der γ -Redakteure sind (Tab. 5.7). Der Tag des RUNDSCHAU-Redakteurs ist wie in den beiden bereits betrachteten Redaktionen auch in **Phasen** aufgeteilt. Während am Vormittag in längeren Blöcken kommuniziert und recherchiert wird, fängt die Darstellung am Beispiel-Tag erst am Nachmittag an. Diese Zeit nach der Mittagspause ist extrem kleinteilig. Das mag an der noch ungewohnten Produktion liegen, da die FRANKFURTER RUNDSCHAU im Beobachtungszeitraum erst seit einigen Tagen im Tabloid-Format erscheint.

Tagesverlauf eines Redakteurs der Frankfurter Rundschau

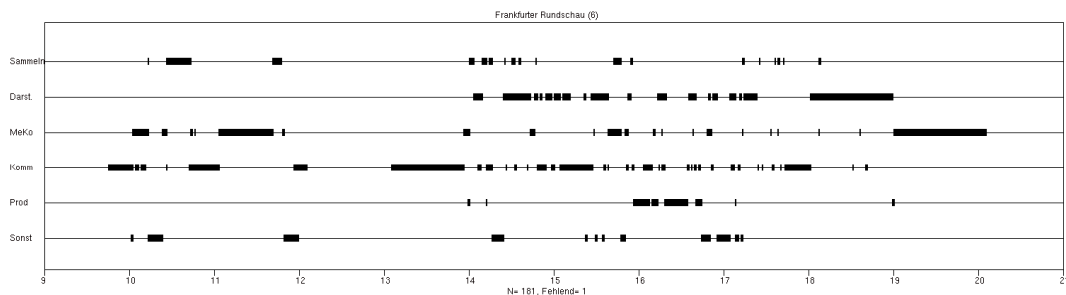


Abbildung 5.6: Der Tagesverlauf des Redakteurs $\gamma 3$. Abgebildet ist der Plot des Programms Tagesverlauf.

Im Zuge der Formatumstellung wurden auch die **Kompetenzen** zwischen Layoutern und Redakteuren neu organisiert. Die Redakteure haben keinen Layout-Zugriff in Form so genannter ›Macher-Lizenzen‹ mehr auf die Seiten. In der neuen Organisation sind Layout und journalistische Tätigkeit wieder strikt getrennt. Das führt zu einem hohen Koordinationsbedarf mit der Grafikabteilung. Das Sequenzschaubild lässt das sehr gut an der Kleinteiligkeit vor Redaktionsschluss erkennen.

Diese Arbeitsteilung gilt durch die Digitalisierung oft als hinfällig, da ein Redakteur am Redaktionssystem technisch einen Ganzseitenumbruch machen kann (2002, 70). Das ist hier anders. Damit geht die FRANKFURTER RUNDSCHAU einen Weg der Grenzbildung. Die

Gestaltung der Zeitung ist im Zuge der Formatumstellung wichtiger geworden; es wurden zusätzliche Layouter eingestellt. In der RUNDSCHAU wird so institutionalisiert, was in allen beobachteten Wissenschaftsseiten üblich ist: Die Seitengestaltung durch Layouter, in den wöchentlichen Produkten sogar durch die Art-Directoren. Diese Arbeitsteilung hat ganz wesentliche Auswirkungen auf den Arbeitsprozess der Redakteure.

Von den üblicherweise 48 Seiten der Zeitung gehört die Wissenschaft zu den 18, die nicht hochaktuell gemacht werden. Sie hat damit eine ähnliche Stellung wie die Ressorts Reportage, Dokumentation und Magazin (B5.8g). Sie werden (zum Zeitpunkt der Beobachtung) nicht am gemeinsamen Newsdesk produziert, anders als Nachrichten, Feuilleton, Sport und Wirtschaft.

Typische Stunde: Frankfurter Rundschau

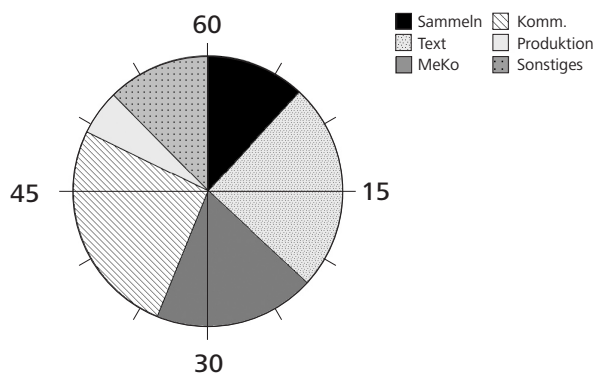


Abbildung 5.7: Die durchschnittliche Stunde während der standardisierten Beobachtung in der Frankfurter Rundschau. Eigene Darstellung ohne Berücksichtigung von Parallelhandlungen. Anteile an der Gesamthandlungsdauer.

In der durchschnittlichen RUNDSCHAU-Stunde nehmen die dominanten Bereiche Textbearbeitung, medienvermittelte Kommunikation und Kommunikation in etwa gleiche Teile ein (Abb. 5.7). Es gibt aber auch einen außergewöhnlichen Anteil des Sonstigen. Dies sind vor allem Gänge innerhalb der Redaktion.

Die BERLINER ZEITUNG und die FRANKFURTER RUNDSCHAU liegen in ihrer politischen Linie nicht weit auseinander. Dies zeigt allein der Wechsel des Chefredakteurs Uwe Vorkötter von der BERLINER ZEITUNG zur FRANKFURTER RUNDSCHAU. Der direkte Vergleich zeigt, wie mit gleicher Personalausstattung und ähnlicher Erscheinungsweise ganz unterschiedlich umgegangen werden kann (Tab. 5.8). Die Folgen für das Produkt sind offensichtlich. Während der **Personalrahmen** der Wissenschaft für die FRANKFURTER RUNDSCHAU gerade aufgestockt wurde, hat das Ressort der BERLINER ZEITUNG eine Redakteursstelle verloren. Die **Seitengestaltung** geschieht in beiden Redaktionen zusammen mit einem Grafiker, der dem Ressort fest zugeteilt ist. Wie schon im Redaktionsprofil (Abb. 4.3) zu erkennen ist, arbeitet die RUNDSCHAU mit vielen fest vergebenen Plätzen, während die BERLINER ZEITUNG (Abb. 4.2) die Artikel täglich neu verteilt. Beim Platz ist es genau umgekehrt: Der wird in der RUNDSCHAU täglich neu »erstritten« (B3.7I-10), während die Seite der BERLINER ZEITUNG meist ein langer Aufmacher und ein

kurzer Keller füllt. Dabei verzichtet sie gänzlich auf feste Kolumnen, die die RUNDSCHAU zur Leserbindung gerade erst gestärkt und überarbeitet hat.

Frankfurter Rundschau vs. Berliner Zeitung

Kategorie	Frankfurter Rundschau		Berliner Zeitung
Personal	4 Redakteure auf 3,3 Stellen	↔	4 Redakteure auf 3 Stellen
Personalentwicklung	gerade aufgestockt	↔	gerade reduziert
Seitengestaltung	viele Plätze fest vergeben	↔	täglich neue Verteilung
Standardisierung	viele Kolumnen viele Serien	↔	keine Kolumnen wenige Serien
Ressortkonferenzen	keine tägl. Konferenzen*	↔	tägliche Konferenzen
Hierarchien im Ressort	flach	↔	ausgeprägt
Koordination	Großraumbüro, wenig formalisierte Kommunikationswege	↔	Einzelbüros, stark formalisierte Kommunikationswege
Planung vs. Aktualität	langfristige Planung, tagesaktuell	↔	Wochenplanung, hochaktuell
Autoren	Wissenschaftler regelmäßig	↔	hauptsächlich Journalisten
Themensuche	eigene Themenkreation	↔	Ereignisse bestimmen Themen
Haupttätigkeiten	redigieren, organisieren, wenig schreiben	↔	viel redigieren, wenig schreiben
Ausbildung	alles Journalisten (Volontariat), darunter fast keine Naturwissenschaftler		
Wissenschaft	viel Kontakt zu Wissenschaftlern		
Arbeitsteilung	nach Fachgebieten differenziert		

Tabelle 5.8: Vergleich zwischen Frankfurter Rundschau und Berliner Zeitung anhand kennzeichnender Kriterien. (*Nach der Beobachtungszeit hat die Frankfurter Rundschau eine tägliche Konferenz eingeführt.)

Die BERLINER ZEITUNG hat mehrere feste **Konferenzen**, an denen alle Redakteure teilnehmen. Die FRANKFURTER RUNDSCHAU verzichtet im Beobachtungszeitraum auf diese Form, vielmehr wird im Großraumbüro über den Tisch hinweg geplant. Was das bedeutet, macht ein Wert eindrucksvoll deutlich: In der BERLINER ZEITUNG nehmen Konferenzen einen mehr als doppelt so großen Anteil an der Handlungsdauer ein wie in der FRANKFURTER RUNDSCHAU (Tab. 6.3). Das gemeinsame Büro verhindert auch **formalisierte Kommunikationswege**, etwa das organisierte Weiterreichen von Pressemitteilungen. Diese können einfach über den Tisch gereicht werden. Die Koordination im Großraumbüro ist flexibler.⁵⁰

Der **Planungshorizont** beider Redaktionen ist unterschiedlich, wobei die FRANKFURTER RUNDSCHAU ausführlich für die Formatumstellung geplant hat, aber fraglich ist, wie sie

50. Ein Vergleich der Kommunikationsstrukturen findet sich im Kapitel 6.5.2.

das in Zukunft gestaltet. Während die BERLINER ZEITUNG während der Beobachtungswoche ihre Meldungen zur Aktualisierung mehrmals dem Spätdienst überträgt, findet in der RUNDSCHAU ein tagesaktuelles Arbeiten statt. Eine inhaltliche Aktualisierung der Seiten durch Austausch von Meldungen nach Redaktionsschluss wird nicht beobachtet.

Dies hat auch Auswirkungen auf die **Themensetzung**, die eine Beobachtungswoche nur ungenügend in den Blick bekommt. Hier wäre eine Langzeitstudie sicher ergiebig. In der FRANKFURTER RUNDSCHAU wird die eigene Themenkreation für wichtig gehalten, die BERLINER ZEITUNG handelt eher ereignisorientiert. Natürlich sind diese Kategorien zugespitzt. Selbstverständlich setzt die BERLINER ZEITUNG auch Themen, wie die FRANKFURTER RUNDSCHAU auch auf Ereignisse reagiert. Gemeinsamkeiten zeigen sich in der **Ausbildung** der Redakteure, dem häufigen **Kontakt zu Wissenschaftlern** und der differenzierten **Arbeitsteilung** im Ressort.

5.2.4 Redaktion Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung

Jeder δ -Redakteure hat ein eigenes Büro, ebenso der Praktikant. Der **Arbeitsplatz** ist neben Computer und Telefon mit großen Hängeregistraturschränken und umfangreichen Bücherregalen ausgestattet. An jedem Arbeitsplatz steht eine Bibel, dazu naturwissenschaftliche Nachschlagewerke, insbesondere Lehrbücher und populärwissenschaftliche Literatur. Die Bücher sind thematisch geordnet. Alleine zur Evolutionsbiologie gibt es über dreißig Werke (B5.15j2).

Häufige Handlungen der δ -Redakteure

Handlung	Häufigkeit
Netz	108
Lesen	39
Einzelgespräch	27
E-Mails durchsehen	27
E-Mails schreiben	20
Ortswechsel	20
Anruf tätigen	18
Planung	15
Notizen	11
Textproduktion	6
sonstige Handlungen	13
Total (an 2 Tagen)	314

Tabelle 5.9: Das Sammeln von Informationen im Netz und Lesen auf Papier sind die häufigsten Tätigkeiten der δ -Redakteure in der Wissenschaftsredaktion der Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung an den beobachteten Tagen. Die Erhebung ist nicht repräsentativ.

Die Wissenschaft berichtet in der Konferenz der SONNTAGSZEITUNG zuletzt, nach Politik, Feuilleton, Gesellschaft und Sport. Alle Redakteure betonen aber, das interne Ansehen sei gut. Auch ist die Redaktion mit vielen Preisen ausgezeichnet.

Die Redaktion der SONNTAGSZEITUNG ist nicht integral an einem Ort untergebracht. Ein Teil der Redaktion sitzt in Frankfurt, ein anderer in Berlin. Die Wissenschaftsredaktion sitzt in Frankfurt auf demselben Flur wie das Feuilleton und die Wissenschaftsredaktion der FAZ. Sie ist dadurch räumlich nicht an die restliche SONNTAGSZEITUNG angeschlossen. Die Beobachtung zeigt, dass das zu einer höheren Geschlossenheit des Ressorts führt.

Das Sammeln von Informationen im Netz und Lesen auf Papier sind die häufigsten Tätigkeiten der δ -Redakteure (Tab. 5.9). Die im Netz gefundenen Informationen, sogar WIKIPEDIA-Artikel, werden ausgedruckt. So wird schon durch den geprägten Arbeitsprozess ein reines Copy & Paste von Inhalten verhindert.

Der Blick auf eine typische Stunde eines δ -Redakteurs zeigt die herausragende Stelle der Recherche, wie sie für eine hintergrundbetonte Wochenzeitung charakteristisch ist. Dazu kommt ein großer Anteil medienvermittelter Kommunikation, da mehrere lange Recherchegespräche am Telefon erfasst sind. Damit verbringen die Redakteure an den beobachteten Tagen über eine halbe Stunde einer Arbeitsstunde mit Recherche. Auffallend ausgeprägt ist auch die Produktionszeit. Dies spricht für eine aufwendige Gestaltung des Produkts, die sich ja optisch und im Anspruch der Redakteure bestätigt. Die Abstimmung mit den grafischen Abteilungen erfolgen persönlich.

Typische Stunde: Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung

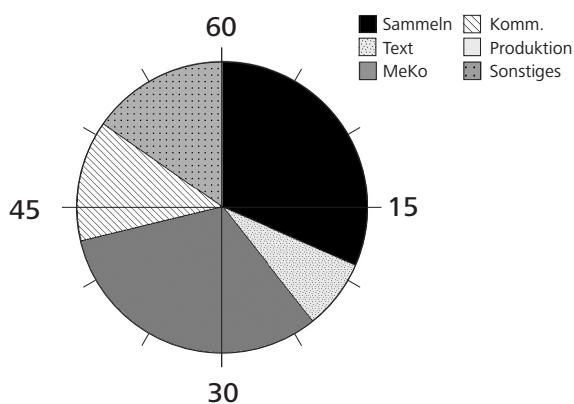


Abbildung 5.8: Die durchschnittliche Stunde während der standardisierten Beobachtung in der Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung. Recherche und medienvermittelte Kommunikation bestimmen das Zeitbudget. Produktion wird nicht beobachtet. Eigene Darstellung ohne Berücksichtigung von Parallelhandlungen. Anteile an der Gesamthandlungsdauer.

Typisch für die Artikel der Sonntagszeitung ist der Charakter einer Tangente (15bz). Eine Tangente nähert sich auf überraschende originelle Weise einem Thema aus Richtung der Wissenschaft. Sie lehnt sich an aktuelle Ereignisse an, behandelt aber nicht das Ereignis selbst.

Eine Besonderheit der FRANKFURTER ALLGEMEINEN SONNTAGSZEITUNG ist die Doppelseite. Sie funktioniert nach einer eigenen Logik und ist eine Art aktuelles Schulbuch. Sie ist monothematisch und oft infografisch. Als ›Alleinstellungsmerkmal‹ genießt sie hohes Ansehen unter den Redakteuren. Ein Redakteur hat sich seine Doppelseiten an die

Wand gehängt. Zahlreiche Doppelseiten sind in der Redaktion aufgehängt. Als Redaktionssystem kommt eigentlich HERMES von UNISYS zum Einsatz. Die Doppelseite wird jedoch auf einem eigenen Rechner mit dem Programm QUARK EXPRESS produziert. Dieses erlaubt als Desktop-Publishing-Programm eine freiere grafische Gestaltung. Das eigene System unterstützt und erhält die isolierte Stellung der Doppelseite. Sie gehört nicht zur ›Verschiebungsmasse‹, sondern wird als komplette Doppelseite prinzipiell freigehalten. Sie geht in der Regel schon am Donnerstag in den Druck. Der sie betreuende Redakteur kann sich dann um den aktuellen Teil kümmern.

Tagesverlauf eines Redakteurs der FAS

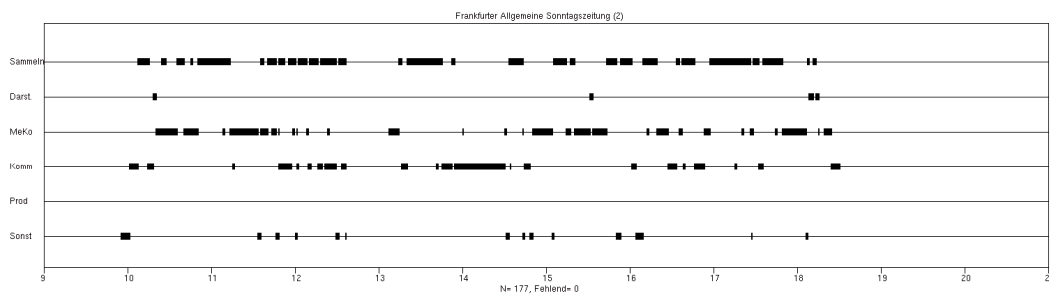


Abbildung 5.9: Der Tagesverlauf des Redakteurs ΔI an einem Produktionstag. Abgebildet ist der Plot des Programms Tagesverlauf.

Die SONNTAGSZEITUNG zeichnet sich auch dadurch aus, was es nicht gibt: So sind die Redakteure keinen Anrufen von PR-Firmen ausgesetzt. Die Post ist durch die Redaktionsassistenten vorsortiert. Auch ist kein mitlaufender Agenturticker im Redaktionssystem aktiviert (B5.15bi). Die Redakteure sind also abgekapselter.

Trotzdem fällt in der Beobachtung eine starke Leserorientierung auf. Leserbriefe werden umfassend beantwortet, weitergehende Fragen anhand der wissenschaftlichen Originalartikel überprüft. Nach verschiedenen Experimenten wurde das Blog PLANCKTON eingerichtet. Hier schreiben Redakteure und Autoren, außerdem können Leser immer wieder an entstehenden Artikeln ›mitarbeiten‹⁵¹. »Sinn dieses Weblogs ist es, dem wöchentlichen Output unserer Redaktion eine Miniaturbilanz unserer täglichen Arbeit hinzuzufügen.« (Reinecke, 2007). Mehrmals wird in der Beobachtungszeit über die Offenheit im Blog diskutiert. Dabei wird stets der experimentelle Charakter betont. Es gilt die Devise erst einmal alles auszuprobieren (B5.16a). Das Angebot ist strukturell unabhängig vom Online-Angebot der Zeitung.

5.3 Ressourcen

Unter den zehn Dingen, die ein Wissenschaftsredakteur für seine Arbeit auf einer einsamen Insel bräuchte (Tab. 5.10), nimmt das Redaktionssystem den ersten Rang ein. Seine Verwendung konnte 277-mal beobachtet werden. In den Redaktionen sind drei

51. Wobei sich das hauptsächlich auf Anmerkungen zu im Entstehen begriffenen Texten bezieht.

unterschiedliche Redaktionssysteme im Einsatz: Das N-GEN VERLAGSSYSTEM von MULTICOM, HERMES von UNISYS und das QUARK PUBLISHING SYSTEM von QUARK Inc. Der Funktionsumfang aller Systeme ist sehr ähnlich. Das Redaktionssystem wird zum Redigieren und zur Produktion der Artikel verwendet, teilweise auch zur Textproduktion und zur internen Kommunikation. Auch die Meldungen der Nachrichtenagenturen laufen hier ein. Die Bedeutung des Redaktionssystems liefert einen weiteren Hinweis darauf, dass Wissenschaftsredakteure vorwiegend redaktionell arbeiten. Das Redaktionssystem ist Universallösung. Die Technik wird in den Programmen eingesetzt und je nach Bedarf strukturiert und genutzt (Altmeppen, 1999, 64; Lublinski, 2004, 50).

An zweiter Stelle steht das E-Mail-Programm. Es dient als Kommunikationsinstrument national und international. Es ist in der Regel ständig geöffnet. Die Spitzenplätze der beiden Computerprogramme zeigen: Hauptressource der Wissenschaftsjournalisten ist der Computer (ohne eigenen Code). Sehr viel Material wird ausgedruckt. Die Ausdrücke werden oft mit Textmarker (ohne Code) gelesen. Ausdrücke haben auch eine wichtige Funktion, da die Handarchive analog geführt werden. Selbst für Netzschriftsteller konnte Quandt die wichtige Funktion analoger Ausdrücke zeigen (2005, 302).

Häufigkeit der Ressourcennutzung

Rang	Ressource	Häufigkeit
1.	Redaktionssystem	277
2.	E-Mail-Programm	213
3.	Telefon	168
4.	Ausdrücke	126
5.	Suchmaschine	82
6.	journalistisches Angebot im Netz	39
7.	Wikipedia	36
8.	staatl. Forschungseinrichtung o. Universität	36
9.	Drucker	22
10.	Kalender	21
	(übrige)	155
	Gesamt	1175

Tabelle 5.10: Die zehn häufigsten Ressourcen des wissenschaftsjournalistischen Handelns (N = 1175 Ressourcen aus 1106 ressourcenunterstützten Handlungen).

Wissenschaftsjournalismus ist geplanter Journalismus. Der Kalender gehört zu den wichtigsten Ressourcen.⁵² Auch Lublinski fand eine ausgeprägte Terminplanung der beob-

52. Dabei wird der Kalender erst nach dem Pretest als Code aufgenommen.

achteten Wissenschaftsjournalisten (2004, 232). Fremde journalistische Angebote werden häufig besucht. Sie sind wichtiger als die wissenschaftlichen Angebote.

Bezeichnend ist auch, was der Redakteur *nicht* auf die Insel mitnehmen würde. So gehören (gedruckte) Fachzeitschriften und Fachbücher nicht zum häufig genutzten Inventar. Die Wissenschaftsseiten sind eben nicht die tägliche Zusammenfassung der Journale. Ebenso wenig spielen das eigene Archiv und andere Medien wie Fernsehen und Radio eine Rolle.

6 Die Programme des Wissenschaftsjournalismus

6.1 Sammeln

Im folgenden werden die Programme des Wissenschaftsjournalismus untersucht. Wie ich im Theorieteil dargestellt habe, kennzeichnen die gemeinsamen Programme das Ressort Wissen. Zuerst wird die Charakteristik des Sammelns der Wissensmacher analysiert.

Zum Wissenschaftsjournalismus liegt eine Befragung von 350 Wissenschaftsjournalisten aus dem Jahr 1995 vor, die ermittelt, dass Wissenschaftsjournalisten nach eigenen Angaben 125 Minuten täglich recherchieren (Göpfert & Stamm, 1995). In der vorliegenden Studie ergibt sich ein durchschnittlicher Wert von 87 Minuten pro Tag (N = 10 Tage, 416 Handlungen) für Sammelhandlungen. Allerdings muss dies ergänzt werden um die Recherche per medienvermittelter Kommunikation. Wird e-mailen und telefonieren hinzu gezählt, ergibt sich ein Wert von durchschnittlich 189 Minuten pro Tag (N= 10 Tage, 829 Handlungen, um Kommunikation mit Kollegen bereinigt) für den Bereich der »erweiterten Recherche«. Dieser Wert liegt deutlich über dem Wert von zweieinhalb Stunden, den Scholl und Weischenberg für den Journalismus ermittelt haben (Scholl & Weischenberg, 1998, 88).

Der hohe Wert ist damit zu erklären, dass die Wissensmacher Hintergrundwissen liefern wollen. Sie wollen in die Tiefe gehen, ins Detail (B4.10). Und sie wollen gründlich recherchieren (B4.16). Das braucht viel Zeit. Doch wie wichtig sind die Rechercheprogramme im Selbstverständnis? Die Recherche dominiert quantitativ den wissenschaftsjournalistischen Alltag. Dafür ist die Bedeutung des Sammelns in den Leitfadengesprächen eher gering. Zwar wird die Recherche als wichtig für gute Berichterstattung angesehen und eine tiefgehende Recherche sogar der Aktualität vorgezogen (B4.16), doch wird die Rolle der Recherche in den Leitfadengesprächen eher kurz erwähnt. Allerdings wird auch nicht explizit nach der Recherche gefragt.

Die beiden Funktionen, die für Recherche genannt werden, sind »Unklarheiten aufdecken« und Aussagen durch eine »zweite Meinung einordnen« (B4.17). Die »kritische Distanz zur Wissenschaft« wird nur von einem Redakteur genannt (B4.17). Beides scheint also nicht kennzeichnend im Verhältnis zur Wissenschaft zu sein. Das ist Indiz, aber kein Beweis für die These Wormers, dass Wissenschaftsberichterstattung die positiv-

ste Berichterstattung überhaupt sei (Wormer, 2006a, 13). Andererseits betonen vier Redakteure die journalistische Praxis, noch eine zweite Meinung einzuholen (B4.25). Ein ›Bemühen um Objektivität‹ wird hingegen nur einmal ausdrücklich genannt (B4.24). Für Wormers These könnte sprechen, dass die Erstellung eines Fragemanuscripts vor Interviews nur selten beobachtet wird. Kritische Fragen werden so eher unwahrscheinlich.

WIKIPEDIA und GOOGLE nehmen bei weitem nicht die Funktion ein, die ihnen gemeinhin zugeschrieben wird. Für den Wissenschaftsjournalismus wären sie ohne weiteres verzichtbar. Sie werden von den Journalisten zwar genutzt, aber relativ selten und nur kurz. So betrug in der gesamten Beobachtungszeit die Nutzung von GOOGLE und – selten – anderen Suchmaschinen gerade 76 Minuten (N = 82) an der Gesamtdauer der Handlungen von 84:29h⁵³. Die Nutzung von WIKIPEDIA nahm 68 Minuten (N = 36) ein. Die typische Nutzung ist eingebettet in die Textproduktion, also Schreiben und Redigieren. Damit gehören weder die GOOGLE-Recherche noch WIKIPEDIA zu den zeitlichen Haupttätigkeiten. Allerdings macht Netz-Recherche zwischen 43,2 Prozent und 76,1 Prozent aller Sammlungshandlungen aus (Tab. 6.1). Damit ist sie die wichtigste Recherchehandlung. Es ist vor allem die **Zwischenrecherche** beim Erstellen von Texten, die meist mit GOOGLE erfolgt. Die durchschnittliche Nutzungszeit der Suchmaschine beträgt 55 Sekunden.

Sammlungsprogramme

Kategorie	Badische Zeitung (%)	Berliner Zeitung (%)	FR (%)	FAS (%)	Gesamt (%)
Netz	43,2	76,1	75,9	70,1	55,2
Archiv	–	1,1	1,5	1,3	1,1
Lesen	51,4	22,7	22,6	25,3	39,9
Medien sichten	2,7	–	–	3,2	3,7
Sammeln Sonstige	2,7	–	–	–	0,1
Gesamt	100,0	100,0	100,0	100,0	100,0

Tabelle 6.1: Die Aufteilung von Sammlungsprogrammen in den Redaktionen in Prozent am Gesamt-Sammel-Handeln (N= 416).

Nach Angabe der Redakteure kommen auch viele Themen aus anderen Medien (B4.14). Als Konkurrenz werden insbesondere die überregionalen Zeitungen genannt. Das während der Beobachtungszeit am häufigsten genannte Leitmedium ist DIE ZEIT, gefolgt von der FRANKFURTER ALLGEMEINEN SONNTAGSZEITUNG und SPIEGEL ONLINE (B4.10r). Die aktive Nutzung war sowohl in der Häufigkeit wie in der Dauer gering. An den zehn standardisierten Beobachtungstagen wird sechsmal die Nutzung von SPIEGEL ONLINE beobachtet, neunmal die der eigenen Zeitung. Auf das Lesen journalistischer Produkte

53. Die Gesamtdauer entspricht nicht der Arbeitszeit, da Parallelhandlungen einzeln addiert werden. Ein fünfminütiges Telefonat und gleichzeitiges E-Mail-Lesen erhöhen die Gesamtdauer um zehn Minuten.

offline und online entfallen nur 2:03 h der gesamten erfassten Handlungsdauer von 84:29 h, also etwa zwei Prozent. Fremde Blogs werden nie gelesen.

Noch weniger Zeit, nämlich fünfeinhalb Minuten insgesamt verbringen die Journalisten in den zehn Beobachtungstagen mit dem Offline-Lesen von Fachzeitschriften. Diese kommen also, anders als von Wormer postuliert, nur bedingt als Nachrichtenagenturen in Frage. Auch die Online-Auftritte der Journale haben eine eher geringe Funktion, auch wenn NATURE.COM für NATURE und EUREK-ALERT für SCIENCE Ticker-Charakter haben. Die meisten Vorabmeldungen kommen per E-Mail in die Redaktionen. Da E-Mail-Ab-sender nicht erfasst werden, kann dies im vorhandenen Datensatz nicht trennscharf überprüft werden. Auf den dokumentierten Seiten bezieht sich aber ein Großteil der Meldungen auf Journale. Neben den Wissenschaftsjournalen dienen die Verbreitungsdienste wissenschaftlicher Pressemitteilungen, also EUREKALERT, ALPHA-GALILEO UND INFORMATIONSDIENST WISSENSCHAFT (IDW) (B4.14), als Themenquellen. Hinzu kommen Wissenschaftler, Pressemitteilungen und Leserhinweise, die auf Themen aufmerksam machen. Eins ist eindeutig: die Wissensmacher sind suchende Scouts, anders als von Hömberg postuliert (1992, 88).

Auf den Konkurrenzdruck wird durch eigene Themensetzung reagiert. Dadurch entsteht eine ressortspezifische Aktualität. Durch Themenschwerpunkte werden Themen aktuell gemacht. Die Themenfindung wird sogar als eigenes Arbeitsfeld angesehen (B4.14) und als kreativer Prozess beschrieben (B4.14). Recherchegespräche werden nicht codiert. Dies ist auch auf ein methodisches Problem zurückzuführen. Im Feld kann nicht unterschieden werden, ob ein Telefonat ein Recherchegespräch ist.

Während des Sammelns wird ständig selektiert. Nach welchen Kriterien das geschieht, habe ich mit den Leitfadengesprächen überprüft. In welchem Maße sich die theoretisch formulierten fünf Kriterien zeigen, habe ich im Folgenden untersucht.

6.2 Selektieren

6.2.1 Aktualität

Die beobachteten Wissenschaftsredakteure arbeiten aktuell. Von den fünf Selektionskriterien im Journalismus ist Aktualität das augenscheinlichste. Aktualität ist ein kennzeichnendes Merkmal für Journalismus (B4.18). Auch Wissenschaftsjournalismus orientiert sich an Aktualitätskriterien. Sie sind maßgebend für die Auswahl. Dabei gibt es drei Formen der Aktualität, die in der Beobachtung gefunden werden:

- die Ereignisse der allgemeinen Nachrichtenlage,
- spezifische Aktualität des Ressorts Wissen,
- redaktionsspezifische eigene Aktualität.

Aktualität strukturiert die Auswahl von Ereignissen zur Nachrichtenerzeugung (Blöbaum, 1994, 278). Ein Aktualitätskriterium für alle Wissenschaftsredaktionen sind **Ereignisse**, die Themen bestimmen. Dieses Kriterium wird dabei nie als erstes genannt. Die Nachrichtenlage ist kein ›bevorzugtes‹ Aktualitätskriterium der Wissensmacher

(B4.18). Vielmehr werden Themen von der Nachrichtenlage »aufgedrängt«, der Redakteur »wird weggeschwemmt« (B4.18). Die Ereignishaftigkeit der Welt verunsichert den Wissenschaftsjournalismus. Doch er kann sehr gut damit umgehen, dass Ereignisse auch außerhalb des Wissenschaftssystems passieren.

Am Selektionsprogramm Aktualität zeigt sich als erstes der Ausdruck der mehrsystemzugehörigen Auswahl. Eine besondere Form des Aktualitätsbezugs findet sich in der FRANKFURTER ALLGEMEINEN SONNTAGSZEITUNG. Dort versucht die Redaktion ›Tangenten‹ zu finden. Das sind Geschichten, die aktuelle Ereignisse auf überraschende Weise tangieren. Dabei ist die Tangente ein Ausdruck der Mehrsystemzugehörigkeit. Denn es werden Themen der Wissenschaft mit Bezug zur politischen oder wirtschaftlichen Nachrichtenlage gesucht.

Als »langsames Ressort« (B4.18) besitzt der Wissenschaftsjournalismus eine Eigenzeitlichkeit. Diese wird durch den Nachrichtenjournalismus irritiert. Als entscheidender und akzeptierter hat sich die Selektion nach wissenschaftsjournalistischer Aktualität und ressortspezifischer Aktualität herausgestellt. Dabei ist eine **spezifische Aktualität** des Ressorts Wissen festzustellen, die durch die Journale geprägt ist (B4.20). Die Aktualität findet hier Ausdruck in Neuigkeitsstrukturen, die der Wissenschaftsjournalismus herausgebildet hat.

Das ist die im Kapitel Sammeln (Kap. 6.1) gezeigte **redaktionsspezifische Aktualität**. Aktualität wird also selbst hergestellt (B4.18). Diese eigene Aktualität findet sich auf den Doppelseiten der SONNTAGSZEITUNG, in den Schwerpunkten der RUNDSCHAU und oft auf den Seiten der BADISCHEN ZEITUNG. Die Untersuchung bestätigt, dass der Wissenschaftsjournalismus für die Öffentlichkeit eine aktuelle Wirklichkeit der Wissenschaft konstruiert. Aktuell für den Wissenschaftsjournalismus ist, was sich mehrsystemzugehörig ›drehen‹ lässt. »Dennoch machen wir Dinge, die weit über den Tag hinausgehen, speziell im Ressort Wissenschaft.« (Albrecht, 2006, 47).

6.2.2 Neuigkeit

Wie im theoretischen Teil gezeigt wird (Kap. 2.2.3), gibt es einen nuancierten Unterschied zwischen Aktualität und Neuigkeit. Dieser lässt sich auch im Feld feststellen. Neuigkeit ist ein entscheidender Selektionsfaktor im Wissenschaftsjournalismus. Und das, obwohl alle Redaktionen ursprünglich wöchentliche Produkte hatten. Auch die beiden Redaktionen mit täglichen Seiten haben ursprünglich wochenaktuell gearbeitet. Sowohl Redakteure der BERLINER ZEITUNG wie der FRANKFURTER RUNDSCHAU bezeichnen die Umstellung auf die tägliche Erscheinungsweise als großen Schritt (B4.19). Einen schwierigen Bezug zur Neuigkeit macht der frühe Redaktionsschluss der Wissenschaftsseite deutlich. Zwar erscheint die Wissenschaftsseite der BADISCHEN ZEITUNG samstags, sie wird aber schon am Donnerstag in Druck gegeben. Die Seiten der FRANKFURTER RUNDSCHAU und der FRANKFURTER ALLGEMEINEN SONNTAGSZEITUNG gehören nach dem

Redaktionsplan zu den ersten, die abgemeldet werden. Die Wissenschaftsseite ist so vielleicht der älteste Teil der morgendlichen Zeitung.

Trotzdem weist Lublinski für den Hörfunk nach, dass sich die Neuigkeit sogar als Priorität herauskristallisiert hat (Lublinski, 2004, 349). Eine solche Priorität lässt sich in der Presse nicht nachweisen. Nur Redakteur γ2 wünscht sich eine stärkere Neuigkeitsorientierung. Schnelligkeit hingegen wird in drei Redaktionen als entscheidend angesehen (B4.19). Auch gelten neue Entdeckungen der Wissenschaft als Auslöser und Aufhänger für die Berichterstattung (B4.19). Neues Wissen ist journalistisch spannend. Die BERLINER ZEITUNG beschreibt sich selbst als aktuell. »Wenn irgendwo auf der Welt die Erde bebt, eine Seuche ausbricht oder ein Meteorit einschlägt, liefern die Wissenschaftsredakteure Hintergrundwissen [...].« (BERLINER ZEITUNG, 2005, 42).

Die Veröffentlichungen von NATURE und SCIENCE geben die wissenschaftsjournalistische Nachrichtenlage vor (B4.20). Die damit verbundenen Sperrfristen werden durchweg als sehr positiv beschrieben. Sie bekommen aus drei Redaktionen die Attribute »extrem hilfreich«, »super«, »absolut positiv« und »absolut sinnvoll« (B4.20). Nur ein Redakteur bezeichnet Sperrfristen als negativ, ein weiterer als sinnvoll, aber relativ unwichtig (B4.20). Diese Eindeutigkeit überrascht. Denn der Wissenschaftsjournalismus ist, zusammen mit der Kino- und Buchkritik und kleinen Bereichen der Wirtschaftsberichterstattung, der letzte Bereich, in dem umfassend mit Sperrfristen gearbeitet wird. Die Sperrfristen werden von den wissenschaftlichen Journalen – und damit der Wissenschaft – verhängt. Die Sanktionen beim Verstoß gegen die Sperrfristen, der Ausschluss von Vorab-Informationen, werden als wirkungsvoll angesehen (B4.20). Um an sie zu erinnern, werden die Sperrfristen auf den Ausdrucken mit Textmarker markiert (B5.6k).

Die Arbeit mit einer durch Sperrfristen dominierten Neuigkeit kommt der eigenen Arbeitsweise entgegen (B4.20), vor allem weil Sperrfristen Planung erlauben (B4.20). Die jeweils gestellte Nachfrage zum Konflikt mit der Neuigkeit wird durchweg verneint, denn »[...] die Sensation entsteht mit der Veröffentlichung in NATURE und SCIENCE« (B4.20). Vorher seien Forschungsergebnisse nicht öffentlich. Wenn neu ist, was öffentlich wird, sind Sperrfristen ein idealer Mittler.

In allen Redaktionen wird die Meinung vertreten, dass die Seriosität der Berichterstattung mit der Zeit, die zwischen Meldung und Veröffentlichung liegt, steigt (B4.19). Die Sperrfristen kommen in diesem Verständnis der eigenen Arbeitsweise entgegen. Dem entgegen steht ein starker Konkurrenzbezug, der in allen Redaktionen genannt wird. Denn durch Sperrfristen haben alle gleichzeitig die Informationen. Die Konkurrenz zu anderen wird wahrgenommen und gesucht: »Was haben die anderen? Man freut sich, wenn man schneller ist. Oder man ärgert sich, wenn man langsamer ist.« (B4.19). Sperrfristen sind spezifische wissenschaftsjournalistische Zeit-Strukturen.

Dabei beeinflussen die Sperrfristen zwar die wissenschaftsjournalistische Neuigkeit, sie bilden sie aber nicht. Einerseits hat jede Wissenschaft ihre eigenen Zyklen. So äußert ein Redakteur zu einem Fund, der im JAHRBUCH FÜR ARCHÄOLOGIE vermeldet wird: »Im

Jahrbuch. So arbeiten die [Archäologen]. Das ist für die aktuell.« (B5.12u). Zum anderen herrscht Einigkeit darüber, dass Sperrfristen in spektakulären Fällen immer gebrochen würden (B4.20). Neu für den Wissenschaftsjournalismus ist, was mehrsystemzugehörig wird. In dem Moment, in dem ein Forschungsergebnis veröffentlicht wird, findet es in den Systemen Wissenschaft und Öffentlichkeit statt.

Neben NATURE und SCIENCE dienen auch andere Journale als Nachrichtenagenturen. Zum Beispiel gehen alle Kurzmeldungen auf der Gesundheitsseite der BADISCHEN ZEITUNG in dieser Woche auf das ÄRZTEBLATT zurück. Der von der AAAS betriebene Dienst EUREK-ALERT bündelt Pressemitteilungen und Vorabmitteilungen der Journale und geriert sich als Nachrichtenagentur. Auch das deutsche Pendant, der INFORMATIONSDIENST WISSENSCHAFT bietet einen Ticker-Dienst, der als Nachrichtenagentur im Sinne Wormers genutzt wird (Wormer, 2006a, 10). Trotzdem wird auch auf die klassischen Nachrichtenagenturen vertraut (B4.α1-4.6). Die Zusammenfassung eines Journal-Artikels zu einer Meldung können Nachrichtenagenturen billiger als freie Journalisten anbieten.

6.2.3 Vertrauen

Die Ministerrunde tagt, die Seite ist gelayoutet. Der junge Wissensredakteur hat eine halbwegs brisante Beschlussvorlage vorab bekommen, unter der Hand von einem Beteiligten. Das war viel Arbeit. Der Artikel ist in der großen Konferenz angekündigt. Der Kasten ist auf der Seite eingerichtet, es sind über hundert Zeilen. Die Minister tagen noch, der Redakteur sitzt schreibbereit vor seinem Computer. Zitate in anderen Medien sind gewiss. Am nächsten Tag wird an dieser Stelle eine Meldung stehen, dass Schlaf gesund ist. Was ist passiert?

Der Redakteur hat die Sicherheit der der Schnelligkeit vorgezogen. Er berichtet nicht, weil er keine Gewissheit hat. Schließlich hat er nur eine Beschlussvorlage. Er befürchtet, dass er das Ergebnis der Sitzung vor Redaktionsschluss vielleicht nicht mehr bekommt. Er befürchtet, dass die als »relativ sicher« eingeschätzte Beschlussvorlage geändert werden könnte. Und dann stünde etwas Falsches in der Zeitung. Da verzichtet der Wissenschaftsredakteur lieber auf Exklusivität und macht auch vor den Kollegen einen Rückzieher. Er will das Vertrauen seiner Leser nicht verlieren.

An dieser Episode zeigt sich das Gewicht der Vertrauens-Selektion gegenüber der Neuigkeit. Vertrauen ist das dritte Selektionskriterium nach Aktualität und Neuigkeit. Es ist ein Vorgang, wie er im Wissenschaftsjournalismus häufiger beobachtet wird. Nicht nur, dass nach Ansicht der Wissensmacher die Schnelligkeit der Seriosität schadet (B4.19). Wissenschaftsjournalisten wollen auch gründlicher arbeiten (B4.10). Das ist die Produktbezogene Deutung. Dort hinein spielt das Selbstverständnis. Ein Journalismus, der seinen Lesern Lösungsvorschläge aufzeigen will (B4.22) und der sich über die Akzeptanz der Leser wesentlich definiert (B4.5), wird dieses Vertrauen nicht durch Spekulationen gefährden.

Stark, vielleicht mehr als andere Journalisten, lehnen die Wissensmacher Alarmismus ab und sehen sich im Nachrichtengeschäft als die Besonnenen. So sagt ein Redakteur:

»Dann kommt diese Riesenwelle über die Agenturen und man wird weggeschwemmt. Das muss man vielleicht erstmal machen. Aber dann sind wir eher die Besonnenen und sagen jetzt guck doch mal hinter die Kulissen.« (B4.20).

Die Themen, die den Wissenschaftsjournalismus auf die Titelseiten brachten, werden negativ gesehen: Klima, Vogelgrippe, Atomkraft, »Klonkram« (B4.9, B4.18). Das sind die Themen, durch die Wissenschaftsjournalismus zu Risikojournalismus wird. Sie haben oft geringe Aktualität im Bezugssystem Wissenschaft, aber eine hohe im Journalismus. Die Wissensmacher müssen diese Bezüge erst herstellen. In diesen Fällen kommt es zu Konflikten mit Nachrichtenredakteuren, die auf das Selektionskriterium Neuigkeit gepolt sind. Auch Wissenschaftsjournalisten beschreiben sich als aktuell, wie ich oben an der Selbstbeschreibung der BERLINER ZEITUNG gezeigt habe (2005, 42). Doch sie wollen auch Hintergrundwissen liefern und wenden dafür viel Zeit auf (Kap. 6.1).

Der Konkurrenzbezug innerhalb des Ressorts ist stark. In allen Redaktionen wird die Meinung geäußert, dass eine Konkurrenz zu anderen Blättern besteht und wichtig ist (B4.19). Die tägliche Zeitungsauswertung der BERLINER ZEITUNG ist ein Beispiel, wie viel Aufwand der Konkurrenzbeobachtung gewidmet wird. Die Konkurrenz wird auch aktiv gesucht (B4.19). Als in der ZEIT am Donnerstag ein Kommentar mit einer Rücktrittsforderung an eine Ministerin erscheint, verfasst Redakteur $\delta 1$ in der SONNTAGSZEITUNG eine Gegenposition. Das Ressort Wissen wird als eigenes Bezugssystem wahrgenommen.

Andere Medien gelten als vertrauenswürdig. Ein Redakteur, der Zahlen aus der ZEIT für einen eigenen Artikel übernimmt, kommentiert dies exemplarisch: »Besser ist selbst recherchiert, aber ich habe da überhaupt kein Problem mit.« (B5.3e). Auch das ist ein Beleg dafür, dass die Journalisten davon ausgehen, dass innerhalb des Ressorts Wissen und unabhängig vom Medium dieselben Selektions- und Qualitätsmerkmale gelten. Auch für das Kriterium Vertrauen ergibt es Sinn, den Wissenschaftsjournalismus in der Perspektive des Ressorts zu betrachten.

6.2.4 Relevanz

An Themen scheint in den Redaktionen kein Mangel zu herrschen. Sie kommen stapelweise per Post. So die CD-ROM »Liebeslust – Blasenfrust? Was weibliche Blasen nach dem Sex brauchen« enthält eine Photostory über ein Arzneimittel. Der mehrere Kilogramm schwere, großformatige »Atlas der Schöpfung« von Harun Yahya wirbt für die Ideen der Kreationisten und leugnet versteckt den Holocaust. Und die Organisation SCIENTIFIC RESEARCH OF TIME TRAVEL lädt zu einer Veranstaltung zum Thema »Sind Zeitreisen möglich? Deutsch-australisches Forscher-Team tritt den Beweis an.« (B5.9r). Nur drei Pressezusendungen auf dem aktuellen Poststapel. Warum schafft es keines der Themen in die Zeitung?

Als die Meldung »Neuer Gigant unter den Dinosauriern entdeckt« über den Nachrichtenticker läuft, gibt Redakteur $\gamma 1$ sofort das Kommando: »Alles zurück. Dann machen

wir natürlich Dinosaurier.« (B5.7x, Abb. 6.1). Am nächsten Tag drucken alle Zeitungen das Bild groß. »Schnabelmonster aus der Kreidezeit« titelt die SÜDDEUTSCHE ZEITUNG (SZ, 2007), »Neuer Gigant unter den Dinos« die FAZ (FAZ, 2007). Über die Relevanz ist sich das ganze Ressort einig. »Man liest immer was über Dinosaurier, weil alle Redakteure alles, was über Dinosaurier kommt, sofort ins Blatt heben« (B5.6t15), begründet der Redakteur diesen Effekt. Es scheint also im Wissenschaftsjournalismus einen gemeinsamen Relevanzmaßstab zu geben. Haben Blasenschwäche und Zeitreisen keine Relevanz für die Gesellschaft?

Dinosaurier sind immer Nachrichten



Abbildung 6.1: Gigantoraptor elianensis. »Alles zurück. Dann machen wir natürlich Dinosaurier.« (B5.7x) Das ruft der Redakteur als die Meldung »Neuer Gigant unter Dinosauriern entdeckt« hereinkommt. Abbildung aus Nature, Bd. 447, 844.

Offenbar sind sie nicht wissensnötig. Die Auswahl nach Relevanz ist im Wissenschaftsjournalismus entscheidend – neben Aktualität, Neuigkeit und Vertrauen. Zwar wird auch über den Atlas von Harun Yahya berichtet. Einen Monat später beginnt ein TAZ-Artikel mit den Worten »Es gibt Bücher, die strahlen Unangenehmes aus.« (Riechelmann, 2007). Doch ist die Relevanz durch das Verbot des Buches in Frankreich entstanden, nicht durch die Pressezensur.

Für Vogelgrippe und Atomunfällen liegt die Relevanz im Risiko begründet. Für Dinosaurier, Blasenschwäche und Zeitreisen scheint es schwieriger. Die Redakteure haben wenig Wissen über die Erwartungen ihres Publikums. Sie haben nur vage Vorstellungen, wer ihre Seiten liest. Sie lösen das einfach: Die hohe Identifikation mit dem eigenen Produkt führt dazu, dass die Wissensmacher ihre eigenen Leservorbilder sind. Sie nehmen sich selbst als Relevanzmaßstab: »Das justiere ich einfach an mir. Alles, was ich lustig und spannend und interessant finde, das kommt dann ins Blatt.« (B4.21). Das ist der Effekt, den David Manning White meint, wenn er schreibt, dass die Auswahl des Gate-Keepers »based on the ›gate keepers‹ own set of experiences, attitudes and expecta-

tions« (White, 1950, 386). Wenn ein Wissensredakteur das Thema Haarausfall beauftragt, denkt er an sich und seine Leser: »Ich möchte den Mann sehen, der sich bereitwillig damit abfindet.« (B5.2b). Dabei ist er selbst der Leser und die Relevanz nur Ausdruck der Mehrsystemzugehörigkeit. Was morgens auf der Wissensseite steht, hat dem Wissenschaftsredakteur am Nachmittag davor gefallen. Für den Wissenschaftsjournalisten ist auch all das relevant, was sich in der Wissenschaft und seinem Interessenbereich tangiert. Anders als in Special-Interest-Magazinen kann der Zeitungsredakteur sich noch mit seiner Zielgruppe gleichsetzen. Das ist mit Sicherheit ein Einflussfaktor auf die hohe Arbeitszufriedenheit.

Die Kritik der Forschung am Wissenschaftsjournalismus trifft neben der Neuigkeit oft auch die Relevanzkriterien der Wissenschaftsredakteure (Kohring, 2005, 95). Sie würde die »falschen« Themen auswählen. Das stimmt – aus wissenschaftlicher Sicht und nach wissenschaftlichen Kriterien. Und das wissen auch die Wissensmacher. »Neuer Riesendinosaurier entdeckt. Das bringt die Wissenschaft jetzt nicht so wahnsinnig weiter.« (B4.22), sagt ein Redakteur. Aber es ist relevant für den Leser. Wissen über Riesendinosaurier ist gesellschaftlich gefragtes Wissen. Damit wird es der Funktion des Wissenschaftsjournalismus gerecht. Der Leser kann aufatmen, dass der Gigant ausgestorben ist.

Kann also jedes Thema vom Wissenschaftsjournalismus als relevant erachtet werden? Die Beobachtung kommt zu einem klaren Ergebnis: Ja. In der Beobachtung finden auf den Wissensseiten immer wieder Themen statt, die nur einen schwachen Bezug zur Wissenschaft haben. Kunstrasen, die Simpsons, Innovationsförderung und Fahrradfahren. In den Redaktionen geraten die Wissensmacher tatsächlich in Erklärungsnot. Eine Redaktion veröffentlicht zum Thema Doping die Selbstreflexion eines Hobby-Radfahrers, gibt aber zu bedenken: »Die Frage, was daran Wissenschaft ist, wird uns nicht entgehen.« (B4.16s). In einer anderen Redaktion fragt der Chefredakteur in der Konferenz nach den wissenschaftlichen Highlights des Themas Kunstrasen (B5.10a2). Das Glück für die Wissensmacher: Erklären können sie alles und neue Entwicklungen gibt es fast überall. Und diese Domänen werden ihnen zugesprochen. Wissensjournalismus ist nicht wissenschaftszentriert.

Blasenfrust und Zeitreisen kommen als Pressemitteilungen in die Redaktionen. Die Bedeutung von Pressemitteilungen für die journalistische Arbeit habe deutlich zugenommen, haben viele Autoren festgestellt, so für den Wissenschaftsjournalismus Schenk und Sonje (2000, 46). Siebzig Prozent der Befragten würden »Anregungen für neue Themen« aus Pressemitteilungen beziehen. Die Beobachtung bestätigt das nicht.

Schon im Pretest konnte das Öffnen von Post direkt über dem Papierkorb beobachtet werden. Auch Redakteur αI wählt »nach Absender« aus und schmeißt andere Post ungeöffnet weg. Dies liegt an der Flut von Pressemitteilungen. Allerdings schränkt er ein: »Sendungen mit Büchern mache ich auf«. (B5.30, B5.10a2). Das Postfach der E-Mail-Adresse, die für Pressemitteilungen herausgegeben wird, ist in einer Redaktion so voll, dass es keine Nachrichten mehr annimmt. »[Ich w]eiß gar nicht, wozu PR-Agenturen

nötig sind. Es gibt ja mehr als genug Themen, die noch nicht gemacht sind. Da brauche ich keine PR-Agentur.«, sagt Redakteur α1 (B5.2t).

Drei Redaktionen müssen sich direkt mit den Anrufen von PR-Agenturen auseinandersetzen. Nur die SONNTAGSZEITUNG bleibt davon verschont. Der quantitativ ausgeübte Druck ist hoch. Andere Systeme wissen um die Bedeutung der Massenmedien. Wissenschaftler bekommen Forschungsgelder aus dem System Politik. Das kennt die Wissenschaft vor allem aus den Massenmedien. Arzneimittelhersteller verkaufen ihre Produkte. Patienten und Ärzte kennen neue Produkte vor der Marktreife aus den Massenmedien. Die Beantwortung dieser Anrufe erfolgt routiniert ablehnend. So erklärt ein Redakteur der Pressesprecherin der örtlichen Uni-Klinik: »Es gibt nur zwei Kriterien, die da wichtig sind: was ist journalistisch wichtig und was interessiert den Leser.« (B5.1s). Ein anderer Redakteur gibt die unmissverständliche Antwort »Das kann ich aber nicht machen. Das ist ein Produkt, das muss man bewerben.« (B5.6ab). Auch andere Untersuchungen bestätigen diese ablehnende Haltung. Eine Befragung von 22 Redakteuren ergab, dass sie PR deutlich ablehnen. Nur einer hat vorher beruflich PR für Wissenschaft gemacht (Blöbaum et al, 25).

Regionalität wird stark abgelehnt, auch in den beiden Lokalzeitungen in der Untersuchung. Zwar gibt es dort eine regionale Verankerung (B4.31), lokale Wissenschafts- und Universitätsthemen werden aber dem Lokalteil überlassen. Die Orientierung ist deutschlandweit oder sogar weltweit, schließlich sei die Wissenschaft ja auch kein regionales Unterfangen (B4.31).⁵⁴ Kann diese Globalität des Gegenstandes eine derartige Auswirkung auf den Journalismus haben? Die wichtigen wissenschaftlichen Journale sind international. Auf deutsche Fachzeitschriften wird selten Bezug genommen, Ausnahme ist die ÄRZTEZEITUNG. Auch viele wichtige Wissenschaftstagungen sind international. Diese Internationalität der Umwelt zwingt auch den Wissenschaftsjournalismus global zu beobachten. Relevant für den Wissenschaftsjournalismus ist, was mehrere Systeme tangiert und so mehrsystemzugehörig wird.

6.2.5 Staunen

»Wir streben Aktualität an. Und wir streben an, unseren Leser zu überraschen.« (B4.23). Wie ist dieses Überraschen zu fassen? Es hat nichts aktuelles oder neues, die Überraschung unterstützt nicht das Vertrauen und macht ein Thema auch nicht relevanter. Trotzdem wird die Überraschung prominent neben der Aktualität genannt. Im theoretischen Teil habe ich deshalb das Selektionsmerkmal »Staunen« vorgeschlagen. Und es findet sich im Feld: Als Überraschung, als Originalität, als Kurioses (B4.23). Gerade das Erstaunen über den Gigantismus hebt den Riesen-Dinosaurier ins Blatt. In der dauernden Beobachtung der Wissenschaft fallen ungewöhnliche Dinge auf. Das Selektionskri-

54. Nähe ist daher als Selektionsmerkmal für Wissenschaftsjournalismus unwahrscheinlich.

terium ist den Wissensmacher sehr präsent, ohne einen gemeinsamen Begriff zu haben. Es sind »Sachen, die interessant sind, weil sie nicht alltäglich sind [...]« (B3.71-25).

Das Staunen ist es, das Wissenschaftsjournalisten Hamburger in einen Computer-Tomographen stecken lässt und gekochte Eier in Milchflaschen, warum sie in trüben Flüssen erfolglos nach Delphinen suchen oder sich mit der Macht der Aliens über unser Erbgut beschäftigen. In der Beobachtung führt Staunen dazu, dass eine Zeichentrickserie als Bildungsfernsehen analysiert wird, darüber nachgedacht wird, ob Blondinen evolutionär bevorzugt werden und Fotoabzüge einer Expedition gedruckt werden, die fünfzig Jahre im Eis überdauert haben. Staunen lässt fragen, ob Regen Mücken aggressiv macht oder warum um Eisberge die biologische Vielfalt so hoch ist. Das Gegenteil von Staunen wird als »zu grundlagig« (B5.61/2e) beschrieben.

Eine besondere Form der Annäherung ist die Tangente der SONNTAGSZEITUNG (B5.15bz). Die Tangente streift ein Thema aus einer ungewöhnlichen Perspektive, ist an das aktuelle Ereignis nur angelehnt und will den Leser in Staunen versetzen. Die Auswahl betrifft also nicht nur Naturwunder (B3.71-29).

Sperrfristen stellen für die Selektion nach Staunen ein Problem dar. Denn »Ereignisse« nach Sperrfristen sind erwartbare Ereignisse. »Wir versuchen das zu lösen, indem wir das Thema weiterdrehen oder einen überraschenden Aspekt finden.« (Albrecht, 2006, 52). Staunen gibt es also nicht nur im Kinderfernsehen, sondern auch im Erwachsenen-Journalismus. In der staunenswerten Auswahl der Wissensmacher findet sich die Leserorientierung wieder, die den Wissensmachern so wichtig ist. Und Staunen zeigt Mehrsystemzugehörigkeit an. Denn Staunen ist Ausdruck der Irritation in einem System durch ein anderes.

Vermutet wird, dass das ausgeprägte Staunen es dem Wissenschaftsjournalismus ermöglicht hat, sich neben den bestehenden Ressorts zu etablieren. Es findet sich in allen Redaktionen. Staunen bietet in jedem Fall eine erkenntnisreiche Ergänzung zu den Selektionsprogrammen Aktualität, Neuigkeit, Relevanz und Vertrauen. Alle fünf Programme finden sich unter den Wissensmachern wieder. In jedem findet die Mehrsystemzugehörigkeit Ausdruck. Wissenschaftlichen Rat für ihre Selektion holen sich die Wissensmacher hingegen nie ein.

6.3 Darstellen

Was wäre ein Bericht über einen gigantischen Dinosaurier ohne Bild? Was der über eine waghalsige Nordpolexpedition ohne Fotos? Die Darstellung ist ein häufiger und langdauernder Arbeitsbereich der Wissenschaftsjournalisten. Zwei Kriterien zeichnen die wissenschaftsjournalistische Darstellung in der Zeitung überraschenderweise aus: sie ist besonders grafisch und die Texte sind leserorientiert. Auf diese Besonderheiten werde ich nach einem Überblick über die Eckdaten zur Darstellung eingehen.

Wie viel schreiben die Wissensmacher? Die Textbearbeitung hat einen Anteil zwischen 7,8 und 38,6 Prozent an der Gesamthandlungsdauer. Die Verteilung der Werte für die

Textbearbeitung passt zur bereits beschriebenen Charakteristik der Redaktionen (Tab. 6.2). In den beiden Regionalzeitungsredaktionen, der BERLINER und der BADISCHEN ZEITUNG, ist der Textbearbeitungs-Anteil sehr hoch. Allerdings kommt er in der BADISCHEN hauptsächlich durch eine hohe Eigenproduktionsquote, in der BERLINER durch einen hohen Redigaturanteil zu Stande. Eine fast genauso breite Streuung findet Quandt (2005, 276). Der Durchschnittsredakteur verbringt gut ein Viertel der Handlungsdauer mit Textbearbeitung (Tab. 6.2). Die Redigatur von Fremdtexten macht fast die Hälfte dieser Zeit aus.⁵⁵

Textbearbeitung an der Gesamthandlungsdauer

Kategorie	Badische Zeitung (%)	Berliner Zeitung (%)	Frankfurter Rundschau (%)	FAS (%)	ø-Redaktion (%)
Textproduktion	33,8	–	6,3	5,6	7,4
Eigentext umarbeiten	2,6	–	5,0	–	2,3
Fremdtext umarbeiten	2,5	31,7	9,0	–	13,0
Artikel ausstatten	0,1	6,1	3,8	0,2	3,3
Notizen	–	0,8	0,6	2,0	0,9
Summe	39,0	38,6	24,7	7,8	26,9

Tabelle 6.2: Anteil von Textbearbeitungstätigkeiten an der Gesamthandlungsdauer in % nach Redaktionen. (Basis: Badische Zeitung 607 min; Berliner Zeitung 1579 min; Frankfurter Rundschau 2170 min; Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung 1095 min; Gesamt 5451 min)

Welche Formen sind wichtig? Für den Wissenschaftsjournalismus wird oft vermutet, dass das Spektrum der journalistischen Darstellungsformen eingeschränkt genutzt wird. In der Beobachtung bestätigt sich das Gegenteil: Die Wissensmacher verfassen drei Kommentare, auf den Seiten erscheinen mehrere Reportagen, Feature, Berichte, Nachrichten und auch Glossen, sogar eine fast feuilletonistische Selbstreflektion. Die Wissensmacher konzipieren Infografiken und betexten Schmuckbilder, sie führen Interviews und verfassen gleichsam lange wie kurze Texte. In der BADISCHEN ZEITUNG, der BERLINER ZEITUNG und der FRANKFURTER RUNDSCHAU wird auf den eigenen Seiten nicht kommentiert (B4.28). Das darf nicht darüber hinwegtäuschen, dass Wissenschaftsjournalismus auch Meinungsjournalismus ist (B4.28). Fast alle Redakteure verfassen regelmäßig Kommentare für die Meinungsseite. Wissenschaftsjournalismus ist auch eine Stilfrage.

Die Funktion des modernen Wissenschaftsjournalismus ist für Müller die Erzählung (2004, 10). Das bestätigt sich in der Untersuchung. Die Wissensmacher sprechen von großen Artikeln als Geschichten (B4.27). Und diese Geschichten werden erzählt. In der Sonntagszeitung erscheint im Beobachtungszeitraum eine drei Seiten lange Erzählung. Durch die Erzählung werden auch »langweilige« Themen für den Leser aufbereitet und

55. Diese Aussage gilt aber nur für den Durchschnitt der Redaktionen und findet sich in dieser Zusammensetzung nicht in einer Redaktion. Vielmehr dominiert dort meist ein Bereich.

Themen den Lesern ans Herz gelegt. Die Erzählung ist, man denke an Tom Wolfe, eine lebendige journalistische Form, keine wissenschaftliche.

Erzählte Wissenschaft macht sie auch für die Leser zugänglich, die sich nicht für Wissenschaft interessieren und verlangt so Verständlichkeit. »Ich schreibe ja nicht für Experten« sagt ein Redakteur, »eine Tageszeitung muss jeder verstehen können« (B4.27). Den Wissensmachern ist bewusst, dass wir das, was wir über Wissenschaft wissen, durch ihre Darstellung in den Massenmedien wissen. Das Ringen um Verständlichkeit zeigt sich auch im hohen Redigaturaufwand für Texte. Die Texte sollen ein ›Sättigungsgefühl‹ erzeugen und keine Fragen offen lassen (B4.27). Sie sollen anschaulich sein und in die Tiefe gehen. Verständlichkeit heißt auch nicht, dass die Darstellung nicht schwierig sein darf. Nah an die Grenzen geht die FRANKFURTER ALLGEMEINE SONNTAGSZEITUNG. Sie will ihre Leser auch überfordern und zwar aus Prinzip » ›Was, die glauben, dass ich das verstehen kann? Dann kann ich es ja vielleicht auch verstehen.‹ Das steigert auch das Selbstwertgefühl.«, sagt Redakteur 81. So schafft es auch komplizierte Quantenphysik und Mathematik in die Zeitung. Und die Wissensmacher können die Illusion einer direkten Beobachtung der *gesamten* Wissenschaft erzeugen.

Die Wissenschaftsseiten werden weniger ›gefüllt‹, sondern mehr ›gestaltet‹ (B4.26). Die neue Illustration wissenschaftlicher Abbildungen durch die Infografik-Abteilung belegt, dass das wissenschaftliche Abbildungsinteresse auf andere Merkmale gerichtet ist, als das journalistische. Das haben die Dinosaurier-Forscher und die NASA bereits begriffen, wenn sie nichtwissenschaftliche Illustrationen liefern (Abb. 6.1).

Wie die BADISCHE ZEITUNG wird auch die BERLINER ZEITUNG (noch) von einem Magazin-Grafiker gestaltet. Auch in der FRANKFURTER RUNDSCHAU gilt die Wissenschaftsseite als grafikintensiv und hat eine eigene Layouterin zugeordnet. Die FRANKFURTER ALLGEMEINE SONNTAGSZEITUNG verdankt einen guten Teil ihres Erfolgs der Grafik (B5.15ai). Der Art Director ist intensiv in die Seitenerstellung eingebunden und hat das letzte Wort über die Gestaltung. Die Wissenschaftsredakteure arbeiten sehr oft mit den infografischen Abteilungen zusammen.

Infografiken sind eine aufwendige Form, die viel Planung und Koordination zwischen den Grafikern und Redakteuren erfordert. Deshalb werden Infografiken auch fast ausschließlich von Redakteuren erstellt und nicht von freien Journalisten. Die Infografik wird von den Redakteuren als eigener Arbeitsbereich erkannt (B4.26). Auch für Bildern gilt der erklärende Anspruch. Die Bilder auf den Wissenschaftsseiten sollen nicht nur schön sein, keine ›Fototapete‹ bilden, sondern dokumentarisch sein. Die Frage nach den gelungenen Artikeln der letzten Zeit beantworten die meisten Redakteure mit einem Verweis auf auch optisch ungewöhnliche Stücke. Soweit der Anspruch. Ein Auftrag an einen Fotografen wird in der Beobachtungszeit nicht vergeben.⁵⁶

56. Im Pretest kam dies zur Dokumentation eines Experiments vor.

6.4 Prüfen

Prüfprogramme gelten unter Journalisten allgemein als lästig, vor allem weil sie unter Verwendung wertvoller Zeit operieren. Anders die Wissensmacher: Sie betonen den Vorteil, den Sperrfristen zur Prüfung von Sachverhalten bieten (Kap. 6.2.2). Und sie setzen die Prüfung vor die Veröffentlichung (B4.25). Eine doppelte Redigatur ist in allen Redaktionen festes Programm. Dazu kommt das Gegenlesen vor Druckfreigabe. In der BERLINER ZEITUNG geht ein Artikel eines freien Autors normalerweise einen systematischen Weg von vierzehn Schritten (Abb. 6.2). Die meisten dieser Schritte sind Prüfschritte.

- **Beauftragung (1):** Ein Redakteur beauftragt einen freien Autor, dessen Spezialgebiet das entsprechende Thema ist.
- **Lieferung (2):** Einige Tage später liefert der Autor per E-Mail einen Text.
- **Erstredigatur (3):** Der beauftragende Redakteur spielt den Text ins Redaktionssystem ein. Er redigiert, recherchiert Dinge auf Richtigkeit hin nach und macht im Redaktionssystem Notizen. Der Text wird zur Zweitredigatur weitergegeben (4).
- **Zweitredigatur (5):** Ein anderer Redakteur redigiert den Text und antwortet auf die Bemerkungen des Erstkorrektors.
- **Abstimmung:** Nach der Rückgabe des Artikels (6) verständigen sich beide Redakteure (7) über den Bearbeitungsstand des Artikels. Was muss noch getan werden? Ist er druckreif? Dieser wird dem Autoren mit Anmerkungen zur Überarbeitung gefaxt (8).
- **Nachlieferung:** Der Autor liefert einen korrigierten Artikel (9). Dieser wird besprochen (10), der Autor erhält den Artikel zur Kontrolle und Autorisation von Zitaten (11) und gibt diesen frei (12).
- **Gegenlesen:** Kurz vor Redaktionsschluss wird der Artikel von allen Redakteuren und den Praktikanten auf Rechtschreibfehler gegengelesen (13)
- und für den **Druck freigegeben (14).**

Wobei dieser Weg eher die kurze Variante beschreibt – ein Autor kann einen Text durchaus mehrere Male zurückbekommen.

Stufen der Artikel-Prüfung

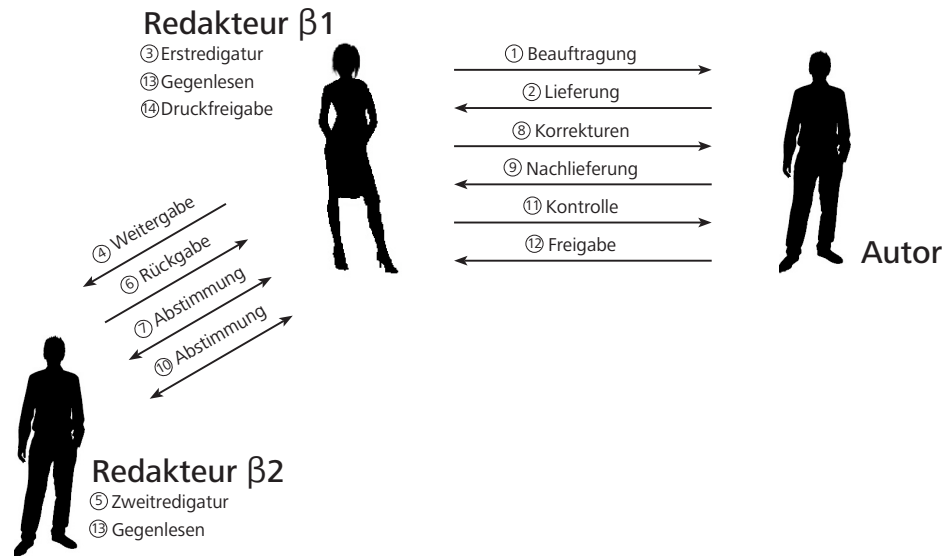


Abbildung 6.2: Typischer Ablauf der Berliner Zeitung bis ein Artikel eines freien Journalisten in der Zeitung erscheint. Eigene Darstellung.

Bemerkenswert ist, dass die meisten Schritte durch das elektronische Redaktionssystem standardisiert sind. Jede dieser vierzehn Stufen (Abb. 6.2) enthält explizit Prüfroutinen. Angefangen von der Frage »Ist der Autor der Fachmann« vor der Beauftragung bis zur Frage, ob alles verantwortbar ist vor der Druckfreigabe durch den leitenden Redakteur. Der Text wird nach seiner Erstellung *mindestens* zehn Mal zur Hand genommen. Wenn jeder Schritt nur eine Handlung durchschnittlicher Länge erfordern würde, wäre Redakteur β1 48 Minuten mit der Prüfung eines Artikels beschäftigt. Die Abstimmung und Redigatur erfordern mehrere Handlungen. Und es sind nur die ressortinternen Prüfprogramme aufgeführt. Sowohl der Autor wie auch die Chefredaktion haben noch einmal eigene Programme. Das heißt, es gibt mannigfaltige *journalismusinterne* Prüfroutinen. Die Wissensmacher zeigen so der Öffentlichkeit eine *journalistisch überprüfte* Wissenschaft.

Die ausdifferenzierte Form der Prüfung ist für eine Tageszeitung ungewöhnlich. Denn Prüfprogramme operieren unter Verwendung von Zeit. Sie dauern lange, ohne viel zu verändern. Ein Tag reicht kaum für den gesamten Ablauf. Die positive Sicht auf Sperrfristen liegt auch in den komplexen Prüfprogrammen begründet (Kap. 6.2.2).

Wenn der Artikel zur Redigatur eintrifft, wird er redigiert. Dabei findet eine **stilistische und eine inhaltliche Prüfung** parallel statt. Der Artikel wird linear durchgearbeitet: »Auf den Einstieg sollte der Journalist am meisten Zeit verwenden.« (B5,5n). Einige Fakten werden mittels GOOGLE und WIKIPEDIA inhaltlich überprüft. Auch andere Medien werden herangezogen. Auffallend selten benutzt werden Fachbücher und das eigene Archiv. Zur Prüfung auf Richtigkeit gehört auch, dass die Wissenschaftsberichterstattung anderer Medien als vertrauenswürdig gilt, wenn die eigene Darstellung damit abgeglichen wird. Der oben erwähnte Redakteur, der Zahlen aus der ZEIT für einen eigenen Artikel übernimmt, vertraut der Qualität der ZEIT (B5,3e). Vielleicht ist dieses gegensei-

tige Vertrauen für ein so komplexes Bezugssystem wie der Wissenschaft notwendig, um es überhaupt beobachten zu können. Es ist für die Öffentlichkeit essentiell, die Wissenschaft zu beobachten. Diese Aufgabe wird dem Wissenschaftsjournalismus zugeschrieben.

6.5 Koordination

6.5.1 Teamarbeit

Koordination findet für alle Handlungen statt und ist ein komplexer Vorgang. Im folgenden wird auf die Arbeit im Team, die Kommunikation und die Komposition der Wissenschaftsseiten eingegangen.

Für die Betrachtung als Ressort ist ein Wert aussagekräftig: Die **Arbeit im Team**. Die Zusammenarbeit mit Kollegen wird durch den Modifier ›K‹ zu allen Handlungen erhoben. Die Auswertung des Gesamtdatensatzes zeigt für die Wissensmacher eine deutliche Präferenz für die Alleinarbeit (Tab. 6.3). Aber immerhin gut ein Fünftel aller Tätigkeiten findet im Team statt. Allerdings ist die Zusammenarbeit insgesamt deutlich kürzer als die Alleinarbeit. Sie nimmt nur 14,7 Prozent der Gesamthandlungsdauer ein.

Alleinarbeit vs. Teamarbeit

Arbeitskontext	Ø Dauer (h)	N	Anteil Gesamt-N (%)	Summe Dauer (h)	Anteil Gesamt-t (%)
Alleinarbeit	0:03:34	1299	78,8	77:34	85,3
Teamarbeit	0:02:17	350	21,2	13:20	14,7
Gesamt	0:03:18	1649	100,0	90:54	100,0

Tabelle 6.3: Der Anteil der Handlungen mit Kollegenbeteiligung im Gesamtdatensatz (N = 1649 Handlungen).

Das liegt einerseits daran, dass Teamhandlungen zu großen Teilen kurze Koordinationshandlungen sind, zum Beispiel einfache Rufe über den Tisch. Andererseits sind die Darstellungsphasen, die fast ausschließlich allein erfolgen, deutlich länger als andere Tätigkeiten (Tab. 6.3). Zu ähnlichen Ergebnissen kommen Quandt und Altmeyen. Die Journalisten im Netz arbeiten bei 26,1 Prozent der Handlungen mit Kollegen zusammen (Quandt, 2005, 258). Wie Quandt nachweist, dürfte in den Nachrichtenredaktionen des Radios, die Altmeyen erforscht hat, der kooperative Anteil in ähnlichen Größenordnungen liegen (Altmeyen et al., 2002, 118; Quandt, 2005, 258). 26 Prozent der Handlungsdauer von Radiojournalisten entfällt auf kommunikative, koordinierende Gespräche (Altmeyen, 1999, 143). Ein geringer Anteil an Kooperation verweist andererseits auf hohe Autonomiegrade der Einzelnen. Da 78,8 Prozent der Handlungen eigenverantwortlich erfolgen, haben Redakteure einen großen Gestaltungsspielraum.

6.5.2 Kommunikationsstrukturen

Der Durchschnittsredakteur verbringt rund vierzig Prozent der Gesamthandlungsdauer mit **Kommunikation** (Tab. 6.4). Den größten Anteil haben Telefonate, die 11,3 Prozent der gesamten Handlungsdauer einnehmen. Dahinter folgt die Kommunikation mit E-Mails (lesen und schreiben) mit 9,6 Prozent, sowie das Einzelgespräch, für das 8,7 Prozent der Zeit aufgewandt wird. Zwischen den Redaktionen gibt es allerdings deutliche Unterschiede im Kommunikationsverhalten. So hat die Redaktion der FRANKFURTER ALLGEMEINEN ZEITUNG an den Beobachtungstagen deutlich mehr Zeitanteil mit Telefonieren verbracht als die FRANKFURTER RUNDSCHAU. Und die BERLINER ZEITUNG konferiert während ihrer Arbeitszeit mehr als doppelt so viel wie die FRANKFURTER RUNDSCHAU (Tab. 6.4).

Kommunikationstätigkeiten an der Gesamthandlungsdauer

Tätigkeit	Badische Zeitung (%)	Berliner Zeitung (%)	Frankfurter Rundschau (%)	FAS (%)	Ø-Redaktion (%)
Telefon	10,5	11,9	7,4	18,7	11,3
E-Mails	3,7	7,9	10,6	13,1	9,6
Einzelgespräch	4,4	5,7	11,6	9,9	8,7
Redaktionssitzung	–	13,8	8,4	–	7,3
Planung	10,9	2,7	4,5	3,6	4,5
Summe	29,5	41,5	39,8	45,3	40,2

Tabelle 6.4: Anteil von Kommunikationstätigkeiten an der Gesamthandlungsdauer in % nach Redaktionen. (Basis: Badische Zeitung 607 min; Berliner Zeitung 1579 min; Frankfurter Rundschau 2170 min; Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung 1095 min; Gesamt 5451 min)

Die Werte für das Kommunikationsverhalten bilden ein ähnliches Spektrum ab wie es Quandt für Online-Redakteure ermittelt hat (2005, 279): Diese verbringen zwischen 27,2 und 44,9 Prozent mit Kommunikation, wobei der Durchschnitt mit 33,8 Prozent sechs Prozentpunkte unter dem liegt, der hier für den durchschnittlichen Wissensmacher erhoben wird (Tab. 6.4). Mit wem kommunizieren die Wissensmacher? Das werde ich im Folgenden untersuchen.

Kommunikationsstrukturen in der Frankfurter Rundschau

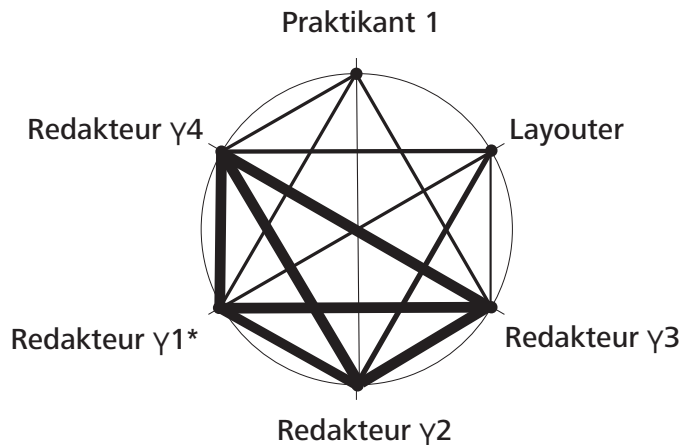


Abbildung 6.3: Die Frequenz der redaktionsinternen Interaktion zwischen den Personen als Netzwerkgraph. Aufgetragen sind Kommunikationshandlungen mit codiertem Partner. Beobachtet werden die vier Redakteure. *Redakteur hat eine Leitungsrolle inne (N = 120).

Die guten Werte für die Arbeitszufriedenheit (Kap. 5.1) können auch auf die umfangreiche interne Kommunikation zurückgeführt werden. Denn die Integration in das Ressort funktioniert über Information. Selbstverständlich ist Informationsfluss keine rein quantitative Größe. Doch Strukturen prägen das journalistische Handeln (Altmeppen, 1999, 13). Sie lassen sich anschaulich mittels Netzwerkgraphen darstellen. Eine Analyse der Kommunikationsstruktur der FRANKFURTER RUNDSCHAU (Abb. 6.3) zeigt eine ideal netzförmige Struktur nach Meckel (1999, 119).⁵⁷ Unter den Redakteuren herrscht ein dichter Kommunikationsaustausch.⁵⁸ Von den 120 mit Kommunikationspartner codierten Handlungen spielen sich die meisten zwischen den Redakteuren des eigenen Ressorts ab. Die sternförmige Struktur spricht für eine gesunde Kommunikationskultur. So schreibt Meckel: »Eine Redaktion mit Informations- und Kommunikationsdefiziten kann in keiner Hinsicht optimale Leistungen erbringen.« (Meckel, 1999, 115). Strukturelle Defizite in der Kommunikation sind in der FRANKFURTER RUNDSCHAU nicht erkennbar. Die Verbindungen sind vertikal zwischen allen Redakteuren gleich stark ausgeprägt. Eine hierarchische Verteilung findet sich nicht. Insofern bestätigt das Schaubild die Aussage von Redakteur γ1: »Wir haben eine flache Hierarchie. Im Grunde gar keine.« (γ1-10). Allerdings schließt die strukturelle Hierachiefreiheit eine inhaltliche Hierarchie nicht aus.

57. Für zwei Redaktionen liegen nicht ausreichend Daten für eine solche Auswertung vor.

58. Das Kommunikationsverhalten Praktikant – Layouter werde nicht erfasst.

Kommunikationsstrukturen in der Berliner Zeitung

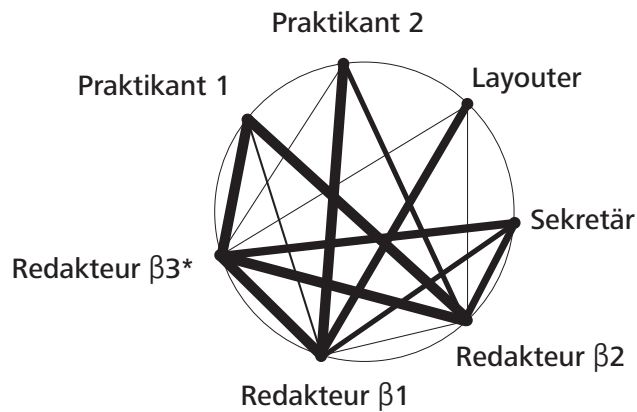


Abbildung 6.4: Die Frequenz der redaktionsinternen Interaktion zwischen den Personen als Netzwerkgraph. Aufgetragen sind Kommunikationshandlungen mit codiertem Partner. Beobachtet werden die drei Redakteure. *Redakteur hat eine Leitungsrolle inne. Einschränkung: $\beta 1$ und $\beta 2$ waren während der Beobachtungswoche nicht gleichzeitig in der Redaktion anwesend. (N = 120).

Die Kommunikationsstrukturen der BERLINER ZEITUNG (Abb. 6.4) zeigen ein ähnliches Muster. Allerdings sind die Kommunikationsströme breiter gestreut. Die Kommunikation der Redaktion ist nicht so abgeschlossen wie in der RUNDSCHAU. Auch die beiden Praktikanten und der Sekretär sind intensiv eingebunden.⁵⁹ Unter den Redakteuren herrscht ein dichter Kommunikationsaustausch. Das Sekretariat hat auch räumlich eine zentrale Stellung. Zwei von drei Büros gehen direkt vom Sekretariat aus, während es in der RUNDSCHAU räumlich getrennt ist. Eine Herausdifferenzierung von Knotenpunkten an »informellen Rollen«, wie sie Altmeppen beim Hörfunk findet, zeigt sich im Wissenschaftsjournalismus nicht (1999, 145).

Altmeppen unterscheidet für Kommunikation interne und externe Partner. Seine Untersuchung zeigt, dass Radio-Journalisten nur selten Kontakt mit ihren Hörern haben (1999, 144). Das gilt offenbar auch für die Wissenschaftsjournalisten und ihre Leser. In den beobachteten achtzehn Tagen werden nur drei direkte Leserkontakte notiert. Vermutet wird, dass Leser schriftlich mit den Leserbriefredaktionen und telefonisch mit den Sekretariaten in Kontakt kommen. Für Online-Journalisten fand Quandt immerhin einen Anteil »externer Subjektbezüge« von neun Prozent, wertet aber auch diesen Wert als niedrig für den als besonders interaktiv geltenden Netz-Journalismus (2005, 290).

6.5.3 Komposition

Die **Mischung** oder **Komposition** einer Wissenschaftsseite ist einer der faszinierendsten Prozesse, der von außen nicht erklärbar ist. Wieso geht es links um die Simpsons und daneben um die Kultusministerkonferenz? Wie trifft Doping auf Einstein? Und warum wird ein Artikel über Zahnschmerzen um die ägyptischen Pharaonin Hatschepsut ergänzt?

59. Das Kommunikationsverhalten der Nicht-Redakteure untereinander wird nicht erfasst. Zwei Redakteure waren während der Beobachtungswoche nicht gleichzeitig in der Redaktion anwesend, dementsprechend eingeschränkt ist der Kommunikationsfluss zwischen ihnen.

Das Phänomen taucht in den Leitfadengesprächen auf. Redakteur γ_4 sagt zu einer thematischen Seite: »Ich glaube, das ist uns ganz gut gelungen. Die Mischung war einfach gut.« (γ_4 -19), während Redakteur δ_1 eine Mischung auch »aus leichten bis seichten« (δ_1 -4) Themen sogar zum Grundprinzip erklärt.

Seitenmischung

Themen					
Februar	DIENSTAG	MITTWOCH	DONNERSTAG	FREITAG	SAMSTAG
MONTAG	DIENSTAG	MITTWOCH	DONNERSTAG	FREITAG	SAMSTAG
Lehner 14 ⁰⁰	Richter 13 ⁰⁰	Schweikert 14 ⁰⁰	Erler 12 ⁰⁰	Lehner 14 ⁰⁰	Forster 13 ⁰⁰
Schweikert 14 ⁰⁰	Erler 12 ⁰⁰	Hirner 9 ⁰⁰	Schweikert 14 ⁰⁰	Erler 12 ⁰⁰	
Horn 17 ⁰⁰	Andrich 11 ⁰⁰	Horn 17 ⁰⁰		Andrich 11 ⁰⁰	

Abbildung 6.5: Planungswand zur Seitenmischung in der BERLINER ZEITUNG. Eigene Darstellung unter Verwendung eines Fotos der Firma © ULTRADEX PLANUNGSGERÄTE.

Hier soll dieser Prozess anhand der Planungsmittel dargestellt werden. Die Redaktionen haben keine einheitlichen Planungssysteme. Lublinski stellt eine besonders ausgeprägte Terminplanung im Wissenschaftsjournalismus fest (Lublinski, 2004, 232). In einer Redaktion werden Termine in ein Hängeregister eingeordnet »in dem jeder Tag des Jahres vertreten ist« (Lublinski, 2004). Mir sind aus Redaktionen verschiedene Planungssysteme von der Tafel bis zum Redaktions-Wiki bekannt.

Besonders anschaulich wird die Mischung in der BERLINER ZEITUNG. Dort gibt es ein Planungs-Tafel (Abb. 6.5; B5.11q). Das einfache Prinzip: Wenn diese bunt ist, stimmt die Mischung der Seiten über eine Woche. Auf der Tafel der Marke ULTRADEX PLANRECORD sind die Daten für die nächsten sieben Wochen vermerkt. Jeder verbindlich von einem Redakteur geplante oder bei einem freien Autoren bestellte Artikel wird auf eine Karte geschrieben. Medizinthemen kommen auf eine gelbe Karte, Themen aus der Ökologie auf eine grüne, Technik auf eine blaue und Wissenschaftsgeschichte auf eine beige. Rote Karten bezeichnen geplante Schmuckbilder. Es wird jeweils für eine Woche im Voraus geplant, wobei durch das standardisierte Seitenlayout (Abb. 4.2) jeder Tag zwei Karten bekommt. In jeder Woche soll jeder Bereich vorkommen, einfarbige Tage werden vermieden. Ergänzt wird die Planungstafel durch eine Spalte mit »Stehsatz«. Der Eindruck der Wissenschaftsseite als einer »bunten« Seite ist also nicht unbegründet. Die Planungstafel hängt im Sekretariat.

Im Wissenschaftsressort der FRANKFURTER ALLGEMEINEN SONNTAGSZEITUNG wird auf einer Schultafel-Tafel gemischt. Mögliche Seiten-Zusammenstellungen werden in verschiedenen Farben mit Kreide notiert. Für eine dieser Zusammenstellungen entscheidet sich die Redaktion. Die beobachtete Woche ist eine gelbe Woche. Die Planungstafel hängt im Büro des Ressortleiters. Die FRANKFURTER RUNDSCHAU mischt direkt im Redaktionssys-

tem. Durch die beschriebene Kombination von Wissen und Bildung findet eine ständige Mischung institutionalisiert statt (B5.13s).

»Andere [Themen] kommen aus Mischungsgründen zustande, dass wir also das Gefühl haben, jetzt haben wir hier eine Ausgabe, die in irgendeiner Weise Schlagseite hat. Finden wir nicht noch ein Thema, was diese Schlagseite in irgendeiner Weise ausbalanciert.« (B3.82-19)

Es gibt also Themen mit geringem Nachrichtenwert. Sie erscheinen, obwohl sie einen geringen Nachrichtenwert haben aus Gründen der Seitenmischung. Zusammenfassend lässt sich sagen, dass Kommunikation auch im Wissenschaftsjournalismus wichtig ist: Wissens-Seiten entstehen im Team, sie erfordern Abstimmung unter den Redakteuren. Dazu hat jede Redaktion ihre eigenen Kompositionsmechanismen entwickelt.

7 Fazit & Ausblick

7.1 Fazit

Wie arbeiten Wissenschaftsredakteure? Auf diese Frage habe ich in dieser Studie Antworten gegeben. Viele bestätigen die Theorie Kohrings vom Wissenschaftsjournalismus. Und sie konkretisieren das Bild der neuen Realität des Ressorts Wissen. Es wäre vermessen nach 18 Tagen unter Wissensmachern allgemeingültige Aussagen zu formulieren. Aber einen genauen Blick auf das Ressort lassen sie zu. Ich modelliere im Folgenden die beobachteten Wissensmacher für die beobachtete Zeit prototypisch.

Die beobachteten Wissensmacher machen das Wissen der Öffentlichkeit – und zwar in einem eigenständigen Ressort. Das Ressort Wissen bildet ihr eigenes Bezugssystem. Es ist das System der gemeinsamen Leistung für die Öffentlichkeit, aber auch der Konkurrenz. Die Wissensmacher vertrauen den Wissenschaftsberichten aus dem Ressort. Als Ressort leistet Wissenschaftsjournalismus die Reduktion des Umwelthorizonts Wissenschaft. Das Ressort ist operativ geschlossen. Die Wissensmacher erzeugen die Illusion einer direkten Beobachtung der *gesamten* Wissenschaft. Die Wissens-Seite simuliert die ganze Breite der Wissenschaft. Deshalb lehnen Wissensmacher auch Regionalität ab. Wie die Wissenschaft haben sie einen deutschlandweiten oder globalen Bezug.

Sie sind nicht von missionarischem Eifer getrieben, keine Bluthunde und keine Forscher an der Schreibmaschine.

Der durchschnittliche Wissenschaftsredakteur in dieser Untersuchung ist 41 Jahre alt und arbeitet seit sechs Jahren festangestellt im Wissenschaftsjournalismus. Die Argonauten der deutschen Presse sind fast ausnahmslos journalistisch sozialisiert. Doch den typischen Wissensmacher gibt es nicht: Die Studienfächer sind vielfältig und vor allem nicht unbedingt naturwissenschaftlich. Die Recherche dominiert ihren wissenschaftsjournalistischen Alltag. Drei Stunden täglich verbringen sie mit Recherchehandlungen. Sie wählen dabei aus, was mehrsystemzugehörig ist; ihre Auswahlprogramme sind Aktualität, Neuigkeit, Relevanz, Staunen und Vertrauen. Die Wissensmacher arbeiten aktuell. Die Untersuchung bestätigt, dass der Wissenschaftsjournalismus für die Öffentlichkeit

eine aktuelle Wirklichkeit der Wissenschaft konstruiert. Artikel vorzuproduzieren wird abgelehnt.

Wissensmacher orientieren sich an Neuigkeit und befinden sich in Konkurrenz zu Kollegen. Sperrfristen befürworten sie im Sinne seriöser Berichterstattung, denn Sperrfristen erlauben Planung. Die Sperrfristen können als spezifisch wissenschaftsjournalistische Zeit-Strukturen gelten. Relevant für die Wissensmacher ist, was die Gesellschaft betrifft – und was sie selbst überrascht. Sie sehen sich selbst als wichtigen Relevanzmaßstab – und erstellen deshalb Produkte, mit denen sie selbst zufrieden sind.

Der Kontakt zu Wissenschaftlern ist selten, aber lang. Die Länge spricht für seine Bedeutung. Die Wissenschaftler haben vielfältige Funktionen. Die wissenschaftliche Erkenntnis ist aber kein Selektionskriterium, sie dient den Wissensmachern als Aufhänger für Geschichten. Die E-Mail-Vorabmeldungen der wissenschaftlichen Journale dienen vermutlich als Nachrichtenagenturen.

Die Wissensmacher nutzen die ganze Vielfalt der Darstellungsformen, von der Kolumne bis zum Kommentar, von der Reportage bis zum Bericht. Die Darstellung erfolgt oft erzählend, viele ihrer Artikel sind Geschichten. Wissenschaftsjournalismus ist aber auch Meinungsjournalismus. Die Wissensmacher kommentieren regelmäßig aktuelle Ereignisse mit Wissenschaftsbezug. Unabhängig von der Form: Die Wissensmacher arbeiten genau. Die Prüfprogramme sind ausgeprägt. So konstruieren sie für die Öffentlichkeit eine *journalistisch überprüfte* Wissenschaft.

Die Wissens-Seiten werden gestaltet, nicht gefüllt. Die Komposition der Seiten erfolgt in allen Redaktionen unterschiedlich, wird aber überall als wichtiger Prozess beschrieben. Wissensmacher arbeiten im Team. Unter den Redakteuren herrscht ein dichter Kommunikationsaustausch. Die Kommunikationsstrukturen sind netzförmig und hierarchiearm. Meine Expedition unter die Wissensmacher hat es mir ermöglicht, dieses Bild zu zeichnen. Das Bild einer ungeahnten Realität mitten in der Öffentlichkeit.

7.2 Ausblick

Werden wir die Informationen über die Wissenschaft als Informationen über die Realität akzeptieren, wenn wir wissen, wie sie produziert werden? Journalismus ist in der Gesellschaft ebenso wichtig wie Wissenschaft, Bildung und Protest. Man sollte Journalismus nicht mit diesen Systemen verwechseln. Er forscht nicht, unterrichtet nicht, demonstriert nicht. Wer solche Funktionen für den Journalismus fordert, wird ihn überfordern. Dafür haben sich Schulen und Universitäten, Chemiekonzerne und Protestbewegungen herausdifferenziert. Nur ein nach eigenen Maßstäben beobachtender Journalismus ist autonom und lesenswert.

Auf vieles hat bisher das Paradigma Wissenschaftspopularisierung den Blick verstellt. Die Arbeit der Wissensmacher ist facettenreich. Jede dieser Facetten bietet Herausforderungen für die Kommunikationswissenschaft. Vielfältig kann an die hier vorgestellten Er-

kenntnisse angeschlossen werden. Allein die Komposition von Seiten eröffnet ein fast völlig unbearbeitetes Feld.

Die Ergebnisse können auch helfen, journalismustheoretisch begründete Qualitätskriterien für den Wissenschaftsjournalismus zu entwickeln (Kohring, 1998, 176). Der Maßstab für guten Wissenschaftsjournalismus ist schlechter Wissenschaftsjournalismus – nicht die normativen Vorstellungen einiger Kommunikationswissenschaftler. Dafür muss die Forschung, dafür muss der Wissenschaftsjournalismus den Wissenschaftsjournalismus kennen. Nachdem Kohrings Theorie durch Lublinski für das Radio und in dieser Arbeit für die Presse in Beobachtungen umgesetzt werden konnte, liegt Wissenschaftsjournalismus im Netz, in Magazinen und im Fernsehen noch im Dunkeln. Gehören sie zum selben Ressort Wissen?

Die neuen Wege in der Methode haben sich bewährt. Die Methoden-Triangulation hat sich als robustes Instrumentarium erwiesen. Die teilstandardisierte Beobachtung hat neue Wege der Auswertung erlaubt. Das methodische Vorgehen wird hier auch deshalb so detailliert dargestellt, um vergleichende Arbeiten in anderen Journalismus-Bereichen zu ermöglichen. Das würde erlauben, den Wissenschaftsjournalismus *als Journalismus* vergleichend beschreiben zu können.

Der Ressort Wissen ist ein soziales System. Das macht es vergleichbar mit anderen Systemen. Die Frage ›Wie arbeiten Redakteure?‹ kann auch anderen Ressorts gestellt werden. Die Programme, die für den Wissenschaftsjournalismus zur Verarbeitung seines Umwelthorizonts beschrieben werden, können mit diesen Systemen verglichen werden. Der staunende Politikredakteur und der vertrauensbildende Wirtschaftsredakteur sind spannende Fälle für die Forschung. Fruchtbar wäre die Erforschung der Frage, wie sich das Verhältnis der Politikjournalisten zur Parteien, das der Wirtschaftsjournalisten zu Unternehmen, das der Feuilletonjournalisten zum Kulturbetrieb mit dem Verhältnis des Wissenschaftsjournalismus zur Wissenschaft gleicht. Auch diese Ressorts entlasten die Gesellschaft, indem sie Probleme *durch Kommunikation* lösen. Warum sollten sie das anders tun als ihre Kollegen im Ressort Wissen nebenan?

Wie die Wissenschaftsredakteure arbeiten, hat diese Untersuchung gezeigt. Sie hat analysiert, wie die Wissensmacher bestimmen, was wir über Wissenschaft durch die Massenmedien wissen. Und das ist eine Menge. »Was wir über die Stratosphäre wissen, gleicht dem, was Platon über Atlantis weiß: Man hat davon gehört.« (Luhmann, 1996, 9). Davon gehört haben wir durch Wissenschaftsjournalismus.

Register

Verweise auf Abbildungen sind kursiv gesetzt.

Anschlussfähigkeit

- von Kommunikationen 16
- an die eigene Berichterstattung 29
- der Selektion 37
- Aktualität, Orientierung an 7
- als Leitunterscheidung 12
- als Selektionsprogramm 12, 22, 25ff., 103ff.
- in Redaktionen 75, 90, 93, 98, 103
- vs. Planung 96
- vs. tiefgehende Recherche 101
- keine 95, 107, 110
- Alarmismus 90, 107
- Arbeitsgeschwindigkeit, als Länge und Frequenz des Handelns 4, 78ff., 79
- Archiv 14, 22, 77, 85, 100ff., 115
- Autopoiesis 36, 43ff., 52
- autorisieren von Zitaten 22, 114
- Badische Zeitung 68, 71ff., 72, 79, 80, 82, 85, 89, 90, 102, 112ff., 117, B1.1, B3.1, B.5.1, B.6.1
- Beobachter, Journalismus als autonomer B. 6, 41, 90
- Beobachtung, als Methode 46ff.
- Beobachtungsformen 48
- Tagebücher 54
- Berliner Zeitung 67, 68, 73ff., 73, 78, 79, 80, 81, 82, 90ff., 102, 105, 112, 113, 114, 117, 118, 118
- im Vergleich mit der Frankfurter Rundschau 95
- B1.2, B3.2, B.5.2, B.6.2
- Bezugssystem, Wissenschaft als 107, 115
- Code, Selektions- 12, 44
- Darstellungsprogramme 6, 22, 33ff., 60, 77, 94, 111ff., 116
- Anteil am Gesamthandeln 82
- Häufigkeit 82
- als Besonderheit 83
- Anteil an der typischen Stunde 90, 92, 95, 98
- Dinosaurier, 1, 107ff., 108, 113
- Embargo, s. Sperrfristen
- Ensembles, journalistische, s. Seitenmischung
- Ereignisse, 43, 67, 71, 72, 78, 86, 90, 98, 111
- Auswahl von E. 7, 12, 25ff., 30ff. 96, 103ff.
- Sinn von E: 38, 39
- Fachzeitschriften 8, 22, 27, 28, 42, 60, 91, 101, 103, 110
- Flussdelphine, als Thema 1, 38ff.
- Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung 67ff., 76ff., 76, 79, 82, 97ff., 102, 107, 112, 113, 117
- B1.4, B3.9, B.5.4, B.6.4
- Frankfurter Rundschau 13, 28, 68, 69, 74ff., 75, 80, 82, 93ff., 112, 113, 117, 117, 118, B1.3, B3.5, B.5.3, B.6.3
- Vergleich mit Berliner Zeitung 95
- Fremdbeobachtung, s. Public Relations
- Funktion, 40ff.,
- von Aktualität 25
- vs. Leistung 37

- von Kritik und Kontrolle 7
- Herstellung von Themen 11
- von Wissenschaft 84
- als Lexikonredaktion 85
- der Recherche 101, 109, 112
- Gatekeeper 48, 52
- Gegenlesen, Praxis des 32, 34, 80, 93, 114
- Geschlossenheit, operative 36, 41ff., 63, 81, 98, 118
- Glaubwürdigkeit 30
- Google 1, 102, 115
- Handeln, journalistisches 3, 14ff., 29, 31, 34, 45ff., 56, 59, 67, 77ff., 117
- als Reduktion 15
- Handys, als Thema des Wissenschaftsjournalismus 11, 13, 29
- Hermann und Brach, Skandal um 23
- Hierarchien 35, 93, 96, 118
- Infografik 76, 98, 112ff.
- Irritationen 19, 21, 27, 30, 31, 41, 49, 111
- Journalismus
- als autonomer Beobachter s. Beobachter
- als analytischer Grundbegriff 9
- Kommunikation, 39, 44, 54, 82, 84, 88, 89, 92, 95, 98, 100, 101
- und Handlung 14ff., 15
- als Baustein von Programmen 21ff.
- Kommunikation, medienvermittelte
- Anteil an der typischen Stunde 90, 92, 95, 98
- Kommunikationsstrukturen, in den Redaktionen 35, 35, 62, 95ff., 101, 115, 117, 118
- Komplexität, Reduktion von 10, 15, 18, 29, 39, 41, 43, 45, 49
- Komposition, von Seiten, 2, 22, 115, 119ff., 119
- Koordination 23, 30, 34ff., 81, 82, 88, 94, 96, 113ff.
- Leistungssystem, 8, 33, 37, 43
- Leser 5, 11, 13, 22, 25, 29ff., 72, 74, 80ff., 88, 96, 103, 108, 110ff.
- Interesse d. L. 40
- Orientierung am 99, 111
- Leserbrief 31, 103
- Lexikonredaktion 8, 85
- Mehrsystemzugehörigkeit 12ff., 26, 31, 37, 39, 41, 104, 106, 109ff.
- Nachrichtenagentur, 107
- Ticker 99
- Redaktionssystem 100
- Fachzeitschriften als 8, 27, 103, 106
- Nachrichtenwertforschung 6, 11, 30
- Nature (Fachzeitschrift) 8, 11, 42, 103, 105, 106
- Neuigkeit 12, 22, 26ff., 32, 34, 71, 105ff.
- Öffentlichkeit 3, 5, 6, 8, 11, 12, 23ff., 26ff., 30, 33ff., 38, 43ff., 52, 55, 55, 63, 104ff., 109, 113, 115
- Originalität 2, 31, 110, s. auch Staunen

Planung 67, 80, 85, 87, 91ff., 97, 100, 105, 113, 117, 119ff.
 vs. Aktualität 96
 Produktion von Seiten, Anteil an der typischen Stunde 90, 92, 95, 98
 Programme 1ff, 11, 12, 14ff., 20ff., 39, 41, 42ff., 45, 50, 56, 60, 67, 70, 77, 81, 84, 92, 99, 100, 101ff.
 und Bausteine 15
 und Handlung 20
 historische 22
 Übersicht 22
 Prüfprogramme 4, 8, 22, 34ff., 45, 113, 114
 Pop-Science, s. Popularisierung
 Popularisierung 2, 5, 6, 8, 23, 40
 Public Relations 17, 44, 46, 109ff.
 Qualität v. Journalismus 11, 25, 36, 91, 107, 115
 Quellen 83, 103
 Realität
 des Mitteilenden 33
 des Journalismus 1, 38, 40, 42ff., 55ff., 77
 -sgewissheit 10
 der Wissenschaft 25
 Recherche, 2, 14, 21, 22, 24, 28, 30, 34, 36, 46ff., 56, 63, 80, 82ff., 86, 91, 98, 101ff.
 Redigatur 22, 35, 47, 82, 91ff., 100, 112ff.
 Reflexivität 27, 53, 109
 Regionalität, Ablehnung von 66, 110
 Relevanz 12, 22, 30ff., 107ff., 111
 Ressort, 1, 4, 8ff., 21ff., 25, 36ff., 40, 71, 77ff., 121ff.
 Ansehen des 63, 80ff.
 Grenzen 12ff., 40, 81
 Integration in das R. 117
 Konkurrenzbezug 107
 als soziales System 19, 29, 43ff.
 spezifische Aktualität 103ff.
 spezifische Leistung 35
 und Umwelthorizont 13
 verspätetes 1, 8, 32, 36ff., 74, 93, 111
 als Wahrnehmungsstruktur 37, 55, 59
 Ressourcen 4, 60ff., 84, 99ff., 100
 Richtigkeit 34, 114ff.
 Risikojournalismus 29, 49, 107ff.
 Routinen, s. Programme
 Sammlungsprogramm 21, 23ff., 45, 92, 102
 Anteil an der typischen Stunde 90, 92, 95, 98
 Science (Fachzeitschrift) 8, 11, 28, 42, 78, 103, 105, 106
 Schön, Jan-Hendrik (Physiker) 23
 Schreiben, s. Textproduktion
 Seitenmischung, s. Komposition

Selbstverständnis 80, 90, 93, 101, 106
 Selektion 3, 9ff, 17ff., 24ff., 38ff., 44ff., 52, 54, 63, 84, 103ff, 106ff., 110ff.
 Selektionsberatung 11
 Sinn 10, 33, 38ff., 44
 -grenzen 12ff.
 -provinzen 10
 Sperrfristen, 27ff., 105ff., 11ff.
 Spiegel, Der 7, 16, 29, 39, 42, 74, 78, 90, 102
 Staunen 12, 22, 32ff., 110ff.
 Stichprobe 64, 64
 Süddeutsche Zeitung 13, 27, 29, 36, 39, 64, 90, 108
 System, soziales 5, 15ff., 19, 21, 27, 29, 36ff., 40, 42ff., 52
 Teamarbeit 1, 22, 35, 86, 115ff. 116
 Thema 27, 60, 72, 85ff., 88, 94, 97ff.
 Textproduktion
 Anteil an der typischen Stunde 90, 92, 95, 98
 Tschernobyl, 13, 28, 107ff.
 Umwelt 5, 12, 19, 24, 30, 37ff., 41ff., 54, 84, 110
 Umwelterwartungen 5, 12, 21, 29
 Umwelthorizont 3, 13ff., 122
 Umweltkomplexität 10, 41
 Unwahrscheinlichkeit 10, 17, 20, 23, 52, 86, 102, 110
 Vertrauen 12ff., 22, 28ff, 42, 106ff., 110ff., 115
 Vogelgrippe, als Thema 9, 71, 107ff.
 Vulgarisation, s. Popularisierung
 Wahrheit 11, 29, 34
 Wahrnehmungslenkung
 als Problem bei Beobachtungen 51
 Wikipedia 1, 98, 100, 102, 115
 Wissenschaft, Erkenntnis d. W. 11, 12, 30, 38, 74, 84
 mediale Realität der W. 25
 Wissenschaftsjournalismus
 Besonderheiten 83ff.
 Forschungsergebnisse 4ff.
 Programme 19ff., 101ff., 120ff.
 Schematischer Aufbau 15
 und Tagesgeschäft 26
 Verhältnis zur Wissenschaft 84
 Wissenschmacher, 1ff.
 und Realität 25
 Kennzeichen 42
 Woo-Suk, Hwang (Klonpionier) 1, 27ff.
 Zeit, Die (Wochenzeitung) 7, 8, 31, 64, 115
 Zeitdruck 25
 Zeitlichkeit 25ff., 104
 Zeitungsformat 20, 68, 69, 75

Literatur

- ADAMS, D. & CARWARDINE, M. (1991). *Die letzten ihrer Art. Eine Reise zu den Aussterbenden Tieren unserer Erde* (Übers. S. Böttcher). Hamburg: Hoffmann und Campe.
- AGK, ARBEITSGRUPPE FÜR KOMMUNIKATIONSFORSCHUNG & -BERATUNG (1998). *Bibliographie Wissenschaftsjournalismus. Erstellt mit Unterstützung des Förderprogramms Wissenschaftsjournalismus der Robert Bosch Stiftung*. Zürich: Selbstverlag.
- ALBRECHT, J. (2006). Wissenschaft wöchentlich: Von Sonntagsforschern und anderen Lesern. In H. Wormer (Hrsg.), *Die Wissensmacher. Profile und Arbeitsfelder von Wissenschaftsredaktionen in Deutschland*. (S. 44-61). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- ALTMEPPE, K.-D. (1999). *Die Redaktion als Koordinationszentrum*. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- ALTMEPPE, K.-D., DONGES, P., & ENGELS, K. (2002). Journalistisches Handeln genauer beobachtet. Zur Quantifizierung qualitativer Merkmale in der teilnehmenden Beobachtung. In M. Karmasin & M. Höhn (Hrsg.), *Die Zukunft der empirischen Sozialforschung*. (S. 105-126). Graz: Nausner & Nausner.
- BÄDER, B. & CATTANI, P. (1993). *Presse und Medizin im Spannungsverhältnis. Neudruck zweier Pionierstudien der Medizinkommunikation. Mit einer Bibliographie von Oskar Stodiek*. Bochum: Universitätsverlag Brockmeyer.
- BADISCHE ZEITUNG (2007). *Wir über uns. Die Redaktion*. Überprüft am 1. September 2007, empfangen von <http://badische-zeitung.de/bzservice/wir/redaktion/>
- BAECKER, D. (2005). *Kommunikation. Grundwissen Philosophie*. Leipzig: Reclam.
- BARALDI, C., CORSI, G., & ESPOSITO, E. (1997). *GLU. Glossar zu Niklas Luhmanns Theorie sozialer Systeme*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- BARTSCH, B. (2006, 19. November). Weisser Delphin vermisst. Experten aus aller Welt – auch aus der Schweiz – suchen im Jangtse den Chinesischen Flussdelphin. Möglicherweise ist er schon ausgestorben. *NZZ am Sonntag*, S. 81.
- BECK, K. (1994). *Medien und die soziale Konstruktion von Zeit: über die Vermittlung von gesellschaftlicher Zuordnung und sozialem Zeitbewußtsein*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- BECKER, B. v. (1980). *Berufssituation der Journalistin. Eine Untersuchung der Arbeitsbedingungen und Handlungsorientierungen von Redakteurinnen bei einer Tageszeitung*. München: Minerva-Publikation.
- BÉGUET, B. (1990). *La Science pour tous. Sur la vulgarisation scientifique en France de 1850 à 1914*. Paris: Bibliothèque du Conservatoire national des arts et métiers.
- BENCKISER, N. (1968). *Zeitungen in Deutschland. 56 Porträts von deutschen Tageszeitungen. Dargeboten durch die Frankfurter Allgemeine Zeitung*. Frankfurt a. M.: Frankfurter Allgemeine Zeitung.
- BENTELE, G. (1992). Zeitsrukturen in den aktuellen Informationsmedien. In W. Hömberg & M. Schmolke (Hrsg.), *Zeit. Raum. Kommunikation*. (S. 159-176). München: Ölschlager.
- BERLINER ZEITUNG [GESCHICHTE] (2006). *Geschichte und Entwicklung*. Überprüft am 15. August, 2007, empfangen von <http://www.berlinonline.de/berliner-zeitung/informationen/geschichte/geschichte/>
- BERLINER ZEITUNG, [REDAKTIONSSTATUT] (2006). *Redaktionsstatut der Berliner Zeitung vom 28. August 2006*. unveröffentlicht.
- BERLINER ZEITUNG [SELBSTDARSTELLUNG] (2005, 20. Mai). Die Redaktion. *Berliner Zeitung*, S. 33-48.
- BERLINER ZEITUNG, [VOLONTARIAT] (2007). *Volontariat bei der Berliner Zeitung*. Überprüft am 1. September 2007, empfangen von http://www.berlinonline.de/berliner-verlag/karriere/volontariat/volontariat_blz/index.php
- BERNDT, C. (2004, 13. Februar). Südkoreanische Forscher melden Durchbruch. Erstmals menschliche Embryos geklont. *Süddeutsche Zeitung*, S. 1.
- BLÖBAUM, B. (1994). *Journalismus als soziales System. Geschichte, Ausdifferenzierung und Verselbständigung*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- BLÖBAUM, B., GÖRKE, A., HETTER, H., MACHILL, M., & ZOTTA, F. (2005). *Wissenschaftsjournalismus bei Regional- und Boulevardzeitungen. Befragung, Inhaltsanalyse und Ausbildungsperspektiven*. Überprüft am 2. September 2007, empfangen von www.bertelsmann-stiftung.de/downloads

- BLUM, D. (1997). Investigative Science Journalism. In D. Blum & M. Knudson (Hrsg.), *A Field Guide for Science Writers*. (S. 86-93). Oxford: Oxford University Press.
- BÖHME, E. (2006, 14. Juni). Sind die Freunde noch zu retten? *Die Zeit*, S. 44.
- BORTZ, J. & BONGERS, D. (1984). *Lehrbuch der empirischen Forschung für Sozialwissenschaftler*. Berlin: Springer-Verlag.
- BRODDE, K. (1992). *Wer hat Angst vor DNS? Die Karriere des Themas Gentechnik in der deutschen Tagespresse von 1973-1989* (Sprache in der Gesellschaft, Bd. 20). Frankfurt am Main: P. Lang.
- BÜHLER, K. (1926). *Gesammelte Aufsätze zur Zeitungskunde*. Tübingen: Verlag der Laupp'schen Buchhandlung.
- CARSON, R. (1962). *Silent spring*. Boston Cambridge, Mass: Houghton Mifflin Riverside Press.
- DENZIN, N. K. (1978). *The research act. A theoretical introduction to sociological methods* (3. Aufl.). Englewood Cliffs: Prentice Hall.
- DERNBACH, B. (1994). Die Zeitungsredaktionen als organisiertes soziales System. Revisited by Mrs. Gates. In G. Bentele & K. R. Hesse (Hrsg.), *Publizistik in der Gesellschaft. Festschrift für Manfred Rühl*. (S. 141-160). Konstanz: Überprüft.
- DERNBACH, B. (2005). Was schwarz auf weiß gedruckt ist... Vertrauen in Journalismus, Medien und Journalisten. In B. Dornbach & M. Meyer (Hrsg.), *Vertrauen und Glaubwürdigkeit. Interdisziplinäre Perspektiven*. (S. 135-154). Opladen: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- DWORSCHAK, M. (2007, 5. Februar). Restrisiko Hirnriß. *Der Spiegel*, S. 152-153.
- ESPOSITO, E. (1997). Die Generalisierung der Kommunikation in den Massenmedien. *Medienjournal*, 1, 60-71.
- ESPOSITO, E. (2002). *Soziales Vergessen. Formen und Medien des Gedächtnisses der Gesellschaft*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- EVERS, M. (2006, 27. März). Liebling der Nation. *Der Spiegel*, S. 150.
- EVERTH, E. (1931). *Die Öffentlichkeit in der Außenpolitik von Karl V bis Napoleon*. Jena: Gustav Fischer.
- FAZ (2007, 14. Juni). Schnabelmonster aus der Kreidezeit. *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, S. 13.
- FAZ [Imagebroschüre] (2006). *Alles über die Zeitung. Die Frankfurter Allgemeine Zeitung stellt sich vor*. Frankfurt a.M.: Frankfurter Allgemeine Zeitung.
- FILLIES, F. (1936). Der aufgebrachte Leser oder 34° Wärme in Grönland. *Deutsche Presse*, 26, 148-150.
- FLICK, U. (2004). *Triangulation. Eine Einführung*. Opladen: VS Verlag.
- FLOTTAU, H. (1980). Liberal auf schwankendem Boden: Die »Frankfurter Rundschau«. In M. W. Thomas (Hrsg.), *Porträts der deutschen Presse. Politik und Profit*. (S. 97-107). Berlin: Volker Spiess.
- FRANKFURTER RUNDSCHAU (2006, 5. Dezember). In Kürze. Rüffel für Science. *Frankfurter Rundschau*, S. 36.
- FRIEDMAN, S. M. (1999). The Never Ending Story Dioxin. In S. M. Friedman, S. Dunwoody, & C. L. Rogers (Hrsg.), *Communicating Uncertainty: Media Coverage of New and Controversial Science*. (S. 113-136). Mahwah: Lawrence Erlbaum.
- GÄBLER, B. (2002). Die andere Zeitung. Die Sonderstellung der »Frankfurter Rundschau« in der deutschen Nachkriegspublizistik. In L. Hachmeister & F. Siering (Hrsg.), *Die Herren Journalisten. Die Elite der deutschen Presse nach 1945*. (S. 146-164). München: C. H. Beck.
- GALTUNG, J. & RUGE, M. H. (1965). The structure of foreign news. The presentation of the Congo, Cuba and Cyprus crisis in four Norwegian newspapers. *Journal of Peace Research*, 2, 64-91.
- GEHRAU, V. (2002). *Die Beobachtung in der Kommunikationswissenschaft. Methodische Ansätze und Beispielstudien*. Konstanz: Utb.
- GLOBERT, Y., IRLE, K., & KARISCH, K.-H. (2007). Kein Platz für saure Kost. Neue Erkenntnisse aus Wissen und Bildung erhalten künftig in der Frankfurter Rundschau breiteren Raum. *Frankfurter Rundschau*.
- GOEDE, W. C. (2004). Ein halbes Jahrtausend Wissenschaftsjournalismus. *Fachjournalist*, 4(12), 3-6.
- GOLDT, M. (2007). *QQ*. Berlin: Rowohlt.

- GÖPFERT, W. & STAMM, U. (1995). *Das Rechercheverhalten deutscher Wissenschaftsjournalisten/-innen. Ergebnis einer repräsentativen Befragung*. Berlin: Unveröffentlichter Forschungsbericht
- GÖRKE, A. (2000). *Risikojournalismus. Sondierung und Theorieentwurf*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- GÖRKE, A.; KOHRING, M., & RUHRMANN, G. (2001). Gentechnologie in der Presse. Eine internationale Langzeitanalyse von 1973 bis 1996. *Publizistik*, 45 (1), 20-37.
- GÖRKE, A. & KOHRING, M. (1996). Unterschiede, die Unterschiede machen: Neuere Theorieentwürfe zu Publizistik, Massenmedien und Journalismus. *Publizistik*, 41 (1).
- GÖRKE, A. & KOHRING, M. (1997). Worüber reden wir? Vom Nutzen systemtheoretischen Denkens für die Publizistikwissenschaft. *Medienjournal* (1), 3-14.
- GROTH, O. (1928). *Die Zeitung. Ein System der Zeitungskunde (Journalistik)*. (1-4). Mannheim: J. Bensheimer.
- HABERMAS, J. (1968). *Technik und Wissenschaft als »Ideologie«*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- HAFERKAMP, H. (1987). Autopoietisches soziales System oder konstruktives soziales Handeln? Zur Ankunft der Handlungstheorie und zur Abweisung empirischer Forschung in Niklas Luhmanns Systemtheorie. In H. Haferkamp & M. Schmid (Hrsg.), *Sinn, Kommunikation und soziale Differenzierung. Beiträge zu Luhmanns Theorie sozialer Systeme*. (S. 51-88). Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- HALLAN, J. (2007). *Synopsis of the described Arachnida of the World. Acari Project Status*. Überprüft am 2. September, empfangen von <http://insects.tamu.edu/research/collection/hallan/Acari/Family/oStatus2.txt>
- HALLER, M. (1987). Wie wissenschaftlich ist der Wissenschaftsjournalismus? Zum Problem wissenschaftsbezogener Arbeitsmethoden im tagesaktuellen Journalismus. *Publizistik*, 32 (3), 305-319.
- HALLER, M. (1996). Defizite im Wissenschaftsjournalismus. In S. Ruß-Mohl, W. Göpfert (Hrsg.), *Wissenschafts-Journalismus. Ein Handbuch für Ausbildung und Praxis*. (S. 13-21). München: List.
- HALLET, T. & YOHGESHWAR, R. (2006). Wissenschaft im öffentlich-rechtlichen Fernsehen I: Der Vorstoß ins Innere des Doppel-Whopers. In H. Wormer (Hrsg.), *Die Wissensmacher. Profile und Arbeitsfelder von Wissenschaftsredaktionen in Deutschland*. (S. 98-111). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- HANSEN, A., COTTLE, S., NEGRINE, R., & NEWBOLD, C. (HRSG.). (1998). *Mass communication research methods*. New York: New York University Press.
- HEBESTREIT, S. (2001, 11. April 2001). Druck aus Frankfurt. Die Frankfurter Allgemeine Zeitung will dem Axel Springer Verlag mit ihrer Sonntagszeitung zusetzen. *Frankfurter Rundschau*, S. 23.
- HIENZSCH, U. (1990). *Journalismus als Restgröße. Redaktionelle Rationalisierung und publizistischer Leistungsverlust*. Wiesbaden: Deutscher Universitätsverlag.
- HÖMBERG, W. (1990). *Das verspätete Ressort. Die Situation des Wissenschaftsjournalismus*. Konstanz: Uvk.
- HÖMBERG, W. (1992). Stagnation rather than Expansion. In AAAS (Hrsg.), *Science and the media*. (S. 79-96). New York: The Free Press.
- HÖMBERG, W. (2000). Auswahlkriterien für Wissenschaftsnachrichten. In W. Göpfert & S. Ruß-Mohl (Hrsg.), *Wissenschafts-Journalismus. Ein Handbuch für Ausbildung und Praxis*. (4. Aufl., S. 88-93). München: Paul List.
- ILLINGER, P. (2005, 6. Oktober). Der Neandertaler schafft es auf die Titelseite. *Süddeutsche Zeitung*, S. 25.
- IVW (2007). *Auflagen der deutschen Presse im 1. Quartal 2007*. Informationsgemeinschaft zur Feststellung der Verbreitung von Werbeträgern e.V.
- JAHODA, M., LAZARSFELD, P. F., & ZEISEL, H. (1975). *Die Arbeitslosen von Marienthal*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- JOHNSTONE, J. W. C., SLAWSKI, E. J., & BOWMAN, W. W. (1976). *The news people. A sociological portrait of American journalists and their work*. Urbana: University of Illinois Press.
- KAPITZA, A. (1997). *Transformation der ostdeutschen Presse. »Berliner Zeitung«, »Junge Welt« und »Sonntag/Freitag« im Prozess der deutschen Vereinigung* (Studien zur Kommunikationswissenschaft; Bd. 26). Opladen: Westdeutscher Verlag.
- KAUFMANN, J.-C. (1999). *Das verstehende Interview. Theorie und Praxis*. Konstanz: Uvk.

- KEPPLINGER, H. M. (1989). *Künstliche Horizonte. Folgen, Darstellung und Akzeptanz von Technik in der Bundesrepublik*. Frankfurt a. M.: Campus.
- KEPPLINGER, H. M., BROSIUS, H.-B., STAAB, J. F., & LINKE, G. (1992). Instrumentelle Aktualisierung. Grundlagen einer Theorie kognitiv-affektiver Medienwirkungen. In W. Schulz (Hrsg.), *Medienwirkungen*. (S. 161-189). Weinheim: VCH Acta humaniora.
- KEPPLINGER, H. M. & VOHL, I. (1976). Professionalisierung des Journalismus? Theoretische Probleme und empirische Befunde. *Rundfunk und Fernsehen*, 24, 309-343.
- KIERNAN, V. (2003). Embargoes and Science News. *Journalism & Mass Communication Quarterly*, 80(4), 903-920.
- KLAMMER, B. (2005). *Empirische Sozialforschung. Eine Einführung für Kommunikationswissenschaftler und Journalisten*. Konstanz: Utb.
- KLINOWSKA, M. (1991). *Dolphins, porpoises, and whales of the world. The IUCN red data book*. Gland: IUCN Publications Service Unit.
- KMR (2006, 15. Januar). Die Wahrheit im Fall Hwang. *Neue Zürcher Zeitung*, S. 71.
- KNEER, G. & NASSEHI, A. (2000). *Niklas Luhmanns Theorie sozialer Systeme. Eine Einführung*. Stuttgart: Utb.
- KOCH, E. R. (2000). Die heikle Recherche – eine Fallstudie. In W. Göpfert & S. Ruß-Mohl (Hrsg.), *Wissenschafts-Journalismus. Ein Handbuch für Ausbildung und Praxis*. (4. Aufl., S. 79-88). München: Paul List.
- KOHRING, M. (2001). *Vertrauen in Medien – Vertrauen in Technologie. Arbeitsbericht (196)*. Stuttgart: Akademie für Technikfolgenabschätzung in Baden-Württemberg.
- KOHRING, M. (1997). *Die Funktion des Wissenschaftsjournalismus. Ein systemtheoretischer Entwurf*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- KOHRING, M. (1998). Der Zeitung die Gesetze der Wissenschaft vorschreiben? *Rundfunk und Fernsehen*, 46 (2-3), 175-192.
- KOHRING, M. (2002). Vertrauen im Journalismus. In A. Scholl (Hrsg.), *Systemtheorie und Konstruktivismus in der Kommunikationswissenschaft*. (S. 91-110). Konstanz: Uvk.
- KOHRING, M. (2004). *Vertrauen in Journalismus: Theorie und Empirie*. Konstanz: Uvk Verlagsgesellschaft.
- KOHRING, M. (2005). *Wissenschaftsjournalismus. Forschungsüberblick und Theorieentwurf*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- KOHRING, M. & HUG, D. M. (1997). Öffentlichkeit und Journalismus. Zur Notwendigkeit der Beobachtung gesellschaftlicher Interdependenz – Ein systemtheoretischer Entwurf. *Medienjournal*, (1), 15-30.
- KRONE, R. (1987). *Der journalistische Arbeitsprozeß und die Methodik der redaktionellen Arbeit*. Leipzig: Karl-Marx-Universität.
- LAINE, M. DE (2000). *Fieldwork, participation and practice. Ethics and dilemmas in qualitative research*. London: Sage.
- LATOUR, B. (2005). *La science en action. Introduction à la sociologie des sciences*. Paris: Editions La Découverte.
- LUBLINSKI, J. (2004). *Wissenschaftsjournalismus im Hörfunk. Redaktionsorganisation und Thematisierungsprozesse*. Konstanz: Uvk.
- LUHMANN, N. (1973). *Vertrauen. Ein Mechanismus der Reduktion sozialer Komplexität* (2. erw. Aufl.). Stuttgart: Ferdinand Enke.
- LUHMANN, N. (1984). *Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie* (1. Aufl.). Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- LUHMANN, N. (1986). *Ökologische Kommunikation. Kann die moderne Gesellschaft sich auf ökologische Gefährdungen einstellen*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- LUHMANN, N. (1990). *Die Wissenschaft der Gesellschaft*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- LUHMANN, N. (1994). Die Tücke des Subjekts und die Frage nach dem Menschen. In P. Fuchs & A. Göbel (Hrsg.), *Der Mensch, das Medium der Gesellschaft*. (1. Aufl., S. 40-56). Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

- LUHMANN, N. (1996). *Die Realität der Massenmedien*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- LUHMANN, N. (1997). *Die Gesellschaft der Gesellschaft*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- MALINOWSKI, B. (1922). *Argonauts of the western Pacific. Robert Mond Expedition to New Guinea*. London: G. Routledge & Sons.
- MARCINKOWSKI, F. (1993). *Publizistik als autopoietisches System. Politik und Massenmedien: eine systemtheoretische Analyse*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- MARTENS, E. (2003). *Vom Staunen oder Die Rückkehr der Neugier*. Leipzig: Reclam.
- MARTINEAU, B. (2001). *First fruit. The creation of the Flavr savr tomato and the birth of genetically engineered food*. New York: McGraw-Hill.
- MATURANA, H. R. (1980). Man and Society. In F. Benseler, P. M. Hejl, & W. K. Köck (Hrsg.), *Autopoiesis, communication, and society. The theory of autopoietic systems in the social sciences*. (S. 11-32). Frankfurt: Campus.
- MAYRING, P. (2002). *Einführung in die qualitative Sozialforschung* (5. Aufl.). Weinheim: Beltz.
- MECKEL, M. (1999). *Redaktionsmanagement. Ansätze aus Theorie und Praxis*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- MEICHSNER, I. (1998). Böses Blut. In T. Leif (Hrsg.), *Leidenschaft: Recherche*. (2. erw. Aufl., S. 161-168). Opladen: Westdeutscher Verlag.
- MEIER, K. (2002). *Ressort, Sparte, Team. Wahrnehmungsstrukturen und Redaktionsorganisation im Zeitungsjournalismus*. Konstanz: Uvk.
- MERKENS, H. (2005). Auswahlverfahren, Sampling, Fallkonstruktion. In U. Flick, E. v. Kardorff, & I. Steinke (Hrsg.), *Qualitative Forschung. Ein Handbuch*. (S. 150-164). Hamburg: Rowohlt.
- MERTEN, K. (1973). Aktualität und Publizistik. Zur Kritik der Publizistikwissenschaft. *Publizistik*, 18, 216-235.
- MEYEN, M. (2002). *Die Quelle Mensch: Biographische Interviews als Weg zu einer Geschichte der Mediennutzung in der DDR*. Paper präsentiert auf der 4. Tagung der Fachgruppe ›Methoden der Publizistik- und Kommunikationswissenschaft‹ in der DGPK, Mainz. Die Befragung in der Kommunikationswissenschaft: Innovationen, Operationalisierungen, Standardisierung.
- MEYEN, M. (2002). Kollektive Ausreise? Zur Reichweite ost- und westdeutscher Fernsehprogramme in der DDR. *Publizistik*, 47, 200-220.
- MEYEN, M. (2003). *Einschalten, Umschalten, Ausschalten? Das Fernsehen im DDR-Alltag*. Leipzig: Leipziger Universitäts-Verlag.
- MEYEN, M. (2004). *Mediennutzung. Mediaforschung, Medienfunktionen, Nutzungsmuster*. Münster: Utb.
- MEYEN, M. (2005). Massenmedien. In J. Hüther & B. Schorb (Hrsg.), *Grundbegriffe Medienpädagogik*. (4. vollst. neu konz. Aufl., S. 228-233). München: Kopaed.
- MEYEN, M. & LÖBLICH, M. (2006). *Klassiker der Kommunikationswissenschaft. Fach- und Theoriegeschichte in Deutschland*. Konstanz: Uvk.
- MEYEN, M. & PFAFF, S. (2006). Rezeption von Geschichte im Fernsehen. Eine qualitative Studie zu Nutzungsmotiven, Zuschauererwartungen und zur Bewertung einzelner Darstellungsformen. *Media Perspektiven*, 2, 102-106.
- MIKOS, L. & WEGENER, C. (Hrsg.). (2005). *Qualitative Medienforschung. Ein Handbuch*. Konstanz: Uvk.
- MKF (2007, 31. August). Baji kehrt zurück. Angeblich ausgestorbener chinesischer Flussdelphin gesichtet. *Süddeutsche Zeitung*, S. 18.
- MÜLLER, C. (Hrsg.). (2004). *SciencePop. Wissenschaftsjournalismus zwischen PR und Forschungskritik*. Graz: Nausner & Nausner.
- NEFFE, J. (2000). Die Wissenschaftsreportage. In W. Göpfert & S. Ruß-Mohl (Hrsg.), *Wissenschaftsjournalismus. Ein Handbuch für Ausbildung und Praxis*. (4. Aufl., S. 164-187). München: Paul List.
- NELKIN, D. (1987). *Selling science. How the press covers science and technology*. New York: W.H. Freeman.
- NOELLE-NEUMANN, E. (1997). Rationale und irrationale Elemente der öffentlichen Meinung zu Wissenschaft und Technik. *Publizistik*, 42(4), 439-455.

- PNAS (2005). *Proceedings of the National Academy of Sciences Embargo Policy*. Überprüft am 5. September 2007, empfangen von <http://www.pnas.org/misc/journalist.shtml>
- QUANDT, T. (2005). *Journalisten im Netz: eine Untersuchung journalistischen Handelns in Online-Redaktionen*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- RAABE, J. (2005). *Die Beobachtung journalistischer Akteure. Optionen einer empirisch-kritischen Journalismusforschung*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- REINECKE, J. (2007). *Wer seid das, ihr?* Überprüft am 5. September 2007, empfangen von <http://planckton.de/2007/06/14/testnachricht/>
- RENSBERGER, B. (1997). Covering Science for Newspapers. In D. Blum & M. Knudson (Hrsg.), *A Field Guide for Science Writers*. (S. 7-16). Oxford: Oxford University Press.
- RIEHELMANN, C. (2007, 11. Juli). Bilder und Töne der Natur. *Taz*.
- RIEHL-HEYSE, H. (2001, 1. Oktober). Ja, und weiter? Die ›Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung‹ ist da. *Süddeutsche Zeitung*, S. 21.
- RIPOTA, P. (2005, August). Die Botschaft der Aliens: Sie steckt in unserem Erbgut!. *P.M. Magazin*, S. 72.
- RÜHL, M. (1968). *Die Zeitungsredaktion als organisiertes soziales System*. Bielefeld: Bertelsmann Universitätsverlag.
- RÜHL, M. (1970). Der Forscher als teilnehmender beobachter der Arbeit und Organisation von massenmedien. Probleme und Erfahrungen. *Rundfunk und Fernsehen*, (2), 156-168.
- RÜHL, M. (1980). *Journalismus und Gesellschaft. Bestandsaufnahme und Theorienentwurf*. Mainz: v. Hase und Koehler.
- RÜHL, M. (1987). Humankommunikation und menschliche Erfahrung. Zum Umbau von Kernbegriffen in der gegenwärtigen Gesellschaft. In M. Rühl (Hrsg.), *Kommunikation und Erfahrung. Wege anwendungsbezogener Kommunikationsforschung*. (S. 5-66). Nürnberg: Universität.
- RÜHL, M. (1990). Moral in der Wissensvermittlung. In S. Ruß-Mohl (Hrsg.), *Wissenschaftsjournalismus und Öffentlichkeitsarbeit. Tagungsbericht zum 3. Colloquium Wissenschaftsjournalismus vom 4./5. November 1988 in Berlin*. (S. 153-163).
- RÜHL, M. (1992). Redaktionszeiten. Zur publizistischen Bewältigung von Ereignisturbulenzen. In W. Hömberg & M. Schmolke (Hrsg.), *Zeit. Raum. Kommunikation*. (S. 177-196). München: Ölschlager.
- RÜHL, M. (2005). Vertrauen – kommunikationswissenschaftlich beobachtet. In B. Dernbach & M. Meyer (Hrsg.), *Vertrauen und Glaubwürdigkeit. Interdisziplinäre Perspektiven*. (S. 121-134). Opladen: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- SCHENK, M. & SONJE, D. (2000). *Journalisten und Gentechnik*. München: Reinhard Fischer.
- SCHMID, M. (1987). Autopoiesis und soziales System: Eine Standortbestimmung. In H. Haferkamp & M. Schmid (Hrsg.), *Sinn, Kommunikation und soziale Differenzierung. Beiträge zu Luhmanns Theorie sozialer Systeme*. (S. 25-50). Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- SCHOLL, A. & WEISCHENBERG, S. (1998). *Journalismus in der Gesellschaft. Theorie, Methodologie und Empirie*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- SCHRADER, C. (2007, 31. Januar). Handys können Krebs auslösen. Nach jahrelangem intensiven Telefonieren steigt das Risiko, an einem bösartigen Hirntumor zu erkranken. *Süddeutsche Zeitung*.
- SCHRADER, C. (2007). Niemand darf so tun, als wüsste er, was wirklich los ist. *WPK-Quarterly*, 1, 4-5.
- SENTKER, A. (1998). PU statt PR? Journalismus kann verstehen helfen, werben darf er nicht. *attempto! Forum der Universität Tübingen*, 5.
- SENTKER, A. & DRÖSSER, C. (2006). Wissenschaft zwischen Wochenzeitung und Magazin: Zu wenig Zeit für Die Zeit? In H. Wormer (Hrsg.), *Die Wissensmacher. Profile und Arbeitsfelder von Wissenschaftsredaktionen in Deutschland*. (S. 63-79). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- SIEGL, E. (1983, 21. Juli). Kreml beklagt Chaos bei Produktion von Atomkraftwerken. Systematische Verletzungen der Technologie- und Sicherheitsvorschriften. *Frankfurter Rundschau*.
- SPRINGER, N. (2006). *Rasende Reporter auf dem Datenhighway. Wie Lokal- und Mantelredakteure Recherchemittel nutzen und bewerten*. Illmenau: Unveröffentlichte Diplomarbeit an der Universität Illmenau.

- SZ (2007, 14. Juni). Schnabelmonster aus der Kreidezeit. *Süddeutsche Zeitung*, S. 20.
- TUCHMAN, G. (1978). *Making news. A study in the construction of reality*. New York: Free Press.
- TUCHOLSKY, K. (1975). Der Zyniker. In M. Gerold-Tucholsky & F. J. Raddatz (Hrsg.), *Gesammelte Werke in 10 Bänden*. (Bd. 10, 17ff.). Reinbek: Rowohlt Verlag.
- TURVEY, S. T.; PITMAN, R. L.; TAYLOR, B. L.; BARLOW, J.; AKAMATSU, T.; BARRETT, L. A.; ET AL. (2007). First human-caused extinction of a cetacean species? *Biology Letters*, 3(5), 537-540.
- VICIANO, A. (2006, 16. Februar). Nur der Hund ist echt. Der Skandal um den koreanischen Klonforscher Hwang Woo-Suk zieht immer größere Kreise. *Die Zeit*, S. 36.
- WAGNER, H. (1999). *Verstehende Methoden in der Kommunikationswissenschaft*. München: Reinhard Fischer.
- WCMC (2007). *Global Climate Change and Biodiversity*. Überprüft am 1. September 2007. <http://www.unep-wcmc.org/>.
- WEBER, M. (1991). Wissenschaft als Beruf. *Schriften zur Wissenschaftslehre*. (S. 237-274). Ditzingen: Reclam.
- WEIDMANN, K. (1998). Die heimliche Seuche: Der Killer-Keim EHEC. Chancen und Probleme einer Recherche im Ausland. In T. Leif (Hrsg.), *Leidenschaft: Recherche*. (2. erw. Aufl., S. 153-160). Opladen: Westdeutscher Verlag.
- WEISCHENBERG, S. (2004). *Journalistik 1. Mediensysteme, Medienethik, Medieninstitutionen. Lehrbuch. Medienkommunikation: Theorie und Praxis*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- WEISCHENBERG, S., MALIK, M., & SCHOLL, A. (2006). *Die Souffleure der Mediengesellschaft. Report über die Journalisten in Deutschland*. Konstanz: Uvk.
- WHITE, D. M. (1950). The Gatekeeper. A Case Study in the Selection of News. *Journalism Quarterly*, 27, 383-390.
- WILKINS, L. (1993). Between facts and values: Print media coverage of the greenhouse effect. *Public Understanding of Science*, 2, 71-84.
- WOLLING, J. & KUHLMANN, C. (2003). Das Internet als Gegenstand und Instrument der empirischen Kommunikationsforschung. In M. Löffelholz & T. Quandt (Hrsg.), *Die neue Kommunikationswissenschaft*. (S. 131-161). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- WORMER, H. (2004). Von der ›Maus‹ bis zur Wissenschaftskritik. Interview mit dem Wissenschaftsredakteur Holger Wormer vom Institut für Journalistik (IFJ) der Universität Dortmund. *Mundo. Das Magazin der Universität Dortmund*, S. 10-13.
- WORMER, H. (Hrsg.). (2006). *Die Wissensmacher. Profile und Arbeitsfelder von Wissenschaftsredaktionen in Deutschland*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- WORMER, H. (2006). Wissenschaft bei einer Tageszeitung: Fragen zur Vergiftung von Ehegatten und andere Dienstleistungen. In H. Wormer (Hrsg.), *Die Wissensmacher. Profile und Arbeitsfelder von Wissenschaftsredaktionen in Deutschland*. (S. 12-27). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- ZEIT-WISSEN (2006, September). Wissen auf allen Kanälen. Fast jeder Sender sendet Wissenschaft. Ein Überblick für die ganze Woche. *Zeit Wissen*, S. 44-45.

Anhang A

A.1 Feldkontakt

Mit individuell angepassten Varianten dieses Schreibens wird das Forschungsvorhaben den Redaktionen vorgestellt.

Journalismus-Wissenschaft braucht Journalisten
Sehr geehrte Redakteurin, sehr geehrter Redakteur,

Es ist nicht schön Versuchskaninchen zu sein. Mein Vorhaben, Sie zur Mitarbeit an einer Journalismus-Studie zu gewinnen, braucht gute Argumente. Meins heißt: Empirie.

Eine Woche möchte ich Ihre Redaktion beobachten. Denn Ihre Wissensseite ist ein wertvolles Untersuchungsobjekt für meine Diplomarbeit am Institut für Kommunikationswissenschaften in München (www.ifkw.de). Eine aktuelle Studie hat gezeigt, dass ein Redakteur am Tag über 220 Handlungen macht. Bekommen Sie Ihre 220 Handlungen zusammen?

Ich möchte die Komplexität des Wissenschaftsjournalismus untersuchen. So kann ich im Detail zeigen, wie aufwändig die wissenschaftsjournalistische Arbeit ist. Methode ist die standardisierte Beobachtung. Dabei werde ich Sie kaum stören. Als Wissenschaftsjournalist kenne ich die Abläufe in verschiedenen Redaktionen. Und Sie bekommen eine ›Blattkritik am Entstehungsprozess‹.

Fast jede Woche berichten Sie über Menschen, die sich der Wissenschaft zur Verfügung gestellt haben. Und gute Journalismus-Wissenschaft braucht Journalisten. Für die Wissenschaftsjournalismus-Forschung brauche ich Sie.

Ich freue mich auf Ihre Fragen.

Mit freundlichen Grüßen

Jakob J. E. Vicari

A.2 Codebuch

A. Rahmen

- 1 nicht codiert, fehlt
- P parallel → Verweis

ORT (REDAKTION)

- 1 eigener Arbeitsplatz
- 2 Büro Kollege (Index: Person)
- 3 Konferenzraum
- 4 Gang (+85)
- 9 Sonstige (notieren)

B. Handlung

SAMMELN

- 10 Netz (+500 – +509)
- 11 Archiv
- 12 Lesen (z.B. Zeitung) (+201 – +206)
- 13 Medien (Film, Bilder usw.) sichten
- 14 Fragemanuskript schreiben
- 15 Interview führen (ggf. + 303)
- 19 Sonstige (notieren)

SCHREIBEN / TEXTPRODUKTION

- 30 Notizen
- 31 Textproduktion (+400 / +402) (+ Index)
- 32 Eigentext umarbeiten (+ Thema)
- 33 Fremdtext redigieren o. umarbeiten (+ Index)
- 34 Artikel ausstatten (BUs, Überschriften)
- 39 Sonstige (notieren)

PRODUKTION

- 50 Layouten
- 51 Bildbearbeitung Foto
- 52 Gegenlesen, Rechschreibprüfung
- 59 Sonst. techn. Tätigkeit (kopieren...)

KOMMUNIKATION – FACE TO FACE [INTERN]

- 60 Einzelgespräch
- 61 Gruppengespräch
- 62 Redaktionssitzung
- 69 Sonstige (notieren)

KOMMUNIKATION – MEDIENVERMITTELT

- 70 Post durchsehen (+207)
- 71 Brief schreiben (+208)
- 72 E-Mails durchsehen (+401)
- 73 E-Mails schreiben (+401)
- 74 Chatten (+409)
- 75 Anruf tätigen (+301)
- 76 Anruf annehmen (+301)
- 77 Fax lesen (+211)
- 78 Fax schicken (+304)
- 79 Sonstige (notieren)

MODIFIER KOMMUNIKATIONSPARTNER

- K Kollege (eigene Redaktion)
- J freier Journalist
- B Betroffener
- W Wissenschaftler
- U Unternehmen
- I Interessen-Verband
- P Politiker
- L Leser

ALLG. ORGANISATION / SONSTIGE

- 80 Schreibtisch aufräumen
- 81 allg. Vorbereitung auf (+eintragen)
- 82 warten auf (+eintragen)
- 83 Anleitung Praktikant
- 84 Planung
- 85 Ortswechsel (angeben)
- 86 Rekreation
- 89 Sonstige (notieren)

FORSCHEN

- 90 Messen (empirisch)
- 91 Forschen
- 92 Daten auswerten
- 93 Störzeit (Bsp. Leitfadengespräche)
- 99 Sonstige (notieren)

C. Ressourcen (allokativ)

UNTERKATEGORIE GEDR. INFORMATION

- 200 Archiv
- 201 Zeitung
- 202 Magazin, Zeitschrift
- 203 Fachzeitschrift
- 204 Lexika, Wörterbuch, Fachbuch
- 206 Informationsmaterial, Pressemitteilung
- 207 Zuschriften / Post (+70)
- 208 Schreibmaterialien
- 210 Notizen
- 211 Ausdrücke, Kopien, Faxe
- 212 Kalender
- 219 Sonstige (notieren)

UNTERKATEGORIE GERÄTE

- 301 Telefon
- 302 Telefonhybrid (Blackberry)
- 303 Aufnahmegerät
- 304 Fax (Gerät)
- 305 Kopierer
- 306 Fernseher, Radio
- 307 Drucker
- 309 Sonstige (notieren)

UNTERKATEGORIE COMPUTER

- 400 Textverarbeitung
- 401 E-Mail-Programm (+72 / +73)
- 402 Redaktionssystem
- 403 Intranet
- 404 Media Player usw.
- 409 Sonstige (notieren)

UNTERKATEGORIE NETZ

- 500 Suchmaschine
- 501 Journalistisches Angebot (welches?)
- 502 Blog
- 503 Wikipedia
- 504 PR Organisationsangebot Industrie
- 505 Verband, Verein, Partei, Gruppe
- 506 staatl. Einrichtung, Ämter
- 507 staatl. Forschungseinrichtung o. Universität (+welche)
- 508 eigenes Angebot
- 509 sonstige Seite (notieren)

A.3 Beobachtungsbogen

(Um etwa 80 Prozent verkleinerte Darstellung.)

Dieser Bogen ist wissenschaftliches Originalmaterial. Bei Fund bitte 0176 - 60 80 15 51 anrufen. Findenlohn.



Erfassungsbogen Studie Wissenschaftsjournalismus

Datum:

Startzeit:

Beobachter: Jakob J. E. Vranj

Fragebogenident:

Gültig: ()

Erfasst: ()

Zeitintervall			
Nr.	Forts.	Person	Ort
Handlung			
Ressource			
[?]			

Zeitintervall			
Nr.	Forts.	Person	Ort
Handlung			
Ressource			
[?]			

Zeitintervall			
Nr.	Forts.	Person	Ort
Handlung			
Ressource			
[?]			

Zeitintervall			
Nr.	Forts.	Person	Ort
Handlung			
Ressource			
[?]			

Zeitintervall			
Nr.	Forts.	Person	Ort
Handlung			
Ressource			
[?]			

Zeitintervall			
Nr.	Forts.	Person	Ort
Handlung			
Ressource			
[?]			

Zeitintervall			
Nr.	Forts.	Person	Ort
Handlung			
Ressource			
[?]			

Zeitintervall			
Nr.	Forts.	Person	Ort
Handlung			
Ressource			
[?]			

Zeitintervall			
Nr.	Forts.	Person	Ort
Handlung			
Ressource			
[?]			

Zeitintervall			
Nr.	Forts.	Person	Ort
Handlung			
Ressource			
[?]			

Zeitintervall			
Nr.	Forts.	Person	Ort
Handlung			
Ressource			
[?]			

Zeitintervall			
Nr.	Forts.	Person	Ort
Handlung			
Ressource			
[?]			

Zeitintervall			
Nr.	Forts.	Person	Ort
Handlung			
Ressource			
[?]			

Zeitintervall			
Nr.	Forts.	Person	Ort
Handlung			
Ressource			
[?]			

Zeitintervall			
Nr.	Forts.	Person	Ort
Handlung			
Ressource			
[?]			

Zeitintervall			
Nr.	Forts.	Person	Ort
Handlung			
Ressource			
[?]			

Zeitintervall			
Nr.	Forts.	Person	Ort
Handlung			
Ressource			
[?]			

Zeitintervall			
Nr.	Forts.	Person	Ort
Handlung			
Ressource			
[?]			

Zeitintervall			
Nr.	Forts.	Person	Ort
Handlung			
Ressource			
[?]			

Zeitintervall			
Nr.	Forts.	Person	Ort
Handlung			
Ressource			
[?]			

A.4 Leitfaden

1. Biografie

1.1. Alter

1.2 (Hochschul-)Ausbildung

1.3 Journalistische Berufsbiographie

1.4 Seit wann im Unternehmen

2. Organisation der Redaktion

2.1 Welchen Status hat die Wissenschaftsseite im Haus? (Ansehen, intern)

2.2 War heute ein typischer Arbeitstag, was war anders? (Validierung d. Beobachtung)

2.3 Schreiben Sie viel für andere Ressorts? (Geschlossenheit)

3 Arbeitsalltag der Redaktion

3.1 Wie würden Sie die Arbeit des Wissens-Ressorts allgemein beschreiben? Gibt es Unterschiede zum Nachrichten-Journalismus?

3.2 Wie würden Sie die eigene Tätigkeit beschreiben?

3.3 Wie wichtig ist Kontakt zu Wissenschaftlern?

3.4 Was ist die Besonderheit der Wissenschaftsseite?

4 Themenauswahl

4.1 Wann kann ein Thema nur auf der Wissenschaftsseite stehen?

4.2 Woher kommen Ihre Themen im Normalfall?

4.3 Die Zeitung ist ja eine Regionalzeitung. Wie viele Themen haben einen regionalen Bezug? Oder: Wie bestimmt sich der überregionale Anspruch?

4.4 Wenn sie an die letzte Woche denken: was war ein gutes Thema, dass Sie sagen würden, das ist uns gelungen? Woran lag das?

4.5 Gab es ein Thema in letzter Zeit, wo Sie nicht so zufrieden waren? Woran lag das?

4.6 Es gibt ja Sperrfristen – ist das für die tägliche Arbeit eher ein Vorteil oder eher hinderlich?

4.7 Wie wichtig ist der wissenschaftliche Erkenntniswert eines Themas, dass ein Forscher sagt, das ist jetzt wichtig?

Vielen Dank.

A.5 Das Programm ›Tagesverlauf‹

Die Programmoberfläche von ›Tagesverlauf‹

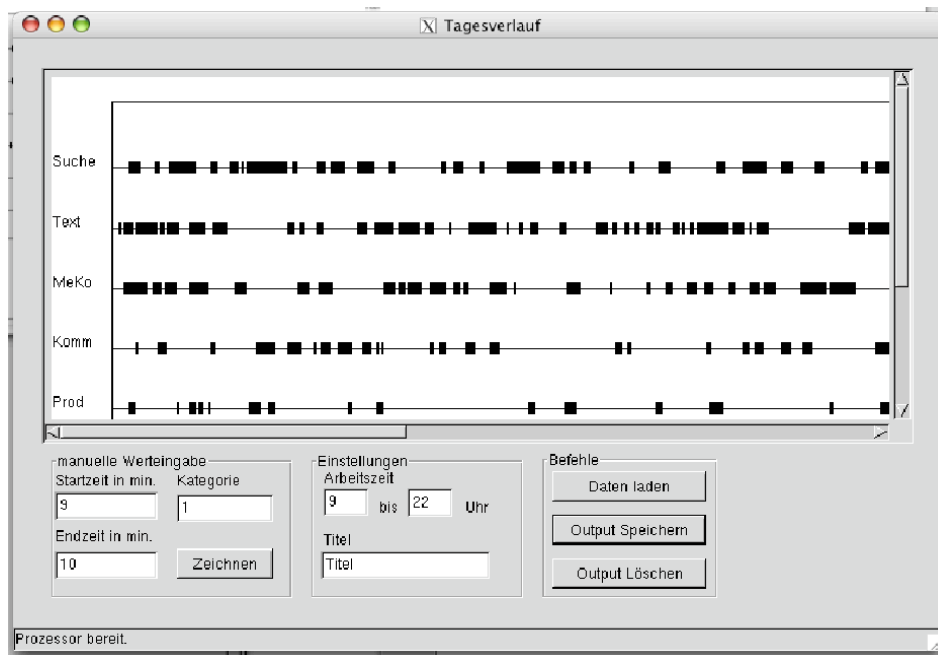


Abbildung A5.1: Das Programmfenster des Plotting-Programms ›Tagesverlauf‹ zur Abbildung der beobachteten Tagesverläufe in Sequenzschaubildern (abgebildet mit einem Datensatz von Zufallsdaten).

Das Programm TAGESVERLAUF erzeugt aus Dateien, die im ›ASCII fixed‹ Format mit SPSS 13 abgespeichert werden, Sequenzschaubilder nach dem von Quandt dargestellten Grundprinzip (2005, 363). Eine solche Darstellung gehört nicht zum Umfang des verwendeten Statistikpakets SPSS 13. Die Erstellung war notwendig geworden, da die von Quandt angewandte Konvertierung der handlungsbasierten Daten in einen Zeitverlauf sehr aufwendig ist, wie ich auf Nachfrage beim Autor erfuhr. Quandt arbeitete zur Erstellung der Schaubilder mit dem Programm EXCEL von MICROSOFT als Verlaufsschaubilder. Allerdings waren umfangreiche Transformationen des Datensatzes und der Einsatz von Skripts notwendig.

Deshalb wird vom Verfasser in der Programmiersprache LAZARUS FREEPASCAL für das Betriebssystem MAC OS X ein einfaches Plotting-Tool geschrieben (Abb. A5.1). Das Programm beherrscht nur drei grundlegende Funktionen:

- DATEN LADEN: eine Ausgangsdatei wird eingelesen und grafisch umgesetzt.
- OUTPUT SPEICHERN: die ausgegebene Grafik wird als Bitmap-Grafik gespeichert.
- OUTPUT LÖSCHEN: füllt den Ausgabebereich mit weiß, aktualisiert die Skalen und den Titel.

Das Programm braucht eine Datendatei mit Zeilen im Format

Kategorie Handlungsbeginn Handlungsende

wobei die Variablen durch (beliebig viele) Leerzeichen getrennt sein müssen. Die Variablen werden in SPSS berechnet, das Programm hat lediglich Darstellungsfunktion (Abb. A5.2).

Die Variable ›Kategorie‹ entsteht durch Umcodierung (Kategorisierung) von Handlungen (Kap. 3.4.2, FN 47) und enthält Werte von 1 bis 6. Die Variablen ›Handlungsbeginn‹ und ›Handlungsende‹ enthalten die vergangenen Minuten seit Arbeitsbeginn. Sie werden aus den beobachteten Zeitintervallen in SPSS errechnet und auf Minuten gerundet. Ausgegeben werden alle verarbeiteten Werte (N) und die fehlenden Werte. Quandt verwendet Zeitschritte von fünf Sekunden (2005, 187). Auf solche Schritte wäre das Programm durch leichte Modifikationen problemlos anzupassen. Für die hier genutzte optische Darstellung ergibt sich daraus kein Vorteil.

Das Programm erlaubt eine manuelle Dateneingabe zu Testzwecken. Des Weiteren erlaubt es die Einstellung des Arbeitstages, etwa von 9 Uhr bis 22 Uhr. Ein Test wird mit einem Datensatz aus 468 Zufallsdaten gemacht. Der Abgleich von 20 ausgewählten Daten zur Kontrolle der korrekten Auftragung ergibt keine Abweichung.

Darstellung der Tagesverläufe

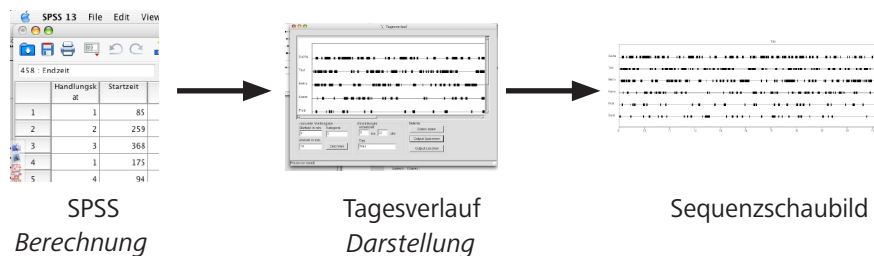


Abbildung A5.2: Die Rolle des Programms ›Tagesverlauf‹ im Arbeitsprozess zur Erstellung von Sequenzschaubildern nach Quandt. Eigene Darstellung.

Erklärung zu Anhang B

Die Leitfadengespräche, die dokumentierten Seiten, die Interviewauswertung, das Transkript des Beobachtertagebuchs und die Tagesverläufe werden dieser Arbeit aus Gründen der Anonymisierung in einem gesonderten Band (Anhang B) beigelegt. Dieser ist nicht öffentlich und kann nur auf begründete Anfrage eingesehen werden. Der SPSS-Datensatz liegt diesem Anhang auf CD-ROM bei.

Lebenslauf

Jakob Jochen Emil Vicari, geb. Klein
geboren am 21. Juli 1981 in Berlin-Charlottenburg
verheiratet

seit Sept. 2002	Ausbildung zum Redakteur an der Deutschen Journalistenschule, München Studium der Diplom-Journalistik an der Ludwig-Maximilians-Universität München
Sept. - Nov. 2006	Hospitantz Zeit Wissen Magazin, Hamburg Chefredakteur Christoph Drösser
Sept. 2004 - Juli. 2005	Studienaufenthalt an der Université de Genève, Schweiz
Jan. - März 2004	Praktikum Süddeutsche Zeitung, München, Redaktion Wissenschaft Ressortleiter Dr. Patrick Illinger
Juli- Sept. 2003	Praktikum Probono Fernsehproduktion GmbH, Köln Geschäftsführer Friedrich Küppersbusch
2001- 2002	Zivildienst in der individuellen Schwerstbehindertenbetreuung bei Behindert, na und e.V., Wuppertal
1992 - 2001	Gymnasium am Kothen, Wuppertal Abitur
1988 - 1992	Grundschule in Berlin und Wuppertal

Eidesstattliche Erklärung

Hiermit erkläre ich, Jakob Jochen Emil Vicari, an Eides Statt, dass ich die vorliegende Arbeit selbstständig und ohne Benutzung anderer als der angegebenen Hilfsmittel angefertigt habe. Die aus fremden Quellen direkt oder indirekt übernommenen Gedanken sind als solche kenntlich gemacht.

Die Arbeit wurde bisher in gleicher oder ähnlicher Form keiner anderen Prüfungskommission vorgelegt und auch nicht veröffentlicht.

München, den 12. September 2007

Jakob Jochen Emil Vicari

Kontaktdaten des Verfassers

Jakob J. E. Vicari

Einsteinstr. 96

81675 München

Telefon: 089-54848740

E-Mail: post@jjev.de